Preis 3 kr. (N° 85.) oder 1 Ngr.

Wochenbände

für das

geistige und materielle Wohl

des

deutschen Volkes.

Herausgegeben

von der

Gesellschaft zur Verbreitung guter und wohlfeiler Bücher.

Mit einer Menge von Abbildungen.

Die Geschichte des Pferdes

in sechs Theilen.

I.

Stuttgart, 1847.

Die Expedition der Wochenbände.

Die
Geschichte des Pferdes,

sein Ursprung,

seine körperliche und psychische Charakteristik, seine Varietäten und Stammverwandten.

Von

W. C. L. Martin.

Nebst einem Anhange W. Youatt's:

Ueber die Krankheiten des Pferdes.

*

Nach dem Englischen bearbeitet
von
Dr. F. M. Duttenhofer.

Mit vielen Abbildungen.

Stuttgart:
Die Expedition der Wochenbände.
1847.

Druck von Scheible, Rieger & Sattler in Stuttgart.

Erstes Kapitel.

Von den fossilen Ueberresten des Pferdes.

Gleichzeitig mit verschiedenen Gattungen des Mammuth, Mastodon und Rhinoceros, so wie mit jenen zur Ordnung der Zahnlosen (Edentaten) gehörigen Umgeheuern, wie das Megatherium, Mylodon und Glyptodon, kam in der antediluvianischen Welt das Pferd, oder besser gesagt, eine zur Pferdefamilie gehörige Thierart vor. Offenbar existirten von diesen Thieren mehr als eine Species, wie die fossilen Ueberbleibsel beweisen, welche man zusammen mit den Ueberresten jener Ungeheuer der vergangenen Schöpfungsperiode antrifft. Die fossilen Pferdeknochen kommen sowohl in Europa als auch in Asien und Afrika * vor und fehlen auch nicht, und zwar in bedeutender Menge, in Nord- und Südamerika. Man findet sie in den Süßwasserablagerungen, in oberflächlich gelegenen Schichten von Mergel, Sand und Thon, in der Knochenbreccie im Eppelsheimer Sand und in den Knochenhöhlen, kurz in Formationen, welche die Geologen als die dritte oder pliocenische Periode der tertiären Gebirgsformation bezeichnet haben.

Cuvier sagt, als er vom fossilen Pferde spricht, Folgendes: „Seine Zähne kommen zu Tausenden unter den Ueberresten der so eben erwähnten Thiere (Mammuth, Mastodon 2c.), und zwar beinahe in allen ihren Lagerungsstätten vor, es ist aber nicht möglich, darüber zu entscheiden, ob damals bloß eine Art existirte oder nicht, weil die Skelette dieser Species einander so ähnlich sehen, daß man durch die bloße Vergleichung ihrer zerstreuten Fragmente auf keinen Unterschied kommen kann."

Ohne uns in die Einzelnheiten der osteologischen Fragen einzulassen, bemerken wir nur, daß eine Prüfung einer Sammlung von fossilen, dem Pferdegeschlecht angehörigen

* Colonel H. Smith hat in der Berberei fossile Pferdezähne gesehen.

Knochen in jenem herrlichen Institut, dem brittischen Museum, uns davon überzeugt hat, daß (wie es auch bei dem fossilen Elephanten oder dem Mammuth der Fall ist) mehr als eine antediluvianische Pferdespecies unterschieden werden kann. Ob aber das Pferd oder irgend ein ihm verwandtes zum Genus Equus gehöriges Thier seinen Ursprung von einem dieser Zeitgenossen des Mammuth oder Mastodon herleitet, ist eine Frage, welche nicht wohl entschieden werden kann.

Die vergleichende Betrachtung jener fossilen Ueberreste hat uns zu dem Schlusse gebracht, daß auf dem europäischen Continent eine Pferdespecies von mittlerer Größe und eine von der Größe der Zebra existirt hat (Equus nanus, Hippotherium nanum, Kaup), während in England die Ueberreste einer größeren Gattung, welche unseren Wagenpferden an Größe gleichkam, nebst anderen vorkam, welche dem kleineren Hippotherium des Continentes ähnlich waren. Aus Indien hat Kapitän Cautley die fossilen Knochen von zweien, wo nicht von drei Gattungen nach England gebracht; sie wurden unter anderen Ueberbleibseln der Vorwelt an den durch zerfallene Klippen gebildeten Abhängen und theilweise in dem Sandsteine der Sewalikhügel gefunden, welche die südlichen Abdachungen des Himalaya zwischen dem Sutlej und Ganges darstellen. Eine Species scheint der arabischen Race unserer Zeit sehr ähnlich gewesen zu sein: denn der Schädel ist zwischen den Augen sehr breit. Eine andere Species war klein aber langgliederig und wahrscheinlich sehr flüchtig, die Knochen der Extremitäten sind von außerordentlicher Zartheit und erinnern an die der Gazellen.

Aus Nordamerika brachte Kapitän Beechey von den schlammigen Klippen der Eschholzbay fossile Ueberreste eines Pferdes, welche er unter versteinerten Mammuth- und Ochsenknochen gefunden hatte. An dies knüpft sich folgende Bemerkung von Darwin an: „Pferdeknochen, mit denen des Mastodons vermischt, wurden zu verschiedenen Zeiten von Nordamerika nach England zum Verkaufe gebracht, aber man hat wegen der einfachen Thatsache, daß es Pferdeknochen waren, geglaubt, sie wären zufällig mit den fossilen gemischt worden.“

In Südamerika fand Darwin einen fossilen Pferdezahn mit einem des nicht mehr vorhandenen Toxodons bei St. Fé in dem den Pampas eigenen rothen Thon, einen anderen Zahn fand er in Bahia Blanka nebst zahlreichen anderen Edentaten der Vorwelt angehörigen Ueberresten an einem Gestade, das zu Zeiten der Springflut unter Wasser war.

In den Grotten der Minas Geraes, einem Bergwerkdistrikt von Brasilien, sind fossile Ueberreste einer Pferdegattung (Equus curvidens, Owen) in bedeutender Menge gefunden worden.

Wenn wir nun Australien ausnehmen, denn von diesem Erdtheile sind unseres Wissens noch keine fossilen Pferdeknochen gebracht worden, so können wir sagen, daß zu jener Epoche, wo die vorweltlichen, zur Familie der Dickhäuter gehörigen Thiere gelebt haben (das beweisen die vermischt vorkommenden Ueberreste dieser Thiere), in ganz Europa, Asien, Afrika und Amerika zur Pferdefamilie gehörige Thiere existirten. Das Mammuth und das Mastodon, der wilde Stier und das Pferd schweiften durch jene ungeheuren Landstrecken, welche in Folge ihrer geologischen Veränderungen den Untergang dieser Thiere herbeigeführt haben, und es ist ein eigenthümliches Geschick, daß das Pferd unserer Zeit durch den Menschen erst seit der Entdeckung Amerika's durch Columbus nach jenem Erdtheil gebracht wurde, wo es nun, der Nachfolger der untergegangenen Species, in voller Freiheit umherschweift.

„Sehr wenige Species lebender Quadrupeden," bemerkt Darwin, „welche ausschließlich auf dem Lande leben, kommen in beiden Continenten zugleich vor und diese wenigen sind vorzugsweise auf die äußerste Region des Nordens angewiesen, wo ein ewiger Winter herrscht. Die Trennung zwischen den asiatischen und amerikanischen geologischen Provinzen scheint in früheren Zeiten weniger vollkommen gewesen zu sein als gegenwärtig. Die Ueberbleibsel des Elephanten und des Rindes wurden an den Ufern des Amadir (175° östlicher Länge) auf der äußersten Grenze Sibiriens gegen die amerikanische Küste zu gefunden, und nach Chamisso sind auf der Halbinsel Kamtschatka Reste der Vorwelt sehr häufig. Ebenso wissen wir von den Untersuchungen Kotzebue's und Beechey's, daß an dem gegenseitigen Ufer, welches den schmalen Meerarm begrenzt, der die beiden Continente theilt, Ueberbleibsel beider Thiere sehr häufig vorkommen, und unter diesen sind, wie Buckland gezeigt hat, immer Pferdezähne anzutreffen, welche, wie schon Cuvier mittheilt, zu Tausenden unter den Ueberresten der Dickhäuter der antediluvianischen Zeit zu finden sind. Diese Thatsachen führen uns dahin, jene Erdgegend als den jetzt durch eine Reihe von geologischen Veränderungen unterbrochenen Communikationsplatz zu betrachten, durch welchen die vorweltlichen Elephanten, Rinder und Pferde nach Amerika übersiedelten und diesen großen Continent bevölkerten." Daß wohl dieses die Art und Weise

war, auf welche jene Thiere der Vorwelt nach Amerika kamen, ist nicht zu läugnen; ohne Zweifel existirte zwischen beiden Erdtheilen ein durch die See nicht durchbrochenes, gleichförmiges Stück Land, welches einen freien Durchgang gewährte. Allein dieser Gegenstand kann noch von einem andern Gesichtspunkte aus ins Auge gefaßt werden, von dem Gesichtspunkte der Betrachtung der geographischen Vertheilung der typischen Thierfamilien, d. h. solcher Geschlechter, in welchen die leitenden Charaktere einer Ordnung am vollkommensten dargestellt sind. Es ist dies eine Idee, auf welche unser Freund Waterhouse gekommen ist, und wir stimmen darin mit ihm überein, daß die typischen Thiergeschlechter die größe Ausdehnung besitzen. So sind z. B. unter den Fleischfressern die Feliden oder die Familie der Katzen die, welche am meisten Typus haben und, mit Ausnahme von Australien, fehlen auch in keinem Erdtheile zu dieser Familie gehörigen Thiere. Dasselbe Gesetz läßt sich auf die Familie der Hunde anwenden, wozu der Hund, der Wolf, der Fuchs (Genus Canis) gehören. Unter den echten Dickhäutern steht der Elephant vor allen als Paradigma da. Wir kennen nur zwei lebende Species: den indischen und den afrikanischen; aber von solchen, die nun durch geologische Ursachen vertilgt sind, wissen wir, daß sie weit und breit über Europa, Asien und Amerika verbreitet waren. Das Geschlecht Mastodon, welches eine andere typische Gruppe der Ordnung der Dickhäuter darstellt und welches nur aus seinen fossilen Ueberresten bekannt ist, war ebenfalls in ganz Europa, Asien und Amerika verbreitet, und daß eine verwandte gigantische Art in Australien hauste, beweist die Anwesenheit verschiedener fossilen Knochen, welche von diesem großen Erdstrich durch Sir Thomas Mitchell eingesendet wurden. Diese Fossilien bestehen aus einem Theil eines Backenzahns, dem Mittelstück des Oberschenkelbeines, einem Theil der Wirbelsäule, einem Schulterblatt und anderen Fragmenten. Sie wurden auf den Darling-Dünen gefunden, welche ausgedehnte Ebenen an der Quelle des Flusses Darling sind und mehr als 4000 Fuß über der See liegen. In seiner Mittheilung an Professor Owen, an welchen Sir Thomas Mitchell die in Rede stehenden Ueberreste sandte, spricht Letzterer aus, daß diese ungeheuren Knochen in großer Anzahl vorkommen. Nach Professor Owen geht aus diesen Knochen hervor, daß sie dem Mastodon und Dinotherium angehören und, sagt er: „sie sind ein klarer Beweis dafür, daß in jener Zeit, wo Australiens dürre Ebenen durch den Hufschlag jener Ungeheuer erschüttert wurden, das Land ein anderes Aussehen gehabt haben mußte. Denn

konnte es wohl wie jetzt aus dürren und weitverbreiteten Strecken mageren Landes mit ausgetrockneten Strombetten bestehen, welche Trockenheit nur hier und da durch einen Wassertümpel unterbrochen wird? Alle Thatsachen und Analogien, welche auf die Lebensweise der Mastodonten und Dinotherien der Vorwelt einiges Licht werfen, deuten darauf hin, daß diese Geschöpfe vorzugsweise Marschland, Sümpfe oder Seen liebten. Daher kann man annehmen, daß zu der Zeit, wo die ungeheueren mastodonartigen Pachydermen die theilweile animalische Bevölkerung von Australien ausmachten, andere Beziehungen zwischen Land und Meer als jetzt zum Charakter der südlichen Hemisphäre gehörten, daß der Zustand der Oberfläche des Landes ein anderer war und die meteorischen Einflüsse, von welchen das Verhältniß und die Vertheilung von frischem Wasser abhängig sind, durchaus verschieden sein mußten. Vielleicht war eben der Wechsel des Klima von großer Feuchtigkeit zu der jetzt bestehenden vorherrschenden Dürre die Ursache oder die hauptsächlichste Ursache des Absterbens dieser Pachydermeu; vielleicht war das Gebiet Australiens zu der Zeit, als es jene Bewohner hatte, von größerer Ausdehnung als gegenwärtig. Waren jemals die antediluvianischen Pflanzenfresser so häufig, daß die Natur ihrer Vermehrung durch ein fleischfressendes Thier Grenzen setzte, so mußten einige Gattungen dieser letzteren Art existirt haben, welche aber größer sein mußten als der Dasyurus Laniarius der Vorwelt, welcher zu jener Zeit der Zerstörer des nun ebenfalls nicht mehr vorkommenden riesenhaften Kängurus, Macropus Titan, u. s. w war, dessen Ueberbleibel man in den Knochenhöhlen von Wellington Valley vorfindet." Diese und andere Betrachtungen drängen sich bei der Untersuchung der so interessanten in Rede stehenden fossilen Knochen auf, Betrachtungen, welche für die Geologie und Metorologie, die Botanik, die Zoologie und selbst die Entomologie Australiens zu einer Zeitperiode, wo diese ungeheueren Dickhäuter für dieses Land dasselbe waren, was die Mastodonten und die Mammuths für die Länder des übrigen Erdballs, von dem höchsten Interesse sind. Wenden wir uns nun von diesen gigantischen Pachydermen zu der einhufigen Familie in dieser Ordnung, welche das natürliche Geschlecht Equus darstellen (oder wenn wir Gray's Anordnung folgen wollen, welcher zwei Geschlechter, Equus und Asinus, annimmt), so finden wir, daß dasselbe Gesetz der geographischen Vertheilung noch jetzt vorherrschend ist. Uebergehen wir nun die zweifelhaften Gattungen, welche von einigen Reisenden obenhin erwähnt werden und unter diesen auch das Isabellzebra

von Südafrika, welches Le Vaillant als von gleichförmiger Rahmfarbe beschreibt, so sind drei Gattungen, nämlich das Zebra, Burchellszebra und das Quagga afrikanischen, wenigstens zwei, der Dschiggetai und der Kulan oder wilde Esel, asiatischen Ursprungs (der letztere kommt aber auch im nördlichen Afrika vor), und setzen wir diesen das gezähmte Pferd an die Seite, so finden wir, daß dieses in verschiedenen Racen über ganz Europa, Asien und Amerika vertheilt ist. Natürlich haben wir keineswegs anzunehmen, daß das antediluvianische amerikanische Pferd (wie dies erwiesenermaßen bei keinem modernen Repräsentanten der Fall ist), eingeführt wurde oder eingewandert sei, wir haben im Gegentheil keinen Grund, daran zu zweifeln, daß es ein diesem Continente eigenes ursprünglich dort vorkommendes Thier war, gleich dem Tapir, der als bestimmte Gattung in Amerika vorkommt, während eine andere Sumatra und Malacca bewohnt. Auf dieselbe Weise finden wir, wenn wir einen Blick auf die Rinderfamilie werfen, daß jeder Erdtheil seine ihm angehörigen Gattungen des Geschlechtes Bos hat, abgesehen von den Gattungen der Vorwelt, deren fossile Ueberreste in so reichlichem Maße vorhanden sind. Dies mag hinreichen, um anzudeuten, daß es durchaus nicht nothwendig ist, anzunehmen, daß das antediluvianische Pferd Amerika's dorthin von der alten Welt her eingewandert sein mußte, denn wir sehen schon hieraus, daß Amerika wohl seine eigenen Pferdespecies gehabt haben mag. Allein unsere Ansicht von dieser Sache wird zur positiven Ueberzeugung dadurch, daß wir erfahren, daß die fossilen Ueberreste, welche man in den Höhlen von Minas Geraes gefunden hat, einer ganz besonderen und eigenartigen Gattung angehören. Diese Ueberreste wurden durch ihren Entdecker, Claussen, nach Europa gebracht und sind, wie aus der Gestalt der Zähne hervorgeht, Reste derselben Pferdespecies, deren Zähne Darwin gesammelt hatte. Wegen einer Eigenthümlichkeit der Gestalt seiner Zähne hat diese Pferdegattung von Professor Owen den Namen Equus curvidens erhalten. So viel uns bis jetzt bekannt ist, hat man in den Continenten der alten Welt die Zähne des Equus curvidens noch nicht gefunden. Zwar ist unsere Kenntniß von den fossilen Formen der in Afrika vorkommenden antediluvianischen Pferde noch beschränkt, wir haben aber keinen Grund, zu glauben, daß in jenem Lande die eigenthümliche in Rede stehende Form vorgefunden wird.

Dies ist das Resultat einer summarischen Uebersicht über die so weit verbreiteten fossilen Ueberreste der verschiedenen Gattungen des Geschlechtes Equus, welche mit denen des

Rindes und Elephanten in den tertiären Formationen der Erdrinde, also geologisch gesprochen, einer jungen Aera angehören, wenn wir aber von unserer Zeit ausgehen, die Erzeugnisse einer weit entfernten, wundervollen Zeit sind, welche über alle historischen Erinnerungen, ja sogar über die Zeit der Existenz des Menschen hinausreicht. Sind wohl alle diese Pferdegattungen völlig verschwunden, gibt es von diesem Geschlechte kein einziges, welches das allgemeine Schicksal seiner Familie überlebt hat, um seine Race noch bis auf unsere Tage fortzupflanzen? oder sind sie wie die fossilen Elephantengattungen von den jetzt existirenden Racen specifisch verschieden? Um auf einen parallelen Fall zu blicken, so findet man fossile Ueberreste eines Rindergeschlechtes mit großen Hörnern und mit Schädeln, welche, wie sich Cuvier ausdrückt, „denen des zahmen Rindes ähnlich sind," in neueren Erdablagerungen von Mergel, Höhlen u. s. w., und Cuvier glaubt, sie seien die Ueberreste des alten Urus (nicht des Auerochsen) und daher die Stammeltern unseres Hausviehes, das sich im Zustande der Freiheit nach dem Absterben der gleichzeitig mit ihm vorhandenen Elephanten, Rhinocerosse, Hirsche, Bären und Hyänen fortgepflanzt habe. Auch Bell ist dieser Ansicht, und wir sind bereit, zu erklären, daß dies zwar ein möglicher, wiewohl unwahrscheinlicher Fall ist, da er alles Beweises ermangelt. Auf gleiche Weise hat wohl eine der fossilen Pferdegattungen, wovon vielleicht wenige Exemplare, welche auf einem besonders günstigen Erdstriche hausten, den allgemeinen Untergang überlebt, und es kann aus diesen das gezähmte Pferd entsprungen sein, welches unter der Pflege des Menschen sich fortpflanzte, während die letzten Abkömmlinge des wilden Stammes das Schicksal ihrer Voreltern theilten. So ist es, obgleich keine ursprünglich wilden Pferde mehr existiren (eine Ansicht, die von Manchen, aber nicht von uns vertheidigt wird), möglich, daß das gezähmte Pferd von denjenigen abstammt, deren fossile Ueberreste wir ausgraben, und welche mit dem Mammuth zugleich lebten. Wie gesagt, es ist dies möglich, es läßt sich aber durch keinen positiven Beweis unterstützen. Eben so möglich ist es ebenfalls, daß eine Gattung der wilden Esel, wie der Kulan oder der Dschiggetai oder das Zebra und Quagga in ihrem Ursprunge von anderen Gattungen abzuleiten sind, deren fossilen Ueberreste einen Gegenstand der Studien des Geologen bilden. Ist dies beim Rinde und Pferde der Fall, so glauben wir, daß dies eine Ausnahme von der Regel wäre, was wenigstens die Wirbelthiere und insbesondere die Säugethiere anlangt. Reden wir nicht vom

Mastodon, Megatherium, Megalonyx, Scelidotherium, Mylodon, Toxodon, Dinotherium und anderen, welche keine lebenden Repräsentaten mehr haben, sondern blicken wir nur auf solche, deren gleichartige Repräsentanten noch leben, wie der Bär, die Hyäne, der Elephant, das Rhinoceros, das Krokodil und andere, so glauben wir, daß in jedem Falle die fossilen Gattungen von den jetzt lebenden wesentlich verschieden sind. Was einige kleinere Säugethiere betrifft, wie manche Nagethiere verschiedener Art, deren Knochen um ihrer Kleinheit willen dem Untersucher zu wenige Vergleichungspunkte darbieten, um ein entscheidendes Urtheil zu fällen, so glauben wir, daß, in so weit eine scharfe Prüfung möglich war, die specifische Verschiedenheit derjenigen, welche sehr nahe zu stehen schienen, außer allem Zweifel steht. Was aber das langhörnige, fossile Rindergeschlecht betrifft, das Cuvier als den Prototyp unseres gezähmten Rindes annimmt, und davon er das wilde Rind von Chillingham als ein in unvermischtem oder wildem Zustande vorhandenes Paradigma oder einen Taurus sylvestris annimmt, so haben wir zu bemerken, daß die Hörner des letzteren klein, scharf und aufgekrümmt sind, und gegenüber den ungeheuer weitgesprengten knochenen Bögen der Hörner des fossilen Rindes, welche uns bekannt sind, und deren manche nahezu vier Fuß in ihrer größten Weite messen, gar keinen Vergleich aushalten. Dieser Gegenstand bietet außerordentlich viele Schwierigkeiten dar, zumal da wir wissen, daß sehr viele fossile und noch jetzt lebende ein- und zweischalige Muscheln identisch sind; daher ist es sehr gewagt, in diesen Dingen einen kategorischen Ausspruch zu thun. Freilich ist die Vergleichung zwischen den Muscheln, deren Art der Lagerung ganz andere Verhältnisse darbietet, als die der Thierknochen, nicht passend. Die Muscheln häufen sich generationenweise auf dem Boden von Buchten, sowohl in seichten als tiefen Meeresgründen, in Lagen an und bilden im Schlamm oder im feinen Sande, welcher vom Wasser niedergeschlagen wird, ganze Bänke; nun dürfen nur durch eine geologische Hebung diese Massen theilweise emporgehoben und dadurch zum festen Felsen werden, wobei die Gattungen, vorausgesetzt, daß das Wasser sich nicht in Absicht auf Qualität verändert, lebend bleiben; alsdann findet man, daß, während das Ufer voll ist von fossilen Muscheln, man auf dem Grund der See dieselben Gattungen lebend antrifft. Unsere Beobachtungen sind allein auf die tertiären Erdschichten gerichtet, in welchen wir eine große Reihe von antediluvianischen Wirbelthieren vorfinden, welche nicht bloß in Gattungen (Species), sondern in Ge-

schlechtern (Genera) vorhanden sind, Geschlechter, welche wir aus dem großen Buche der Schöpfung als gestrichen ansehen müssen; wenden wir dagegen unsern Blick auf die Schalthiere, so treffen wir viele fossile Gattungen noch als lebende an, und zwar in einem steigenden Verhältniß, jemehr wir von den älteren Gebirgsformationen zu den neueren übergehen. In den ältesten oder eocenischen Ablagerungen der Tertiärgebilden kommen etwa drei bis vier Procent jetzt lebender Gattungen vor, in den mittleren oder miocenischen etwa achtzehn bis zwanzig Procent, in den neuesten oder pliocenischen aber vierzig bis fünfundneunzig Procent, je nach der Ordnung oder Familie. Vermengt mit diesen Schalthieren, welche in den sie enthaltenden geologischen Formationen liegen, kommen die Ueberreste gänzlich ausgestorbener Säugethiere vor, welche wahrscheinlich ursprünglich durch einen nicht mehr vorhandenen Fluß in eine Bucht geschwemmt wurden, wo man sie jetzt zwischen den Muscheln vorfindet. Die Säugethiere sind von der Erde verschwunden, während die See noch immer der Wohnort von tausend mit den fossilen Gattungen identischer ist, welche erstere mit den Gebeinen des Megatherium oder Toxodon zusammengefunden werden. Hieraus sehen wir ein, daß die Periode der Existenz, welche man einer vorweltlichen Gattung von Säugethieren zuschreibt, von weit kürzerem Datum ist, als die Periode, welche bei den Schalthieren, deren Geschlechter sich theilweise noch lange fortpflanzen konnten, angenommen werden kann.

Wohl kann man nun die Frage aufwerfen: Welcher Ursache oder welchen Ursachen ist die Vertilgung der fossilen Gattungen des Pferdegeschlechtes zuzuschreiben? Dieselbe Frage ist auch auf andere Säugethiere der Vorwelt anwendbar. Geologische Veränderungen auf der Oberfläche der Erde, allmählige Erhebungen von ungeheueren Landstrichen, mit welchen eine totale Umwandlung in dem Charakter der Pflanzenwelt gegeben war, periodische Austrocknungen und Ueberflutungen, kurz eine Verbindung von Einflüssen, welche demjenigen nicht leicht im ersten Augenblick einleuchten, welcher sich das gegenwärtige Europa vor Augen hält, mögen vereint zu der Vertilgung der Thiergeschlechter hingewirkt haben, um den Schauplatz für ihre Nachfolger freizulassen. Von den Wirkungen dieser periodischen Austrocknungen, welche Australien und Südamerika besonders eigenthümlich sind, gibt uns Darwin ein furchtbares Gemälde, das wir uns erlauben, im Auszuge wiederzugeben, da es mit unserem Gegenstande in genauer Berührung steht: „Während wir durch das Land

reisten (St. Fé), erhielt ich einige lebensvolle Beschreibungen von der Einwirkung einer großen Trockenheit, und die Wiedererzählung derselben kann einiges Licht auf gewisse Vorkommnisse werfen, wodurch Thiere aller Gattungen in großer Anzahl mit einander in eine Grube zusammengeworfen wurden. Der Zeitraum von 1827 bis 1830 wird die große Trockenheit (el gran seco) genannt. Während dieser Zeit fiel so wenig Regen, daß die Vegetation bis auf die Disteln herab ausblieb; die Bäche waren ausgetrocknet und das ganze Land sah aus wie eine staubige Heerstraße. Besonders war dies in den nördlichen Theilen der Provinz Buenos Aires und den südlichen der Provinz St. Fé der Fall. Eine sehr große Anzahl von Vögeln, Wild, Rindern und Pferden verschmachteten wegen gänzlichen Mangels an Futter und Wasser. Ein Mann erzählte mir, daß die Hirsche zu der Quelle in seinem Hofe zu kommen pflegten, welche er genöthigt war, zu graben, um sich und seine Familie mit Wasser zu versehen, und daß die Rebhühner kaum Kraft genug gehabt hätten, um bei der Verfolgung fortzufliegen. Die niederste Schätzung des Verlustes an Rindern in der Provinz Buenos Aires belief sich allein auf eine Million Stück. Ein Gutsbesitzer zu San Pedro hatte vor diesen Jahren 20,000 Stück Hornvieh, zuletzt blieb ihm kein einziges übrig. San Pedro liegt mitten in der schönsten Gegend des Landes und hat noch jetzt Ueberfluß an Thieren aller Art, aber während der letzten Zeit des gran seco wurde Vieh dorthin verschifft, um zur Ernährung der Einwohner zu dienen. Die Thiere liefen von den Estancias (Wohnplätzen) weg, wanderten gegen Süden und häuften sich daselbst in so großer Menge an, daß von Buenos Aires aus eine Regierungscommission niedergesetzt wurde, um die zahlreichen Streitigkeiten wegen des Eigenthumsrechtes zu schlichten. Sir Woodbine Parish hat mir eine andere und sehr merkwürdige Quelle von Rechtsstreiten mitgetheilt. Da der Boden so ungeheuer trocken war, so wurden rings umher durch den Wind so große Massen von Staub geweht, daß die Landesgrenzen in dieser offenen Gegend verwischt wurden, und die Leute nicht mehr im Stande waren, die Grenzen ihres Besitzthumes genau auszumitteln.

„Ein Augenzeuge hat mir berichtet, daß das Hornvieh in Heerden von Tausenden in den Parana stürzte,* und

* Azara erzählt von der Raserei der wilden Pferde, welche während der heißen Jahreszeit sich in die Sümpfe stürzen, Folgendes: „Die, welche zuerst ankommen, werden durch die nachfolgenden zu Boden gedrückt und zertreten. Es ist mir mehr als einmal begegnet, daß ich mehr als tausend Kadaver von wilden Pferden vorfand, welche auf diese Weise umgekommen waren.“

daher die Thiere, weil durch Hunger erschöpft, unfähig, an das morastige Ufer zu klettern, zurückgleiteten und ertranken. Der Flußarm, welcher an San Pedro vorüberfließt, war so voll von verfaulten Kadavern, daß, wie ein Schiffspatron mir davon erzählte, der Gestank so abscheulich gewesen sei, daß man diesen Weg nicht hatte passiren können. Ohne Zweifel kamen auf diese Weise etliche hunderttausend Thiere in dem Flusse um. Die faulenden Thierleichen schwammen den Strom hinab, und sehr wahrscheinlich wurden viele derselben an der Mündung des La Plata abgesetzt. Alle kleinen Flüsse wurden im hohen Grade salzig, und es verursachte der Genuß dieses Wassers den Tod einer großen Anzahl von Thieren aller Art, denn wenn ein Thier solch ein brackisches Wasser zu sich nimmt, kommt es nicht davon. Ich bemerkte, daß die kleineren Ströme der Pampas über ein Bett von Knochenbreccie dahinfließen; welche aber wahrscheinlich nach und nach sich bildete und nicht die Folge eines großen Ereignisses war.

„Unmittelbar auf diese ungewöhnliche Dürre begann eine sehr regnerische Periode, welche große Fluten erzeugte. Hieraus ist einleuchtend, daß einige tausende dieser Skelette durch die Ablagerungen des nächsten Jahres begraben wurden. Was möchte wohl die Meinung eines Geologen sein, welcher eine solche ungeheure Sammlung von Knochen aller Thierarten, und von jedem Alter in einer dicken Erdmasse zusammen begraben fände? Wäre er nicht wohl eher geneigt, dies einer Flut zuzuschreiben, welche die ganze Oberfläche des Landes überschwemmte, als der gewöhnlichen Ordnung der Dinge?"

Stellen wir uns einmal eine mehr oder minder allmählige Hebung des ganzen Europa recht lebendig vor, welche mit periodischen Trockenzeiten verbunden wäre, die ein, zwei oder vier Jahre lang anhielten — es sollen nun hierauf ungeheure Regengüsse kommen, und durch eine gleichzeitige Aenderung in der Temperatur der Atmosphäre die Produktionen des Pflanzenreiches gestört werden; durch diese gradweise Hebung sollen Binnenmeere, Buchten und große Landseen in Sandwüsten oder Steppen, dagegen aber große Striche von ehemals fruchtbarem Boden, auf welchem eine üppige Vegetation sich entfaltet hatte, in eisige Ebenen umgewandelt werden, als deren Grenze ein gefrorener Ocean dasteht — so werden uns die Ursachen klar sein, welche die Vertilgung des Mammuths und des antediluvianischen Pferdes, so wie das Vorkommen ihrer Knochenreste im Flötzgebirge herbeigeführt haben.

Daß eine Hebung, wie die, welche wir so eben angenommen haben, auf dem großen Festlande von Südamerika stattfand und noch jetzt vor sich geht, und zwar von vulkanischen Einwirkungen abhängig ist, dafür liegen hinlängliche Beweise vor; und es kann ebenfalls erwiesen werden, daß gleichzeitig mit dieser Hebung eine Senkung des Bettes des südlichen Theiles des stillen Oceans und seiner zahlreichen Inseln stattfindet, ja es ist wahrscheinlich, daß vielleicht in einer frühern Schöpfungsperiode der Grund dieses Meeres einen großen Continent bildete, dessen höchste Bergspitzen nun allein ihre Häupter über das Wasser erheben, während viele der mehr niederen unter dem Wasser verborgen sind und den Korallenpolypen zur Bildung ihrer felsartigen Gebäude dienen. Die Theorie von den abwechselnden oscillatorischen Bewegungen der Erdoberfläche, welche von ungeheueren und tiefliegenden Ursachen abhängig sind, ist durch Darwin in ein sehr klares Licht gesetzt, und in seinem schätzenswerthen Reisewerk erklärt worden, auf welches wir Diejenigen verweisen, welche hierüber sich näher zu unterrichten geneigt sind. Aus den zahlreichen Thatsachen aber, welche er mittheilt, geht die Thatsache unabweislich hervor, „daß die Rinde der Welt, auf der wir leben, in unaufhörlicher Bewegung ist."

Zweites Kapitel.

Von den wilden Gattungen des Pferdegeschlechtes.

Indem wir die Frage, ob und welcher Gattung von Thieren, deren fossilen Ueberreste bis auf uns gekommen sind, das jetzt lebende Pferdegeschlecht angehöre oder nicht, wollen wir die Gattungen des letzteren einzeln durchgehen, insofern die Naturforscher sie ausgemittelt haben. Wir müssen uns dabei erinnern, daß wir zwei gezähmte Repräsentanten des Genus Equus besitzen, und nun untersuchen, von welchen der wilden Gattungen diese wohl herzuleiten sind. Hierbei müssen wir die Bemerkung vorausschicken, daß man das Genus Equus in zwei oder vielleicht drei Unterabtheilungen bringen kann, welche von Einigen als besondere Geschlechter angesehen werden. Bei der ersten ist die Mähne und der Schweif mit reichlichen langen und flatternden Haaren versehen, der Aalstreifen über den Rücken fehlt wenigstens bei den meisten Racen, und die Hornwarzen kommen an der inneren Seite sowohl der vorderen als hinteren Extremitäten vor; der einzige Repräsentant hiervon ist das Pferd. Bei der zweiten (Genus Asinus, Gray) ist der Schwanz nur gegen seine Spitze mit langen Haaren versehen, die Mähne ist dünn und kurz, und die Hornwarzen sind nur an den vorderen Extremitäten vorhanden; hierher gehören: der Esel, der Dschiggetai &c. Die dritte Abtheilung kommt in Beziehung auf die wesentlichen Eigenschaften der zweiten gleich, allein die Streifen, welche sich beim Pferde bloß hier und da als einfacher Aalstreifen, beim Esel als Aalstreifen mit einem Kreuzstreifen über das Widerrist zeigen, kommen in größerer Anzahl, und mehr oder minder über den ganzen Körper zerstreut vor, so daß sie gleich den Streifen eines Tigers dem Thiere ein sehr schönes Ansehen verleihen. Dieser Gruppe hat Colonel H. Smith den Namen Hippotigris gegeben; hierher gehören: das Zebra, der Dow, das Quagga u. s. w. Diese Abtheilungen sind aber keineswegs generisch, außer

mit der Ausnahme, daß in der gegenwärtigen Zeit der Begriff Genus auf so unlogische Grundlagen basirt wird, daß mehr als ein Beispiel vorgekommen ist, wo man bei Vögeln aus dem Männchen und Weibchen verschiedene Genera gemacht hat. Die Wuth des Genusmachens und der sonderbare Geschmack, die Wissenschaft der Zoologie durch eine Masse von schlecht abgeleiteten technischen Nebendingen zu verwirren, gehört zur Charakteristik unserer Tage. Diese Namenschöpferei überwuchert die Zoologie nicht anders, als die parasitischen Pflanzen an den Bäumen thun, auf welchen sie wachsen.

Wie gesagt, besitzt die Gruppe der Hippotiger drei, vielleicht vier Gattungen, welche im südlichen Afrika vorkommen, nämlich das Zebra, das Zebra von Burchell oder den Dow und das Quagga. Diesen ist, wenn man der Autorität Le Vaillant's folgen will, ein wilder Esel von blaßgelber oder isabellartiger Farbe beigezählt worden, welcher von den Namaquas das weiße Zebra genannt wird. Es kommt nach seiner Aussage in Südafrika in großen Heerden vor. Daß andere Reisende dieses Thier gesehen hätten, ist uns nicht bekannt, da aber Le Vaillant ein geübter Beobachter von Thieren im Naturzustande war und ausdrücklich sagt: „Es ist sicher ein wilder Esel," so können wir ohne Anstand diese Gattung zu denjenigen Thieren zählen, über welche wir noch fernerer Belehrung bedürfen.

Ohne Zweifel war eine gestreifte Zebragattung den Alten unter dem Namen Hippotigris bekannt; da sie aber mit dem südlichen Afrika nicht bekannt waren, so mußten sie dieses Thier aus den ihnen zugänglichen Landstrichen erhalten haben. Wir wissen, daß Caracalla in den römischen Cirkus einen Elephanten, ein Nashorn, einen Tiger und einen Hippotiger, das heißt ein tigerartig gestreiftes Pferd, gebracht hat, welches wegen seiner regelmäßigen und schönen Zeichnung also genannt wurde. Von der Anwesenheit dieses Thieres im nördlichen Afrika hatte man in Europa keine entscheidende Kunde, als bis Reisende der neueren Zeit dasselbe in Abyssinien und Nigritien vorgefunden hatten. Die früheste Beschreibung desselben findet man bei Pigafetta, es wird von Lobo als der Zeuru Abyssiniens und von Ludolph als der Zeora oder Zecora der Gallas angeführt. Bruce gibt an, daß das Zebra in Abyssinien gefunden werde, sagt aber dabei: nirgends als in den südwestlichsten Distrikten von Kuora in Shangalla und Galla, in Naera und Caff und in den Gebirgen von Dyre und Degla.

Diese Gattung wird von manchen Naturforschern als das Zebra angesehen. Blyth sagt: „Das Zebra kommt

von der Capkolonie bis Guinea, Congo und nach Ludolph, selbst bis nach Abyssinien vor. Indessen ist es wahrscheinlich, daß diese in Abyssinien vorkommende Gattung nicht das eigentliche Zebra, sondern wohl eher eine Art Dow sei, welches Colonel Smith als ein ganz besonderes Thier betrachtet, und es unter den Namen Hippotigris Antiquorum, Congodauw, oder Zebra des Pigafetta beschreibt und

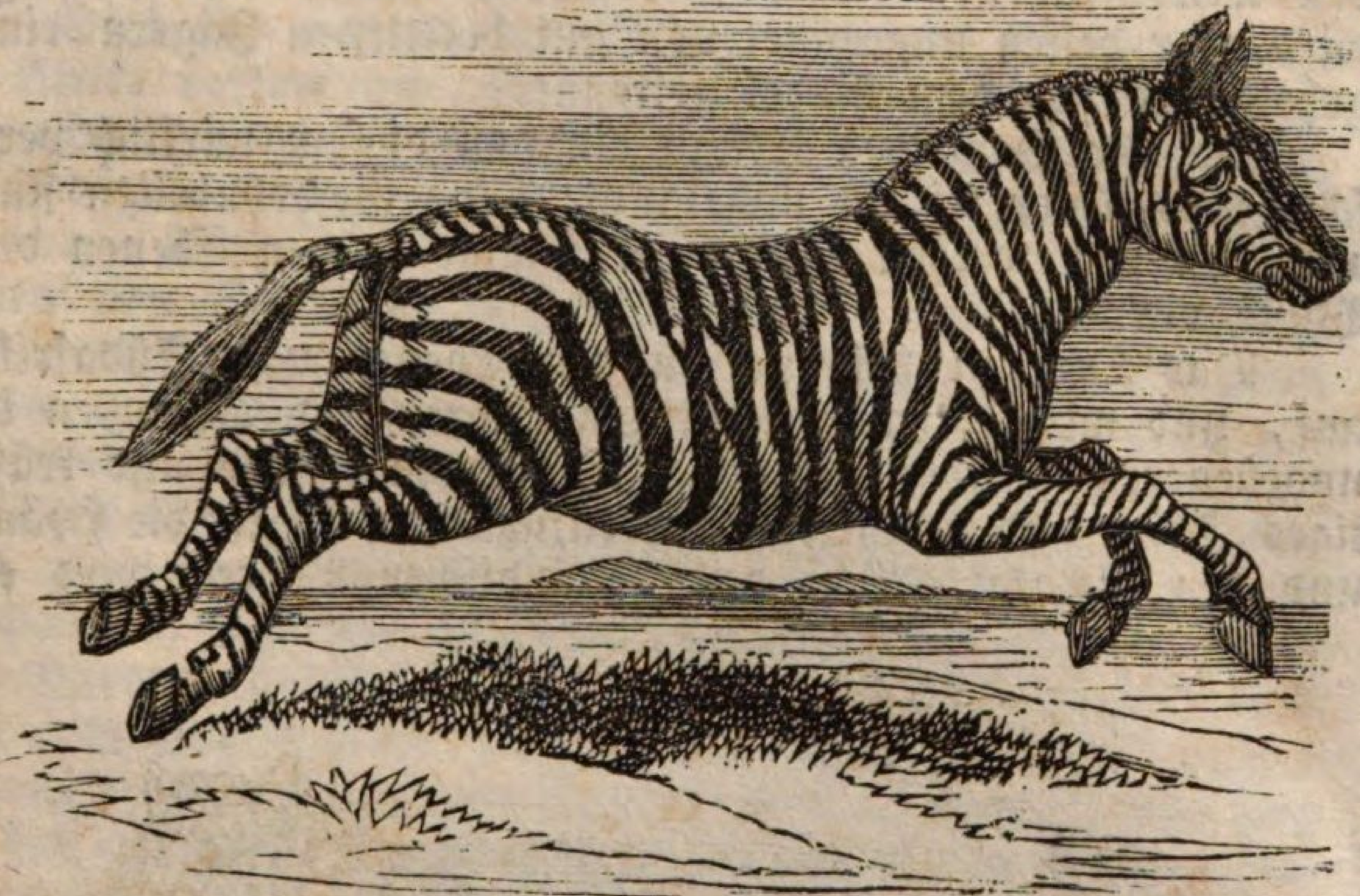

Fig. 1. Das Zebra.

abbildet. Dieses Thier scheint vom Garip oder Orangenfluß sich über Angola, Congo und Loanga, und von dort aus durch Nigritien nach Abyssinien und die Wüste von Aethiopien zu verbreiten. Diese Gattung (oder vielleicht bloß Spielart) ist feiner und eleganter an Gestalt, als der in den Ebenen vom südlichen Afrika vorkommende Dow des Burchell, und hat zugleich schönere Abzeichen: die Ohren sind mehr offen, mit zwei starken schwarzen Streifen und weißen Rändern versehen und die Streifen gehen an den Gliedern weiter herab. Colonel Smith sagt: „Die Häuptlinge der Abyssinier und Gallas zieren die Hälse ihrer Pferde mit einem aus der Mähne dieses Thieres gewundenen Schmucke, welcher am Kehlriemen befestigt wird. Einen derselben haben wir genau untersucht, und ihn an den drei Farben: weiß, braun und schwarz, erkannt, aus welchen die Streifen bestehen.

Das Zebra oder wilde Paard der Capkolonisten lebt heerdenweise und hält sich in den Hügelketten der Kafferei östlich bis gegen Mozambique auf; es verbreitet sich vielleicht von da bis Adel und das südliche Abyssinien; jedoch ist dies nicht gewiß. Es ist wesentlich ein Bewohner rauherer gebirgiger Distrikte.

Der Dow oder das Zebra Burchell's bewohnt dagegen die ungeheueren Ebenen im Norden von Garip, und zeigt sich dort in großen Heerden, unter denen man sehr häufig den weithinragenden Strauß bemerkt. Es ist sehr flüchtig, wird aber dessen ungeachtet von gut berittenen Jägern eingeholt und von dem Rudel getrennt.

Ob der Dow von Congo ein von diesem wirklich verschiedenes Thier sei, ist unbekannt; seine Gewohnheiten sind aber den des vorigen ähnlich; er kommt in den Ebenen der Wüste vor.

Das Quagga hält sich in den Ebenen von Südafrika auf, und wird vermischt mit Gnuthieren und Straußen in ungeheueren Heerden gesehen. Es ist ein kühnes und kräftiges Thier und vertheidigt sich entschlossen gegen die Hyäne und den Schakal. Von den holländischen Booren wird es

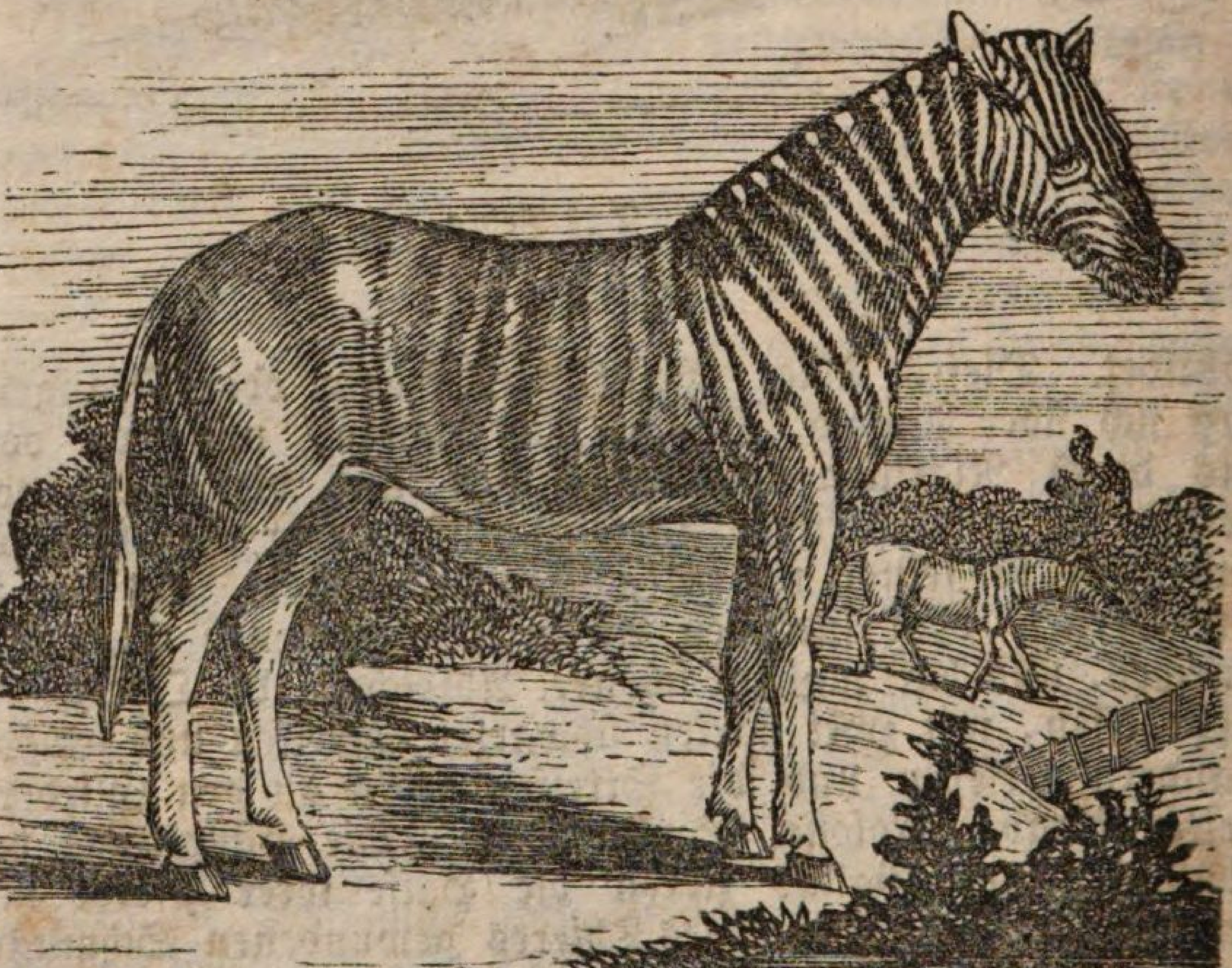

Fig. 2. Das Quagga.

zuweilen gezähmt und unter den Pferden gehalten, welche es bei Nacht gegen die Angriffe der Raubthiere vertheidigt. Die Vorliebe des Straußes für die Gesellschaft dieser Thiere ist nicht wenig merkwürdig. Xenophon macht in Beziehung auf den Strauß und den wilden Esel in den Ebenen von Syrien und Mesopotamien dieselbe Bemerkung. Noch jetzt wird der Strauß in der großen syrischen Wüste gefunden, und besonders in den Ebenen zwischen Hauran und Jebel Shamar und Nejed.

Dies sind nun die wilden pferdeartigen Thiere, welche in Afrika vorkommen, so weit wir sie kennen. Nebst zahllosen Heerden von Antilopen, Gnuthieren, Nylgau's, Straußen, Raubvögeln und Raubthieren, wie Löwen, Hyänen, Schakals ꝛc., schweifen sie in den ungeheueren Einöden des Inneren von Südafrika und Centralafrika umher und freuen sich ihrer angestammten Freiheit. Von Zeit zu Zeit sind zwar immer einzelne Exemplare in die Hand des Menschen gekommen, allein keine zum Hausthier gewordene Gattung verdankt ihnen ihren Ursprung. Von keinem derselben stammt das gezähmte Pferd oder der Esel ab; indessen ist es vorgekommen, daß der gezähmte Esel an den unteren Theilen der Glieder ähnliche Streifen besaß, wie das Zebra, ohne daß man Grund hätte, eine Kreuzung zwischen dem letzteren anzunehmen; und es mag hierbei erwähnt werden, daß man in den Gärten der zoologischen Gesellschaft zu London Bastarde zwischen dem Zebra und dem gemeinen Esel gezüchtet hat, welche die Eigenschaften von beiderlei Eltern gemischt besaßen und zu Dienstleistungen angehalten wurden. Sie waren außerordentlich stark. Auch hat man aus einem Quaggahengst und einer Vollblutstute ein Maulthier erhalten, von welchem im Verlaufe die Rede sein soll.

Wir werden uns nicht in das Detail der Naturgeschichte dieser gestreiften afrikanischen Thiergattungen einlassen, welche nach Colonel Smith das Geschlecht der Hippotiger ausmachen. Das Fleisch derselben wird, wie bekannt, von den Kaffern und andern Eingebornen sehr hochgeschätzt.

Verlassen wir nun diese Thiergruppe und wenden wir uns zu denjenigen Gattungen, welche man im Gegensatz zu den gestreiften zebraähnlichen Thieren, welche Afrika besonders angehören, wilde Esel nennen kann. Bei diesem Gegenstand ist aber zu bemerken, daß noch einige Verwirrung in den Bestimmungen stattfindet.

In den Wüsten Asiens nämlich haben die Reisenden wilde Esel in Menge angetroffen, und von ihnen unter verschiedenen Namen berichtet, welche die Entscheidung darüber

sehr erschweren, ob dieselbe oder verschiedene Species dabei gemeint sind. So haben wir z. B. den Dschiggetai oder Djigguitai mit einem breiten Aalstreifen, vom Widerrist bis zum Schwanz, doch ohne einen Querstreifen an der Schulter. Dies ist der Equus hemionus des Pallas.

Außerdem haben wir den Khur oder wilden Esel von Persien, welchen Ainsworth in dem taurischen Gebirge beobachtet hat (Travels in Assyria, Babylonia and Chaldea). Dieses Thier ist von Sir Robert Ker Porter genau beschrieben worden: „Die Sonne," erzählt dieser Reisende, „hatte sich gerade über den Spitzen der östlichen Gebirge gezeigt, als mein Jagdhund plötzlich ausbrach, um ein Thier zu verfolgen, von dem mir meine Perser nach dem flüchtigen Anblick, den sie davon hatten, sagten, es sei eine Antilope. Augenblicklich gab ich meinem Pferde die Sporen und machte mit meinen Begleitern Jagd darauf. Nach einem ununterbrochenen Galopp von vollen drei (englischen) Meilen kamen wir in die Nähe des Hundes, welcher nur eine kurze Strecke von dem Thiere entfernt war, das er verfolgte, und da sah ich zu meinem Erstaunen und anfänglich zu meinem Aerger, daß es ein Esel war. Diese Bemerkung machte mich einen Augenblick nachdenklich, bald aber schloß ich aus seiner Flüchtigkeit, daß es ein wilder Esel sein müsse — ein in Europa wenig bekanntes Thier, das aber in Persien ein sehr geschätzter Gegenstand für die Jagd ist, und da war ich sogleich entschlossen, ihm so nahe zu kommen, als mich der sehr schnelle Araber, den ich ritt, tragen konnte; allein der kurze Augenblick, in welchem ich den Gang meines Pferdes hemmte, um es zu betrachten, hatte dem Thiere einen solchen Vorsprung verliehen, daß wir unerachtet aller Eile ihm nicht mehr nahe kommen konnten. Indeß hatte ich glücklicherweise vor meinen Jagdgenossen einen tüchtigen Vorsprung, und auf einmal hielt das Thier in seinem Laufe etwas inne, so daß ich ihm auf Pistolenschußweite nahe kommen konnte. Plötzlich aber floh es wieder mit der Schnelligkeit eines Gedankens dahin, indem es Capriolen machte und ausschlug, als ob es nicht im geringsten außer Athem wäre und die Jagd ihm nur Kurzweil machte.

„Es schien mir etwa zehn bis zwölf Faust hoch zu sein; seine Haut glatt wie die des Hirsches und von röthlicher Farbe, der Leib und das Hintertheil silbergrau; sein Hals war feiner als der eines gewöhnlichen Esels, indem er lang und gleich dem des Hirsches rückwärts gebogen war, seine Beine waren von bewundernswürdiger Schlankheit, der Kopf und die Ohren schienen aber im Verhältniß zu der Grazie

dieser Formen grob gebildet, und an ihnen erkannte ich zuerst, daß der Gegenstand meiner Jagd zum Eselgeschlechte gehöre. Die Mähne war kurz und schwarz, und von derselben Farbe der Haarbüschel am Schwanz. Längs seinem Rücken war weder ein Aalstreif, noch auf seinen Schultern ein Querstreif wahrzunehmen. Als meine Begleiter herbeikamen, bedauerten sie, daß ich das Thier nicht geschossen hätte, als es im Bereich meiner Waffe war und versicherten mir, daß sein Fleisch in Persien für eine der größten Delikatessen gelte. Die wunderbare Schnelligkeit dieses Thieres und die eigenthümliche Weise, in welcher es durch die Ebene hingeflohen war, stimmt genau mit der Beschreibung, welche Xenophon von demselben Thiere in Arabien (Anabasis erstes Buch) gibt, aber ganz besonders erinnerte es mich an die treffende Schilderung, welche der Verfasser des Buches Hiob davon gibt.

„Der Mehmendar, welcher, als er eine Pilgerfahrt nach dem Grabe Alis machte, in der Wüste gewesen war, berichtete mir, der wilde Esel von Irak Arabi sei in nichts von dem unterschieden, welchen ich zuerst gesehen hätte. Er hatte diese Thiere oft auf kurze Zeit im Besitze der Araber beobachtet, welche ihm aber sagten, sie seien völlig unzähmbar. Wenige Tage nach diesem Gespräche sahen wir ein anderes Exemplar dieser Thiere und hatten nach hartnäckiger Verfolgung das Glück, es zu tödten und nach einem Quartier zu bringen. Dieses diente mir dazu, meine Skizze zu vervollständigen."

Außerdem kommt in Persien noch ein anderes hierher gehöriges Thier vor, das Goor-Khur, Ghore-Kur, Gur-Khor, Gour-Khor und Gour genannt wird, und von welchem die Naturforscher vermuthen, es sei von dem Khur verschieden, wir sehen aber nicht ein, auf welchem Grund diese Annahme beruht. Mountstewardt Elphinstone bemerkt in seiner Schilderung des Königreiches Kabul von demselben, es bewohne die zwischen Indien und Afghanistan liegende Wüste. Er nennt das Thier Goor-Khur und sagt es werde von den Persern Gour (Khur?) genannt, gewöhnlich in Herden, zuweilen aber auch einzeln gesehen und wisse durch große Flüchtigkeit sich seine Freiheit zu vindiciren.

Moorcroft erwähnt in seinen Reisen in den Provinzen des Himalayagebietes eine Gattung, welche Kiang heiße, mit folgenden Worten: „In den östlichen Theilen dieses Landes (Ladakh) kommt eine noch nicht beschriebene wilde Pferdegattung vor, welche ich Equus kiang nennen will. Vielleicht ist es mehr ein Esel als ein Pferd, aber seine Ohren sind

kürzer und es ist sicher nicht der Gurkhor oder wilde Esel von Scinde. Sein Temperament und seine Schnellkraft erschweren dessen Fang außerordentlich." Weiter unten sagt er: „Wir sahen viele Herden von Kiangs, und ich machte öfters Versuche, einen derselben zu bekommen, allein immer mit schlimmem Erfolg. Einige wurden angeschossen, aber nicht hinlänglich stark verwundet, um ihren Lauf aufzuhalten, und sie suchten so schnell als möglich die Felsen zu gewinnen, wo wir ihnen nicht folgen konnten; für vier oder fünf gut berittene Jäger wäre dies ein vortreffliches Jagen, allein ein einzelner ist nicht im Stande, etwas zu machen. Der Kiang läßt seinen Verfolger sich nicht weiter als auf 1000 1200 Fuß nahe kommen; dann trampelt er mit den Vorderfüßen, kehrt um, schaut nach einem und wartet bis man ungefähr auf diese Distanz nahe gekommen ist, um dann auf einmal davon zu fliehen. Wird nach ihm geschossen, so läuft er im raschesten Rennlauf unaufhaltsam fort. Die Khan-than fangen ihn zuweilen mit Schlingen, zuweilen schießen sie ihn. Nach allem dem zu urtheilen, was ich von diesem Thier gesehen habe, kann ich es weder als Pferd, noch als Esel ansprechen. Seine Gestalt hat mit dem einen so viel Aehnlichkeit als mit dem andern, aber sein Geschrei hat mehr vom Yanen als vom Wiehern. Die vorherrschende Farbe ist ein helles röthliches Kastanienbraun, aber die Nase, der untere Theil der Ganasche, der Hals, der Bauch und die Füße sind weiß; die Mähne ist schwarzbraun und aufrecht, die Ohren sind mäßig lang, der Schwanz ist ohne lange Haare und reicht etwas tiefer als die Sprunggelenke herab; die Höhe ist etwa 14 Faust. Die Gestalt des Rumpfes von den Vorderfüßen gegen die Hinterfüße und gegen den Rücken hat mehr Aehnlichkeit mit dem Pferde als mit dem Esel. Vielleicht steht dieses Thier dem Quagga näher, hat aber mit Ausnahme zweier, längs den Seiten des Rückens verlaufenden Aalstreifen, welche sich bis zum Schwanze erstrecken, keine Zeichnung, und diese kann man nur deutlich beim Fohlen sehen, beim erwachsenen Thiere verschwindet sie."

Außerdem haben wir einen wilden Esel, welchen Bell in seinen Reisen als ein Thier beschreibt, das in der tatarischen Provinz Tzulimm vorkomme. Diese Thiere, von welchen er oft das Fell sah, „haben" nach seinen Worten „den Schwanz und die Hüfe ganz wie ein gewöhnlicher Esel, aber ihr Haar ist weiß und braun gewellt, wie das eines Tigers." War dies vielleicht eines von jenen Thieren, welche Bischof Heber zu Barrackpore in der Menagerie des Generalgouverneurs von Indien sah, und von welchem er (sehr wahrscheinlich

weil nicht gehörig unterrichtet) sagt, sie seien vom Cap der guten Hoffnung gekommen?" Es ist außerordentlich stark, knochig und von schöner Gestalt, hat ein schönes Auge und ein gutes Aussehen, obgleich nicht wie das Zebra gestreift, ist es doch wunderschön geapfelt mit verschiedenen Schattirungen vom Aschgrauen ins Mausfahle.

Außer diesen haben wir den Kulan, Onager, oder wilden Esel des Pallas. Er beschreibt dieses Thier als silberweiß, ausgenommen den oberen Theil des Gesichtes, die Seiten des Halses und des Leibes, welche semmelfalb sind; der hintere Theil der Schenkel, der Bauch und die Füße sind weiß, ein Aalstreifen von satter Kupferfarbe ziert den Rücken, und beim Hengste allein (?) geht über die Schultern ein Kreuzstreifen. Im Winter wird sein Fell fein, weich und gewellt.

Dieser Kulan bewohnt die Hochgebirge der großen tatarischen Küste, kommt aber nicht hoher als unter dem 48sten Breitegrade vor, hat die Gewohnheit, große Wanderungen zu machen, und kommt in ungeheuren Herden während des Sommers gegen die nördlichen Landstriche und das östliche Ufer des Aralsees herab, um daselbst zu weiden. Sein Fleisch wird sehr geschätzt.

Colonel Smith beschreibt einen wilden Esel unter dem Namen Yo-To-Tze (Asinus equuleus), nach einem Exemplar, welches er in London sah und das von der südwestlichen Grenze des chinesischen Reiches nach Kalkutta gebracht worden war. Es war, vom Widerrist an gemessen, etwas unter 3 Fuß hoch, das Profil der Stirn war gerade, das Maul klein, die Nüstern fein, die Ohren waren nur 4 Zoll lang und deren Muscheln unten etwas zusammengezogen, dann aber allmählig weiter, das Innere derselben war weiß, deren oberes Drittel schwarz; der Hals war dem eines Mutterschafes ähnlich und hatte eine grobe reichliche Mähne, welche zwar länger war als beim Esel, aber immer aufrecht stand. Der Schwanz endete 6 Zoll über den Sprunggelenken, und war gegen seine Spitze zu sparsam mit langen Haaren besetzt. An den Hinterfüßen fehlten die Hornwarzen; die Glieder waren rein aber stark. Die Farbe war im Allgemeinen eine röthliche Thonfarbe, die Spitzen der Ohren, die Mähne und das lange Haar am Schwanze schwarz; ein schön begrenzter schwarzer Aalstrich längs dem Rücken, nebst einem breiten Kreuzstreif über das Widderrist, und drei oder vier Querstriche über die Vorderknien und Sprunggelenke vollenden die Darstellung dieses Thieres. Ueberblicken wir alle diese verschiedenen Thiere, so glauben wir folgende Gattungen herstellen zu können.

1) Der Dschiggetai oder Diggetai Equus Hemionus, Pallas), welcher durch einen einfachen dunkelbraunen Aalstreifen charakterisirt ist. Dieses ist der große wilde Esel oder Ghoor-khur, von welchem Exemplare in der Menagerie der zoologischen Gesellschaft vorhanden waren. Einer derselben

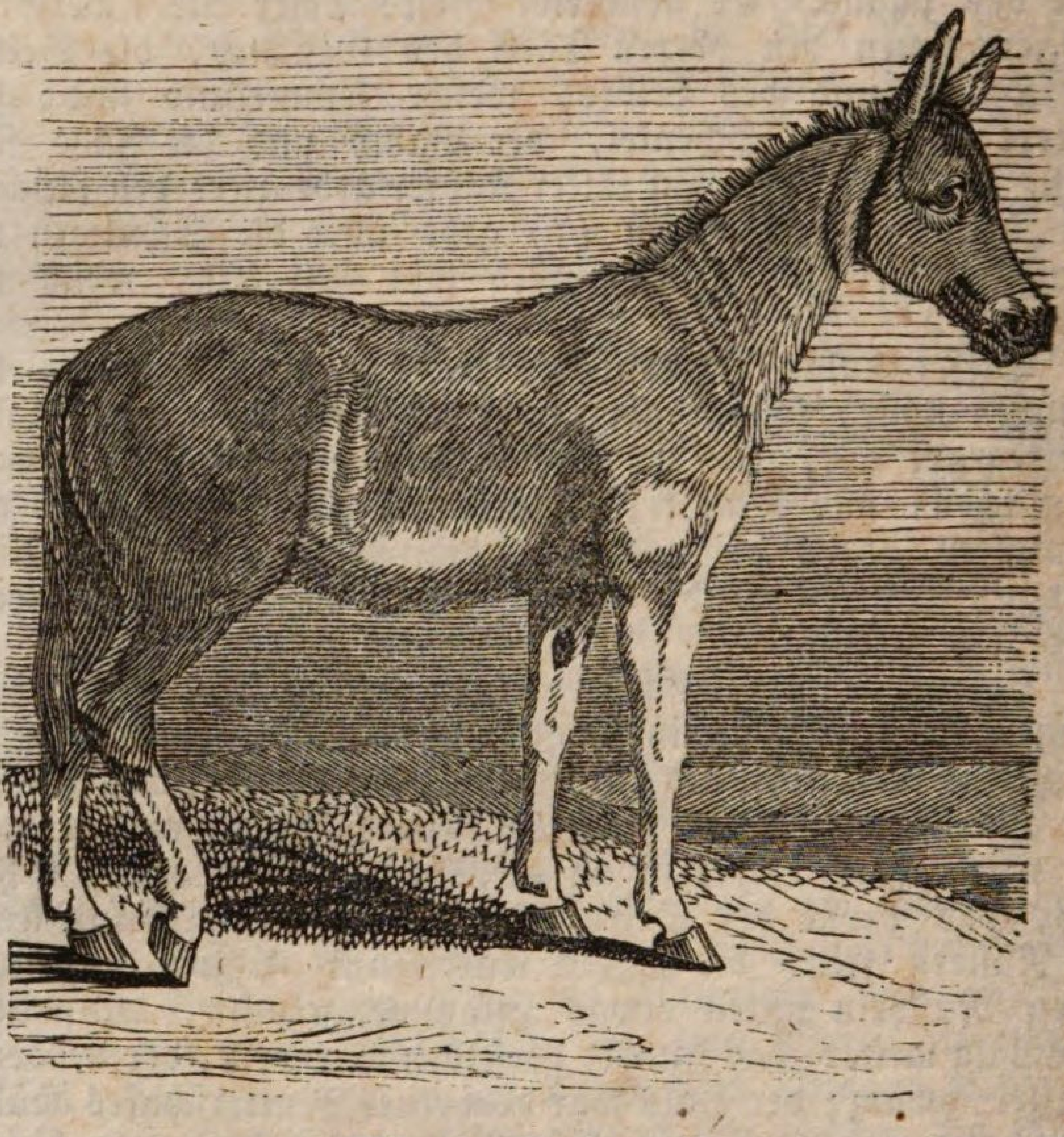

Fig. 3. Dschiggetai.

kam von Kutch, und der andere sehr warscheinlich von der Küste von Scinde, von Kutch oder von Persien. Er ist sehr weit verbreitet, denn er kommt in der ganzen Bucharei, bis zu der Wüste Kobi und von da in der Tatarei in Thibet und im südlichen Sibirien vor. Auch trifft man ihn in Indien an, und Colonel Sykes beschreibt ihn als den wilden Esel von Kutch. Er bemerkt dabei, es werde derselbe in Indien nicht weiter südwärts angetroffen als bis Deessa, an den Ufern des Flusses Bunnas etwa unter 23° 30′ nördlicher

Breite, auch hat er nicht östlich von 75° östlicher Länge auf der Nordseite des Himalaya etwas von ihm erfahren können. In Kutch und dem nördlichen Goojrat kommt er häufig in die Salzwüsten und offenen Ebenen bei Thoodpur Jaysulmer und Bickaneor. Indem er den Indus durchschwimmt, kann er durch Scind und Belutschistan nach Persien kommen. Ueberall liebt er Salzmarschen; seine Flüchtigkeit und Ausdauer sind ganz außerordentlich. „Mein Freund Major Wilkins" sagt Colonel Sykes, „welcher bei der Kavallerie der Bombay-Armee und vier Jahre mit seinem Regiment zu Deessa stand, stieß oft bei seinen Morgenritten an den Ufern des Run oder den Salzmarschen östlich von Kutch auf eine eigenthümliche Gattung wilder Esel, und dies geschah so häufig, daß er eine solche Begegnung als etwas Gewöhnliches betrachtete; er jagte zwar immer nach diesen Thieren, konnte aber, obgleich er sich viel auf die außerordentliche Schnelligkeit seines arabischen Pferdes zu Gute that, niemals einem derselben beikommen." Wir vermuthen, daß dieses Thier der Ghoor-khur oder Gur ist, von welchem Elphinstone berichtet, es lebe in den Wüsten zwischen Indien und Afghanistan, wo es gewöhnlich in Rudeln gesehen wird. Ohne Zweifel liebt der Dschiggetai Wanderungen.

2) Der Khur oder wilde Esel von Persien, welcher durch Sir Robert Ker Porter abgebildet und beschrieben wurde. Diese Gattung hat weder Aalstreifen noch Kreuzstreifen, ist kleiner als der Dschiggetai und sein Kopf ist im Verhältniß größer und schwerer. Es ist der Hamar oder Hymar (Asinus hamar) des Colonel Smith und, wie er sagt, wahrscheinlich der Tschamor der Hebräer. Er scheint mehr einzeln zu leben als seine Stammverwandten.

3) Der Kiang (Equus kiang), welchen Moorcroft beschrieben hat und entschieden von ihm sagt, es sei nicht der Dschiggetai oder der wilde Esel von Scind. Er wurde in den östlichen Distrikten von Sadakh beobachtet. In Beziehung auf diese Gattung ist noch viel zu lernen.

4) Der Onager, Kulan oder wilde Esel (Equus onager), welcher sich durch einen Aalstreif und sehr ausgesprochenen Kreuzstreif unterscheidet. Wie bereits erwähnt, wird das Winterkleid dieser Gattung fein und schön gewellt. Wir vermuthen, daß Pallas und Pennant mit diesem Ausdruck eine wellenartig abwechselnde Färbung meinen, und in diesem Fall ist nicht einzusehen, warum der wilde Esel, welchen Bell als in dem Lande der Tzulimm-Tataren befindlich angibt und dessen Haar weiß und braun gewellt ist, als ein verschiedenes Thier betrachtet werden kann. Dieselbe

Bemerkung nach Bischof Heber zu Barrackpore. Der Kulan lebt im Kirgisenlande, in der Bucharei und Kalmukei; er kommt im nördlichen Persien unter dem Namen Hamar vor, ist der Baja Mural der Tataren und der ὄναγρος der Alten. Allem nach scheint es, als ob die Ausdrücke Gour, Ghur, Ghore-khur u. s. w. dem Dschiggetai und dem Hamar beigelegt werden, und daher deren Bedeutung nicht in sehr strenge Grenze zurückgewiesen wird.

Verschiedene Autoren geben an, daß der wilde Esel in den vom Euphrat westlich gelegenen Landstrichen angetroffen wird und über Syrien, dem steinigten Arabien und nördlichen Afrika sich verbreitet. Burkhardt bemerkt, daß wilde Esel in großer Anzahl im steinigten Arabien und um den Golf von Akaba gefunden werden. „Die Sherarat-Araber jagen sie und essen deren Fleisch, allein nicht in Anwesenheit von Fremden. Sie verkaufen ihre Häute und Hüfe an die Hausirer von Damaskus und die Bewohner von Hauran. Die Hüfe liefern das Material für Ringe, welche von den Landleuten gegen Rheumatismen am Daumen getragen oder als Amulete unter der Achselhöhle umgehängt werden."

Rauwolf sagt auf seiner Reise von Tripoli nach Aleppo: „In diesem Landstriche gibt es viele wilde Esel, welche Onagri genannt werden." Dann spricht er von dem Gebrauch, welchen man von dem Felle dieser Thiere zu Säbel- und Dolchscheiden macht. Wilde Esel sind in der Thebais sehr häufig und werden von Marmol über den Nilfällen als außerordentlich häufig erwähnt, auch in der Erzählung von Landers Expedition ist von einem wilden Esel die Rede. Lieutenant Willsted bemerkt von der Insel Sokotra, welche in der Nähe des Kapes Guardafui liegt folgendes: Auf den Hügeln, welche Tamarida beherrschen und auf den Ebenen, welche daran grenzen, trifft man eine große Anzahl Esel an, welche man nur als verschieden von dem gemeinen zahmen Esel geschildert hat, nachdem ich aber bei verschiedenen Gelegenheiten dieses Thier untersucht hatte, konnte ich keinen Grund für einen solchen Unterschied auffinden." Er betrachtet sie als verwilderte zahme Esel, welche nach der Einführung des Kameels außer Gebrauch gekommen seien und setzt nun bei: „sie wandern in Rudeln von 10 bis 12 Stück umher und zeigen, wenn man sich ihnen nicht allzusehr nähert, wenig Furcht, dann aber rennen sie mit außerordentlicher Geschwindigkeit davon." Könnten diese Esel nicht vielleicht wirkliche Kulans sein? Nach ihren Gewohnheiten zu schließen, wäre dies allerdings wahrscheinlich, daher wir es zu glauben geneigt sind.

Fig. 4. Wilder Esel.

Diese Gattung ist der Djar der Araber, und Colonel Smith berichtet uns, daß er in früheren Zeiten auf den canarischen Inseln vorgekommen sei. Nach Leo Africanus bewohnten wilde Esel von aschgrauer Farbe die Wüsten des nördlichen Afrika. Das Saugfohlen des wilden Esels (Lalisio) war ein Lieblingsgericht der Römer (auch saugende Hunde waren es). Nach Plinius wurden die afrikanischen von den Wohlschmeckern seiner Zeit für die besten gehalten.

Cum tener est onager, solàque, Lalisio, matre
Pascitur; hoc infans, sed breve nomen habet.
Martial.

Ist der Esel, der wilde, noch jung und säugt ihn die Mutter
Heißt er Lalisio, traun; aber nicht längere Zeit.

Alte wilde Esel wurden für die Thierkämpfe des Cirkus gefangen, wo sie mit großem Muth und großer Hartnäckigkeit kämpften; etwas Aehnliches kommt auch beim zahmen Esel vor, wenn er durch die Noth gezwungen wird, sich zu vertheidigen.

5) Der Jo=To=Tzé (Asinus equuleus) des Colonel Smith. Wir haben niemals eine Zeichnung dieses Thieres gesehen außer deren, welche von der des Smith abstammte. Das Individuum, welches er untersuchte, war wie man ihm sagte, von irgend einem Theile der chinesischen Tatarei hergekommen. Nur auf die Auctorität dieses gelehrten Naturforschers hin erkennen wir dieses Thier als eine besondere Gattung an, wiewohl nicht ohne die Vermuthung auszusprechen, jenes Exemplar möchte vielleicht eine zwergartige Abart des Dschiggetai sein.

Ehe wir die wilden, der Eselgruppe angehörigen Thiergattungen verlassen, bemerken wir, daß Colonel Smith den Kiang als ein wildes Pferd, nicht aber als einen Esel ansieht, und glaubt, daß er der Stammvater einer Scheckenrace sei, welche schon im grauen Alterthum vorgekommen (Zacharias 1, 8.) und im Mittelalter sehr beliebt gewesen sei. Er sagt: „Obgleich wir eine Reihe von Zeichnungen der Schecken besitzen, welche von Indien, der Tatarei oder europäischen Racen abstammen, so ist sehr zu bedauern, daß vom Kiang weder in seinem Sommer= noch Winterkleide jemals eine glaubwürdige Abbildung bis auf uns gekommen ist. Das hat uns dazu bewogen, eine Abbildung eines Individuums zu geben, das von einer gezähmten Pferderace abstammt, welche in Indien bekanntlich unter dem Namen der Targumrace bekannt ist und von Sikim im niederen Thibet herstammt. Sie sind augenscheinlich schmächtiger als die Thangers von den Hügeln in der Nähe von Katmandu." Die Gründe, warum er den Kiang als ein Pferd betrachtet, sind erstlich, weil Moorcroft sagt, er sei nicht der Dschiggetai oder große Ghoor=khur, und zweitens, das wilde Pferd, dessen Dr. Gerrard in seinen Beobachtungen über das Thal Skite erwähne, könne kein anderes Thier sein als der Kiang (Asiat. Res. XVIII. pl. II. 247). „Das Pferd allein," sagt Dr. Gerrad, „wandert von den hochgelegenen Triften herab, allein dann verliert es den wolligen Flaum, welcher die

Wurzeln seiner Haare umgibt." Nach einer Vergleichung dieses Thieres mit dem gezähmten Pferde bemerkt er nun; „es scheint freilich als hätten beide denselben Ursprung, allein sowohl der Umstand, daß jeder Versuch die eingefangenen Wildlinge zu zähmen, sowie die gleichmäßige rothgelb und weiß gefleckte Färbung ihres Kleides spricht dafür, daß sie eine besondere Gattung sind. Colonel Smith spricht sich aber gegen diese letztere Ansicht aus.

Gehen wir aber auf Moorcrofts Nachricht von diesem Kiang zurück, so finden wir, daß er denselben keineswegs als gefleckt oder getigert beschreibt, und überdies ausdrücklich sagt, sein Schwanz sei kahl, von eselartigem Charakter, und er vergleicht dieses Thier mit einem ungestreiften Quagga. Moorcrofts Beschreibung, in der Hand und durchaus nicht mit einer glaubwürdigen Abbildung versehen, müssen wir daher, ehe wir Col. Smith's Meinung beitreten, die Frage schweben lassen. Freilich bemerkt Moorcroft in dem Tagebuche seiner Reise an den See Manasurovara (As. Res. XII): „Man findet das wilde Pferd (E. quagga) und den wilden Esel (Ghoor-khur, Onagra) und ich glaube auch ein Maulthier, das der Abkömmling dieser beiden Thiere ist, in großer Menge in den tatarischen Gebirgen;" und an einer andern Stelle (S. 462): „heute sahen wir mehr wilde Pferde als je vorher, auch einige wilde Esel der Gattung, welche Gurkhor heißt und ich glaube auch Maulthiere. Die Esel sind kleiner als die Pferde." Seite 512 macht er wieder eine Bemerkung über das Vorkommen „vieler wilder Maulthiere und einiger Thiere, welche er glaubt, daß sie mehr Aehnlichkeit mit Maulthiereren haben, als mit Pferden oder Eseln." Bei den Stellen, wo er von wilden Pferden spricht, sind wir nicht gewiß, daß der Kiang darunter nicht verstanden sei, allein die Beobachtung, daß der Kiang dem Quagga ähnlich sehe, läßt uns annehmen, daß dann unter dem Ausdruck wildes Pferd der Kiang gemeint ist, dieses Wort entweder in einem allgemeinen Sinne zu nehmen ist, oder wo nicht, als Gegensatz zum wilden Esel oder Ghoorkhur dasteht. In dem Trans. of. Royal As. Soc. I. 55 wird der Kiang als eine noch nicht beschriebene Pferdevarietät angegeben, welche dem Anscheine nach etwa 14 Faust groß, von runder muskulöser Gestalt sei und außerordentlich reine Glieder habe. „Nicht mehr als ein Dutzend wurde gesehen und diese waren alle aus dem Bereich der Schußweite. Ein Eingeborener des Distrikts hatte Lust auf den Anstand zu gehen, und es wurden ihm für das Fell, den Schädel und die Stimmorgane zum Behufe der Zergliederung eine angemes-

sene Belohnung zugesagt. Der Mann hat seine Aufgabe erfüllt und ich werde diese Gegenstände bekommen, sobald der Paß von Changlung wird bereist werden können.“ Unglücklicherweise starb Moorcroft bald hernach und wir sind daher immer noch über diesen, dem Quagga ähnlichen Kiang nicht völlig unterrichtet.

Dies ist im Allgemeinen Alles, was wir von den, in den Wüsten Asiens lebenden Eselgattungen wissen, von deren einem oder mehren die verschiedenen Racen unseres Hausesels abstammen mögen, welcher so sehr gering geschätzt und so arg mißhandelt wird. Wie wenig gleicht dieser geduldige, arbeitsame Sklave eines grausamen Tyrannen dem freigeborenen, wilden Esel der Wüste, „der mit Lust den freien Wind einathmet!“ Indessen wurden, wie es beim Quagga und beim Dow der Fall ist, einzelne Individuen eingefangen und gezähmt. Duvaucel sah zahme Dschiggetai's mit Eseln zu Lucknow arbeiten und Col. Smith glaubt, daß im Alterthum entweder der Onagra oder der Dschiggetai (hemionus) dazu gebraucht wurden, im Kriege und Frieden Wägen zu ziehen.

Nachdem wir nun eine gedrängte Skizze von diesen wilden, der Eselgruppe des Genus Equus angehörigen Thiern gegeben haben, in wie fern dies die klareren und wirklich authentischen Nachrichten hierüber gestatten, so wollen wir uns mit der Frage beschäftigen, ob und welche wilde Gattungen der Pferdegruppe oder des eigentlichen Pferdes anzunehmen sind.

Bei den Naturforschern ist eine sehr allgemeine und starke Neigung für die Annahme bemerkbar, daß es eigentlich keine echten wilden Pferde mehr gebe, und daß die sogenannten wilden Pferde nichts anderes seien, als die emancipirten Descendenten der zahmen Race, welche, nachdem sie ihre Freiheit wieder erhalten, in gewissem Grade die ursprünglichen Charaktere der Wildheit angenommen hätten, mit welchem dann die Entwicklung der ursprünglich wilden Körpergestalt sich wiedererzeugt hätte. Der sehr talentvolle Zoologe Bell sagt (in seinem Brittisch Quadrupeds): „Die Urgeschichte des Pferdes ist in großes Dunkel gehüllt. In der That haben wir außer der heiligen Schrift keine Quelle für die Frage der ersten Zähmung dieses Thieres, ja nicht einmal einen Wink darüber, welcher Nation man dieses schätzbare Gut zu verdanken hat. Nicht weniger ist seine Naturgeschichte in Zweifel gehüllt; denn wir haben große Ursache, zu glauben, daß es schon seit undenklichen Zeiten aufgehört hat, im wilden Naturzustande zu existiren, und

daß wir, wie bei manchen anderen Hausthieren, nicht einen einzigen Anhaltspunkt besitzen, aus welchem wir in Absicht auf Gestalt, Farbe, Sitten u. s. w. urtheilen könnten, welche Charaktere dieses Thier hatte, ehe es in den Dienst des Menschen kam, oder in wie fern es sich von den gegenwärtigen zahmen Racen unterschied." Und ferner: „Die wilden Pferde, welche nunmehr in verschiedenen Theilen der Welt vorgefunden werden, bieten uns für die genaue Beleuchtung ihres Originalcharakters durchaus keinen Anhaltspunkt dar; denn in in allen Fällen scheinen sie von dem gezähmten Stamm hergekommen zu sein. In den Ebenen der Tatarei existiren gegenwärtig zahlreiche Rudel dieser Thiere, welche jedoch kein Anzeichen an sich tragen, daß sie daselbst ursprünglich zu Hause sind."

Daß in den entlegenen und wilden Landstrichen der alten Welt Heerden von emancipirten Pferden existiren und deren in Nord- und Südamerika angetroffen werden, deren Ursprung man kennt, kann keinen Augenblick in Abrede gezogen werden; allein wir können durchaus nicht die Annahme für völlig stichhaltig erklären, als ob in den Ebenen der Tatarei und Mongolei nicht echte wilde Pferde zu finden wären. Indessen müssen wir auch die vagen und übereilten Versicherungen früherer Historiker und Reisenden nur mit Vorsicht benützen, welche schwerlich zwischen wilden und verwilderten Pferden genau unterschieden haben und selbst diese von dem Dschiggetai nicht scharf zu trennen wußten, weil sie auf solche feine, naturhistorische Unterschiede nicht recht Achtung gaben und vielleicht, weil es ihnen nicht einkam, daran zu zweifeln, ob die wilden Thiere, welche sie sahen, ursprünglich wild gewesen sein mochten oder nicht. Da nun aber — abgesehen von der Frage, woher sie entstanden — in den ungeheuren Einöden Asiens und des östlichen Europa wilde Pferde existiren und sich dadurch der Annäherung des Menschen entziehen, daß sie sich hinter unzugängliche Moräste, Gebirgsketten und Wüsten flüchten, wodurch jegliche Verfolgung unmöglich wird und sie im Stande sind, ihre völlige Unabhängigkeit zu behaupten; können wir da noch annehmen, daß durch die Unterjochung weniger Individuen in irgend einer entfernten Periode durch verschiedene Völkerstämme der wilde Pferdestamm gänzlich vertilgt sei? oder daß der Mensch so glücklich war, die letzten Ueberbleibsel eines wilden Stammes, welcher an dem Zeitalter seines Absterbens angelangt war, aufzufangen, zu erziehen und zu erhalten, einen Stamm —

Cujus *extremum* trepidavit ætas
Claudere lustrum!

Dessen Zeit sich drängte, mit Hast ihr letztes
Alter zu schließen.

Können wir wohl dieses glauben und noch der Ueberzeugung sein, daß in unsern Tagen (wo früher dünn zerstreute, wandernde Horden zu mächtigen Nationen heranwuchsen und die todtbringende Büchse an die Stelle des Bogens und Speeres des Jägers getreten ist) wilde Pferde, welche aus ihren Koppeln entsprungen sind, die Fähigkeit hätten, sich eine Unabhängigkeit zu vindiciren, welche in den ersten Zeitaltern der Mühen und Arbeiten des Menschen auf diesem Erdball die freigeborenen Erzeuger jener Pferde völlig verloren hätten? Wir stellen eine solche Theorie sehr in Frage. Wohl mag man fragen: wo ist das wilde Kameel, das wilde Schaf, der wilde Ochse, die wilde Ziege? Erst werfe man einen Blick auf den wilden Stamm unserer gewöhnlichen Hausthiere und dann spreche man von den ursprünglich wilden Pferden! Was das Kameel betrifft, so taugt dieses Thier seiner Natur nach bloß für ganz eigenthümliche isolirte Lokalitäten, in welchen seine Vertilgung, beziehungsweise Unterjochung keine großen Schwierigkeiten darbietet; so viel wir aber aus den Schriften wissen, so muß dessen Unterjochung vom Großhandel und der Wohlhäbigkeit abhängig gewesen sein. Das Kameel pflanzt sich nicht schnell fort und doch besaß Hiob 3000 Kameele. Ueberdem wird das Vorkommen wilder Kameele in Arabien durch Diodor und Strabo versichert, und nach Desmoulins existirten deren daselbst zu den Zeiten Hadrians. Auch wissen wir, daß in einigen Theilen von Centralafrika, wohin die Europäer niemals vorgedrungen sind, nach der Versicherung der Eingeborenen wilde Kameele existiren. Nach Pallas, welcher seine Nachrichten aus dem Munde der Bucharier und Tataren geschöpft hat, gibt es auch noch jetzt in den Wüsten des mittlern Asiens wilde Kameele. Der Beweis, ob diese emancipirte oder ursprünglich wilde Thiere sind, ist nicht wohl herzustellen. Was das Schaf und die Ziege betrifft, so sind diese Thiere durch mannigfache Kreuzung mit verschiedenen Varietäten und den Einfluß des Klima, sowie durch die Kunst des Thierzüchters dergestalt verändert, daß nicht leicht auszukennen ist, welches die ursprüngliche Gestalt dieser Thiere in der That war. Das Schaf möchte wohl der Abkömmling der verschiedenen Gattungen des Mouflon sein, welche mit einander gekreuzt wurden, und es sind in den

Gebirgsketten von Asien und dem östlichen Europa mancherlei wilde Mouflons vorhanden. In ähnlicher Weise kann wohl auch die Ziege von gemischter Herkunft sein. Die gewöhnliche europäische Ziege stammt wahrscheinlich von dem Steinbock der Alpen und Pyrenäen ab. Dieselbe Art von Beobachtungen läßt sich auf unser zahmes Rind anwenden. Denn wir müssen bedenken, daß der mit ungeheuren Hörnern versehene Urus des Cäsar eine von dem Auerochsen Litthauens verschiedene Gattung ist, und daß der Bonasus des Aristoteles und der Bison des Plinius über die Hügel und Thäler von Centraleuropa zu der Zeit verbreitet waren, als jener große Kriegsheld lebte. Es mögen diese verschiedenen wilden Rindergattungen dazu beigetragen haben, auf die Conformation unserer Rinder ihren Einfluß auszuüben. Wenn wir jedoch einigen Naturforschern glauben wollen, so sind selbst in den entferntesten und abgeschiedensten Wüsten von Asien keine echten wilden eigentlichen Pferde vorhanden, während von der Eselgruppe wilde Gattungen genug existiren. Geben wir daher auch die Schwierigkeit zu, welche dem Bestreben unsere Hausthiere, oder besser Haussäugethiere auf ihren bestimmten Ursprung zurückzuführen, so ist keines vorhanden, welches nicht unbestritten wilde Repräsentanten von der genauesten Verwandtschaft besäße, außer das Kameel und das Pferd, insofern wir das stricte Genus Equus vor Augen haben; diese müßten also als Ausnahmen angenommen werden. Sollten wir übrigens dieses als unbestreitbare Thatsache anzunehmen haben, so müßten wir, ehe wir das Pferd als eine Ausnahme von der Regel gelten lassen, darüber völlige Gewißheit haben, daß keine der wilden Thiergattungen dieses im wahren Sinn des Wortes sind, denn auf eine bloße Ansicht hin läßt sich das nicht für gewiß annehmen. Sollte man sich vielleicht deßhalb, weil die wilden Pferde unsern einheimischen so ähnlich sehen, nicht mit Grund entschließen können, sie für ihre Voreltern zu halten? In der That können wir doch nicht erwarten, daß wir, wenn wir wilde Pferde finden, etwas Anderes vor uns haben sollten als Pferde; obgleich aber lange Zähmung, das Klima und die Sorgfalt des Thierzüchters der ursprünglichen Race ihre eigenthümlichen Merkmale mögen aufgedrungen haben, so muß doch immer das echte wilde Pferd in den wesentlichen Eigenthümlichkeiten und jenen Eigenschaften, welche dieses Thier in den frühesten Zeiten dem Menschen als einen höchst werthvollen und tüchtigen Diener empfohlen haben — Eigenschaften, in welchen es von dem Esel oder Dschiggetai sich auf das Entschiedenste unterscheidet, mit dem zahmen identisch

sein. Das wilde Pferd mag immerhin im Ganzen ein rohes Ansehen, einen schweren Kopf, ein niederes Widerrist, ein trotziges, wildes Temperament, einen mehr gesteigerten Instinkt und einen verschlossenen und argwöhnischen Charakter haben, allein hier muß das Resumé der wesentlichen Unterscheidungspunkte den Ausschlag geben, und in dieser Meinung finden wir uns um so mehr bestärkt, als von der Zeit Hiobs — von den Tagen der Rosse und Wagen Pharaonis bis auf die unsrigen, das Pferd, den Figuren und Sculpturen nach zu schließen, welche wir besitzen, im wesentlichen immer ein und dasselbe Thier war. Obgleich es aber nichts weniger als unzugänglich für Modifikationen ist, so hat es doch nicht die Biegsamkeit des Hundes, und seine Nützlichkeit, wiewohl von der größten Wichtigkeit, ist mehr auf einen gewissen Kreis von Dienstleistungen beschränkt. Das Pferd ist wesentlich zum Tragen oder zum Ziehen geschaffen. In dem ersten Falle trägt es mit Lust seinen Reiter in das Gewühl der Schlacht, es rennt mit ihm über das Blachfeld dahin, es trägt ihn geduldig auf Reisen und Wanderungen, und macht mit ihm alle Wendungen und Beschwerden der Jagd durch. Im zweiten Falle stürzt es sich dahin am Streitwagen, es schleppt den schweren Lastwagen, zieht mit Vorsicht und Geschick Pflug und Egge oder den Karren; es vermag seine Zugkraft einer Maschine oder dem Fortschleppen eines beladenen Schiffes zuzuwenden, immerhin aber sind das Fuhrwesen und der Zug diejenigen Arbeiten, welche am meisten für seine Natur passen;* daher können wir erwarten, in dem wilden Pferde dieselben Eigenschaften, wenn auch durch eine rauhe Außenseite verdeckt, wieder zu finden, denn diese wurden durch den Einfluß des Menschen, eine lange Reihe von Ahnen hindurch, je nach seinem Zwecke cultivirt.

Wenn wir den antiken Autoritäten Glauben schenken dürfen, so existirten wilde Pferde, welche Oppian hippagri, Plinius equiferi nennt, in Scythien, in Thracien, längs der Donau und selbst in Europa; nach Varro in Spanien, Sardinien und Korsika; im östlichen Europa nordwärts vom Pontus (dem schwarzen Meer), bis zu unbekannten Erdstri-

* Anm. d. Uebers. Dieser Ausspruch ist sehr problematisch und widerspricht höchlich dem edeln, feurigen Geiste ausgezeichneter Racen; wir möchten im Gegentheile behaupten, daß die Eigenschaften des Zugpferdes erst durch die Kunst des Züchters aus diesem Thier herausgereizt worden sind, wenigstens, was den eigentlichen, schweren Zug betrifft; denn die Leistungen am Streitwagen, wie sie im Alterthum vom Pferde verlangt wurden, können kaum als Zugleistungen in Anschlag gebracht werden. Seinem ganzen Bau und seinen innern Eigenschaften nach beurkundet das Pferd die Bestimmung, den Gebieter der Erde zu tragen.

chen. Oppian berichtet uns, daß das wilde Pferd in Aethiopien zu Hause war, und nach Julius Capitolinus sollen die Gordianer 80 wilde Pferde aus Afrika für die römischen Schauspiele geliefert haben. Eine neuere Autorität, Leo Africanus, berichtet, daß im nördlichen Afrika wilde Pferde vorkommen, sie werden zwar selten gesehen und noch seltener von Jägern mittelst Hunden gefangen, aber sie können mittelst Schlingen gefangen werden, welche man in die Nähe der Quellen legt, an welchen sie sich zu laben pflegen. Ihr Fleisch wird von den Beduinen gegessen.

Wie es scheint, haben in den wilden Forsten von Polen und Preußen wilde Pferde noch bis zu einer vergleichungsweise späten Zeitperiode gelebt. „Beauplan" sagt Col. Smith, „versichert, es gebe deren in der Ukraine; „und Erasmus Stellen spricht in seinem Werke De Origine Borassorum von den wilden Pferden Preußens, welche die griechischen und lateinischen Autoren nicht angeführt hätten. „Sie sind," sagt er dann, „in Absicht auf Gestalt den gezähmten Pferderacen sehr ähnlich; allein sie haben weiche Rücken und können daher nicht geritten werden (?), dagegen sind sie ein gutes Wildbrät."* Auch Andreas Schniebergius meint offenbar diese Pferde, wenn er von ihnen berichtet: „Es gibt dort wilde Pferde, welche zur hohen Jagd der Prinzen von Preußen gehören; diese sehen den zahmen Pferden ähnlich, seien aber mausfalb, mit einem schwarzen Aalstreif über den Rücken; Mähne und Schweif seien schwarz. Sie werden durch den Anblick des Menschen nicht sehr in Furcht gesetzt, geberden sich aber unsäglich ungestüm und heftig, sobald Jemand den Versuch mache, sie zu besteigen. Sie werden gleich anderem Wild für die Tafel benützt." (?) Die Farbe dieser Pferde ist sehr merkwürdig; denn die Mausfalben mit schwarzem Aalstreif trifft man in England nicht häufig an; vielleicht stammt diese Race von den oben erwähnten wilden Pferden ab.**

Pennant, der seine Materialien von Pallas und andern Quellen besitzt, berichtet uns, daß um den See Aral in der Gegend von Kuzneck, sowie unter dem 54. Grad n. B. an dem Ufer des Flusses Lom im südlichen Sibirien und in der

* Man darf bei dieser Stelle nicht vergessen, daß in den berührten Ländern schon seit Jahrhunderten wilde Gestüte von großer Ausdehnung gehalten werden, und daß daher die sehr unwahrscheinliche Ansicht entsprungen sein mag, als gebe es daselbst ursprünglich wilde Pferde.
Anm. d. Uebers.

** Es ist merkwürdig, daß die Mausfalben bei uns von den Roßtäuschern wegen ihrer Ausdauer geschätzt werden. Anm. d. Uebers.

großen mongolischen Wüste wilde Pferde vorkommen. Die Mongolen heißen sie Takija. Sie sind weniger groß als das gewöhnliche, zahme Pferd, mausfalb und besonders zur Winterszeit mit einem dicken Pelz versehen. Sie leben in großen Heerden zusammen, umringen oft die Pferde der Mongolen und Kalkas und entführen sie. Obgleich sie sehr flüchtig sind, werden sie doch nicht selten von den Kalmücken überrascht und mit Lanzen getödtet. Ihr Fleisch soll vortrefflich sein, und ihre Häute sind jenen Völkern sehr dienlich, da sie Betten daraus machen.

Nachdem Pennant diese wilden Pferde beschrieben, sagt er: man müsse wohl zwischen diesen unterscheiden und jenen Pferden, welche in den unabsehbaren Steppen zwischen dem Don und dem mäotischen Sumpf bis gegen die Stadt Bachnut hin vorkommen, denn diese letzteren sind keine wilde, sondern verwilderte, welche von den russischen Pferden abstammen, die im Jahr 1697 bei der Belagerung von Azoph aus Mangel an Fourage ledig gelassen wurden, um sich ihr Futter selbst zu suchen. Sie werden im Winter von den Kosacken gejagt, sind außerordentlich flüchtig und lassen sich, wenn jung eingefangen, leicht zähmen. Man schätzt sie wegen ihrer Stärke und Ausdauer sehr hoch.

Was die Anwesenheit von wilden Pferden in Afrika betrifft, so ist Pennant mit der Nachricht des Leo Africanus einverstanden.

In wie fern es nun aber ein Unterschiedsmerkmal gebe zwischen den verwilderten und den ursprünglich wilden Pferden, so ist dieser Punkt noch nicht klar und auch nicht sehr leicht zu ermitteln. Wahrscheinlich kommen zwischen beiden häufig Vermischungen vor, denn es ist nicht ganz gewiß, ob unter den bei der Belagerung von Azoph freigewordenen Pferden viele fortpflanzungsfähige waren. Colonel Hamilton Smith, ein Schriftsteller von keiner geringen Autorität und der Gelegenheit hatte, persönliche Mittheilungen über diesen Gegenstand einzuziehen, welche er von Leuten erhielt, an deren Genauigkeit in den Angaben er keinen Grund hatte zu zweifeln, theilt uns einige interessante Details mit, welche das Resultat von Beobachtung dieser wilden Pferde in ihrem Vaterlande sind. Obgleich die Passage hierüber etwas lang ist, so müssen wir sie doch ganz mittheilen, da es nicht möglich ist, interessante Details in kurze Summarien zusammenzuziehen.

„Die Gelehrten mögen sich in ihren engen Stuben die Köpfe zerbrechen so viel sie wollen, so viel ist augenscheinlich, daß die Tataren und selbst die Kosacken durchaus keinen

Zweifel über diesen Gegenstand hegen, denn sie versichern, daß sie ein verwildertes Pferd von einem wilden durch viele Anzeigen unterscheiden können; das erstere heißen sie auch Takja und Muzin, das letztere aber, das echte wilde, Tarpan und Tarpani. Wir haben Gelegenheit gehabt, über die Frage, das wilde Pferd betreffend, bei einer beträchtlichen Anzahl Kosacken von verschiedenen Theilen Rußlands nachzufragen und bei Baschkiren, Kirgisen und Kalmücken hierüber Erkundigungen einzuziehen. Aus den Antworten der russischen Offiziere von der unregelmäßigen Reiterei, welche Französisch oder Deutsch sprachen, zogen wir das allgemeine Resultat, daß sie alle von einer wilden, unzähmbaren Gattung von Pferden und dabei von Heerden gemischten Ursprunges wußten. Diejenigen, welche mit dem Nomadenleben am meisten vertraut waren, lieferten uns die folgenden wichtigen Notizen, und besonders stammen diese von einem regulären Kosacken her, welcher einem Tatarenhauptmann als russischer Dollmetscher diente. Die Tarpani bilden Heerden von einigen hundert Stück, welche in kleine Rudel abgetheilt sind, deren jedes von einem Hengste angeführt wird; unvermischt trifft man sie nur noch gegen die chinesische Grenze hin an. Sie geben den weiten, offenen, hochgelegenen Steppen den Vorzug und wandern immer im Defilé, gewöhnlich den Kopf windwärts, indem sie sich unter beständigem Grasen langsam vorwärts bewegen; die Hengste führen je ihr Rudel an und umkreisen dasselbe von Zeit zu Zeit. Junge Hengste sieht man oft einsam in einiger Entfernung, weil sie von den älteren so lange abgetrieben werden, bis sie im Stande sind, ein eigenes Rudel zu bilden. Selten sieht man ihre Köpfe längere Zeit dem Boden zugewendet, hie und da lassen sie eine Art Prusten hören, verbunden mit einem unterdrückten Wiehern, etwa wie man es von Pferden vernimmt, welche ihren Hafer erwarten. Dieses Wiehern unterscheidet sich aber in Beziehung auf Stimmlage von dem eines jeden zahmen Pferdes, mit Ausnahme der wolligen Race der Kalmücken. Sie haben ein merkwürdig scharfes Gesicht, denn die Spitze eines Kosackenspießes, welche weit am Horizont hinter einem Busch hervorglitzert, ist hinreichend, um der ganzen Heerde Halt zu gebieten; dies ist aber kein Zeichen von Allarm, denn bald beginnen sie wieder ihren langsamen Marsch, bis irgend ein junger am Rande der Truppe befindlicher Hengst mit seinen Nüstern zu blasen beginnt, seine Ohren mit Schnelligkeit nach allen Richtungen hinbewegt und dann eine Strecke vorwärts trabt, um zu recognosciren, wobei er den Kopf erhebt und den Schweif hoch trägt. Ist seine Neugierde be-

friedigt, so hält er und beginnt wieder zu grasen. Wenn er aber Gefahr wahrnimmt, so setzt er sich auf die Kruppe, macht eine rasche Wendung und warnt die Heerde mit einem eigenthümlichen schrillen Gewieher; diese macht im Augenblicke Kehrt und galoppirt auf eine bedeutende Strecke, die Hengste in ihrem Rücken, weg, welche von Zeit zu Zeit halten und zurückschauen; die Stuten und Fohlen aber verschwinden wie durch einen Zauber, denn mit nie irrendem Instinkte suchen sie die erste taugliche, wellenförmige Partie auf, wo sie hinter Hügeln oder Abhängen sich dem Anblicke der Feinde entziehen, bis sie endlich in großer Distanz und meistens in einer Richtung, bei welcher sie den Vortheil des Windes für sich haben, wieder sichtbar werden. Obgleich zuweilen Bären und Wölfe einer Heerde nachstellen und um sie umherschweifen, so wagen sie es doch nicht, sie anzugreifen, denn der Sultanhengst geht einem solchen Feinde sogleich entgegen, erhebt sich auf seinen Hinterfüßen und wehrt sich durch Hauen mit den Vorderfüßen so nachdrücklich, daß dem Raubthiere die fernere Lust vergeht; sollte er aber, was selten der Fall ist, in einem solchen Kampfe unterliegen, so tritt ein anderer Hengst an seine Stelle. Greifen die Wölfe eine Heerde wilder Pferde schaarenweise an, so bildet die letztere einen dichten Klumpen, in dessen Mitte die Fohlen sind, die Hengste aber bilden eine Phalanx, an welche sich keine Schaar von Wölfen wagt. Daher müssen sich die Raubthiere mit alten oder verwundeten Kümmerern begnügen.

„Der Sultanhengst wird übrigens nicht länger als der Anführer eines Rudels angesehen, ohne daß sich die Opposition der anderen geltend machte, als ein Jahr lang, dann muß er um seine Herrschaft kämpfen, welche alsdann dem stärksten zu Theile wird, worauf der besiegte Theil ins Exil wandern muß. Man findet diese Thiere in der größten Reinheit im Kara-Kum, südlich vom Aralsee, in der Syrdaria, in der Nähe von Kusneh, an den Ufern des Flusses Tom, in dem Gebiete der Kalkas, in den mongolischen Wüsten und der Einöde von Gobi. Innerhalb der russischen Grenze gibt es indessen, namentlich in der Nähe von festen Wohnplätzen, einige mit zahmen Pferden vermischte Heerden, welche man an ihren verschiedenen Farben und daran unterscheiden kann, daß sie ihren Aufenthalt weniger entfernt von den menschlichen Wohnsitzen wählen. Die echten Tarpans sind nicht größer als gewöhnliche Maulthiere; ihre Farbe ist ohne Ausnahme falb; vom Gelbfalben ins Mausfalbe in allen Schattirungen, Farbenabstufungen, welche von dem Wachsthum oder dem Ausgehen eines weißlichen Ueberhaares herkommen, welches

länger als die gewöhnliche Haardecke ist und im Spätsommer zu wachsen beginnt, im Mai aber ausfällt. Während der kalten Jahreszeit ist dieses Ueberhaar lang, schwer und weich, es liegt alsdann so dicht an wie ein Bärenpelz und ist ganz gekräuselt. Im Sommer fällt es größtentheils ab, und nur auf dem Rücken und auf den Lenden bleibt ein Theil davon übrig. Der Kopf ist klein, die Stirn sehr gewölbt (Ramskopf), die Ohren sind weder lang noch kurz und stehen stark nach hinten; die Augen sind klein und boshaft, das Kinn und das Maul ist mit borstigen Haaren besetzt, der Hals ist verhältnißmäßig dünn und mit einer dicken und verworrenen Mähne besetzt, welche gleich dem Schweif schwarz ist; die langen Fesseln sind ebenfalls schwarz, die Hüfe sind schmal, hoch und ziemlich spitzig, der Schweif reicht bloß bis an die Sprunggelenke, er ist mit groben und etwas gekräuselten Haaren besetzt, welche dicht an der Kruppe beginnen, die Kruppe ist so hoch als das Widerrist. Die Stimme des Tarpan ist laut und schriller als die des gezähmten Pferdes; in seiner ganzen Aktion, der Art des Stehens und dem allgemeinen Ausdruck hat er etwas von einem bösartigen Maulthier. Dies ist im Allgemeinen Alles, was ich von dem oben angeführten Gewährsmann erfuhr, einem Manne, welcher ganz das Gepräge eines unabhängigen Bewohners der Wüste besaß und zehn bis zwölf Jahre an der chinesischen Grenze zugebracht hatte."

Offenbar finden zwischen den wilden Pferden (Tarpans) und den verwilderten (Muzins) gewisse wesentliche Unterschiede statt. Die ersteren machen regelmäßige Wanderungen, indem sie sich bei der Annäherung des Sommers nördlichen Breiten nähern und zu Anfang des Herbstes zurückkehren; den Winter bringen sie auf hochgelegenen Landstrichen zu, wo die Winde den Schnee weggeräumt oder doch die Schneedecke so auseinander geweht haben, daß es ihnen leicht wird, die unter derselben befindlichen Kräuter hervorzuscharren. Wasser lieben sie nicht und setzen daher nicht gern über Flüsse, jedoch treten sie sich mit einer Geschicklichkeit ohne Gleichen durch ausgedehnte Moräste Pfade, wobei sie offenbar durch die Spürkraft ihres Geruchsinnes in der Wahl des Weges geleitet werden; ein erfahrener, älterer Hengst macht den Pionier, indem er vorausgeht, und die ganze Heerde folgt ihm. Ihre Unzähmbarkeit geht ins Unglaubliche. Ohne Zweifel kann es zwar gelingen, durch geschickte Behandlung sie zu zähmen, allein oft brechen sie, wenn eingefangen, während ihrer heftigen, widersetzlichen Bewegung, die Hälse, und wenn dies auch nicht der Fall ist, so werden sie äußerst

traurig, zehren ab und gehen bald ein. Wenn sie sich wehren, so erheben sie sich, hauen mit den Vorderfüßen, suchen dadurch ihren Feind zu zerschmettern und beißen dabei wüthend um sich. Gegen gezähmte Pferde sollen sie sich sehr aufgebracht zeigen, indem sie sie angreifen und Miene machen, sie zu tödten. Wahrscheinlich bezieht sich dieses bloß auf die Hengste und Wallachen, denn auf welche Weise wären dann Heerden von gemischter Race entstanden? *

Die Muzins oder die verwilderten Pferde sind in Beziehung auf Farbe verschieden und haben größere Köpfe, so wie kürzere Hälse als die Tarpans; wenn sie grasen, so laufen sie zerstreut umher und zerstreuen sich überhaupt unregelmäßiger; ihre Wanderungen sind nicht bestimmt, indem sich der Wechsel ihres Wohnortes mehr nach dem Ueberfluß oder Mangel an Weide, als nach dem richtet, was ihnen der Instinkt gebietet. Sie buhlen um die Gesellschaft mit den gezähmten Racen, haben aber oft einige vertriebene Tarpanbengste bei sich; je mehr das Tarpanblut bei ihnen vorherrscht, desto mehr entwickeln sich bei ihnen die Sitten der wilden Race und desto mehr vermeiden sie eine Annäherung zu den menschlichen Wohnsitzen. Jung eingefangen, sind sie zwar anfangs störrisch, werden aber mit der Zeit gänzlich an die Gefangenschaft gewöhnt.

Colonel Smith spielt auf eine wollige Race aus der Kalmukei an, welche von den nomadischen Tataren gezähmt gehalten wird. In dem Pariser Museum ist ein Exemplar, welches als Cheval Bashkir bezeichnet ist, und dieses hat einen Pelz ungefähr wie das weiße Llama. Der Kopf ist schwer, die Glieder mittelmäßig fein, die Ohren kurz und spitz und der Hinterkiefer trägt einen Bart, ungefähr wie die Ziege. Herodot beschreibt, indem er von den Sigynen, einer Nation, spricht, welche die nördlich von der Donau gelegenen Einöden bewohnt, eine bei denselben im Gebrauche stehende Pferdegattung, welche mit borstenartigen, fünf Finger langen Haaren über den ganzen Körper bedeckt sei, dabei seien diese Pferde von kleiner Statur und unfähig, einen Reiter zu tragen, ihre kurzen Nasen halten sie in den Wind und werden als Wagenpferde gebraucht, in welcher Eigenschaft sie sich durch große Schnelligkeit auszeichneten. Von diesen

* Wir glauben eher, daß die Zeit der Rossigkeit hier eine Abänderung macht; denn man weiß auch von anderen Thieren, wie vom Fuchs und Hund, welche sich sonst nicht vertragen, daß sie zu der Zeit der Geschlechtsaufregung sich gleichwohl vermischen; die Antipathie kann im Allgemeinen vorhanden sein und doch Kreuzung stattfinden.

Anm. d. Uebers.

Thieren hörte Herodot bloß durch fremde Nachrichten; obgleich die Details aber übertrieben sind, so scheint es immerhin sehr wahrscheinlich, daß diese eigenthümliche und vielleicht Originalrace halbwilder Pferde darunter verstanden ist. Dieses wollige Pferd kommt im wilden Zustande in Kara-Kum und Pamera, einem hochgelegenen von Bäumen entblößten Plateau, vor, welches aber mit Triften bedeckt ist und auf dem die Flüsse Oxus und Jaxartes entspringen; von dieser Gegend her beziehen die Baschkiren und Kirgisen ihre gezähmten, wolligen Pferde. Diese Thiere haben ein niederes Widerrist, ihre Farbe ist graulichweiß, im Sommer etwas dunkler, ihr Pelz besteht aus einer Unterlage weicher, wollartiger Haare und einer äußeren Decke von harten, glänzenden Haaren, und diese letzteren meint vielleicht Herodot, wenn er sagt, die Haare der Pferde der Sigynen seien sehr langen Borsten ähnlich.

Kehren wir nun zu der Behauptung Pennants zurück, die wilden an den Ufern des Don vorkommenden Pferde seien die verwilderten Abkömmlinge derjenigen Pferde, welche bei der Belagerung von Azoph um das Jahr 1697 freigelassen wurden, so wollen wir keineswegs diese Begebenheit in Abrede stellen; allein was haben wir zu der Thatsache zu sagen, daß, wie aus zahlreichen Zeugnissen hervorgeht, gerade in jenen Gegenden viele Menschenalter vor dieser militärischen Affaire wilde Pferde existirt haben? Woher sind denn diese gekommen? Daß sie von gezähmten Pferden abstammten, ermangelt alles Beweises. Die Behauptung, daß es so sei, ist eine bloße Versicherung, gerade wie wenn man sagen wollte, das Pferd habe nie als ein wildes Thier existirt und sei immer in seinem gezähmten Zustande auf der Erde gewesen. Diese Meinung aber wird wohl Niemand mehr aufrecht erhalten wollen. Welche Umstände denn, kann man fragen, haben bewirkt, daß eine ganze Thiergattung, mit alleiniger Ausnahme der glücklichen Individuen, welche Sklaven des Menschen geworden waren, vertilgt wurde? eine Thiergattung, welche durch ihre Flüchtigkeit, ihre Kraft, ihren Muth, ihre Behutsamkeit und Vorsicht vor allen anderen befähigt war, in den ungeheueren öden Hochebenen, welche sich vom östlichen Europa durch das mittlere Asien hin erstrecken und noch bis auf diesen Tag unerforscht sind, sich einen gesicherten Wohnsitz zu behaupten? Diese Wüsten, welche hier und da durch Gebirgsketten unterbrochen werden und gegen Norden und Süden von Hochgebirgen begrenzt sind, aus welchen mächtige Flüsse entspringen und in denen sich Seen gleich kleinen Binnenmeeren gestalten, waren für

die Alten eine terra incognita und sind es noch jetzt für uns. Wenn nun hier Heerden von wilden Pferden existiren, welche sich auf ihrem Grund und Boden behaupten, wie kann man zu der Behauptung kommen, diese Thiere müssen nothwendigerweise entsprungene zahme Pferde sein? Sicher können, wenn entsprungene Hausthiere sich in der Wildniß behaupten können, es ursprünglich wilde auch, und noch weit besser, da sie einen geschärfteren Instinkt haben als jene; ist aber dies der Fall, wo ist denn der Beweis, daß es im grauen Alterthum anders gewesen sei? Wir haben bereits gesagt, daß Oppian von einer Gattung wilder Pferde in den Wüsten Aethiopiens berichte und daß nach der Versicherung von Leo Africanus ein solches im nördlichen Afrika vorkomme. Nun beschreibt aber Colonel Smith unter dem Namen Kumrah (Equus Hippagrus) ein wildes, zur Pferdegruppe gehöriges Thier, welches bisher der Beobachtung der Naturforscher entgangen war. Wir selbst haben niemals ein Exemplar dieses Thieres zu Gesichte bekommen und es scheint ein Thier von großer Seltenheit zu sein.

Der Kumrah ist dadurch dem wilden Pferde Asiens sehr unähnlich, daß er nicht heerdenweise lebt; er bewohnt Waldgebirge und kommt entweder einsam oder in kleinen Rudeln zu den Quellen und Cisternen herab, wo er sowohl von Jägern als auch Hyänen und anderen Raubthieren nicht selten angegriffen wird. Indessen machen es seine Vorsicht, sein gutes Witterungsvermögen, seine Flüchtigkeit und die eben so schnelle als plötzliche Art, womit er seinen Rückzug betreibt, sehr schwer, ihn zu überraschen und entweder zu fangen oder zu erlegen; außerdem soll er sich sehr muthig vertheidigen und furchtbar um sich beißen, wenn er sich gefangen sieht. Colonel Smith sagt: „Von dem echten Kumrah haben wir ein lebendes Exemplar und das Fell eines andern in England gesehen. Der erste kam von der Berberei, der zweite ging an Bord eines Sklavenschiffes auf der Reise von der Küste von Guinea nach Westindien im Jahr 1798 ein. Das Fell, die Füße und der Kopf dieses letzteren wurden vom Schiffspatron sorgfältig aufgehoben, welcher die Gefälligkeit hatte, zu Dominik eine Skizze davon entwerfen zu lassen und Nachrichten von diesem Thiere zu geben.

„Der in den Gebirgen lebende Kumrah ist ungefähr 10 bis 10½ Faust hoch; sein Kopf ist, über die Stirn gemessen, verhältnißmäßig breit und hat grobe Ganaschen; er ist aber klein, kurz, gegen das Maul zugespitzt, so daß dieses mit dem Kopfe gleichsam ein Dreieck bildet (Keilkopf). Zwischen den Ohren ist anstatt eines Schopfes langes, wollartiges

Haar; die Augen sind klein und von heller, nußbrauner Farbe (Birkaugen), die Ohren sind groß und weit, der Hals ist dünn, bildet mit dem Kopf einen Winkel (Hirschhals) und hat eine schlichte aber lange, schwarze Mähne, der Bauch ist weit, die Schenkel schmal gehost (cat-hammed) und die Glieder rein aber eselartig mit langen Hufen versehen; die Fessel sind kurz, die Hornwarzen an den Hinterfüßen klein und der Schwanz ist einige Zoll, ehe die langen, schwarzen Schweifhaaren anfangen, mit einem kurzen Pelze bewachsen. Das ganze Thier ist von hellrothbrauner Farbe ohne Aalstreif oder sonst einer Zeichnung auf dem Rücken und ohne das geringste weiße Abzeichen an den Gliedmaßen. Wir machten unsere Skizze zu Portsmouth und glauben, daß sie auf das Thier von gleicher Race paßt, welches, wenn wir gehörig unterrichtet sind, mehre Jahre lang in einer Koppel des verstorbenen Lord Grenville lebte. Im brittischen Museum befand sich ebenfalls ein ausgestopftes Exemplar, welches in Absicht auf Größe und Farbe dieser Schilderung genau entsprach, dessen Kopf aber (wahrscheinlich weil der Ausstopfer den rechten Schädel nicht besaß) viel länger und weniger breit war. Das andere Exemplar, welches von den nördlich von Accra in Guinea liegenden Gebirgen kam, war diesem auch durchaus ähnlich. Man hat uns berichtet, daß die Stimme des Kumrah von der des Esels und des Pferdes gleich verschieden sei; was sein Temperament betrifft, so zeigte sich der, welcher auf dem Schiffe einging, zwar anfangs sehr scheu und wild, war aber durchaus nicht bösartig und fraß das Schiffszwieback, das man ihm anbot, gern.

Wir wissen, daß der Maulesel oder der Bastard zwischen dem Pferdehengste und der Eselstute von den Arabern und Shellahs zuweilen als der Kumrah vorgezeigt wird. Von diesen Bastarden sind einige grau, andere schwarz, und man darf sie nicht mit dem echten wilden Kumrah verwechseln, von welchem Colonel Smith versichert, er sei eine bestimmte Gattung, welche schon den Alten bekannt war, denn der Kumrah ist vielleicht der Boyres des Herodot oder der Burra des Kodalgi (Herodot, Melpomene IV.).

Wir haben also auch im nördlichen Afrika ein echtes wildes Pferd, und wenn, wie wir überzeugt sind, unsere Argumente Glauben verdienen, so existirt ein echtes wildes Pferd in den ungeheueren ebenen Landstrichen von Mittelasien, vom Don und der Wolga durch die Wildnisse des Kirgisenlandes, die große und kleine Bucharei, Turkestan, Sangarien, die Kalmukei, die große Wüste Kobi, die Mongolei und der Landstrich der Kalkas und Soyoti. Man weiß,

daß über solche Erdtheile von ungeheuerer Ausdehnung, welche theils von Europäern besucht wurden, oder woher man sichere Nachweise bekommen hat, Pferde, welche im Naturzustande leben und heerdenweise umherwandern, existiren, sowie, daß diese wilden Pferderudel von einem kräftigen Hengst angeführt werden. Ohne allen Grund, ausgenommen das, was Pallas als bloße Meinung ausspricht (er hat es aber nie kategorisch behauptet), haben nun die Naturforscher mit wenigen Ausnahmen sich vereinigt, um das Pferd als den ausschließlichen Abkömmling einer emancipirten Race zu betrachten; wann und unter welchen Umständen aber diese Emancipation sollte stattgefunden haben, haben sie uns zu entdecken überlassen, wenn wir Lust dazu haben. Der gordische Knoten wurde zerhauen, weil dieses leichter ist, als ihn aufzulösen. Ohne Zweifel können wir mit derselben Logik behaupten, die wilde Ente sei nichts anderes als ein emancipirter Abkömmling der zahmen, und als Beweis dafür anbringen, daß in unseren Teichen es schon oftmals vorgekommen ist, daß sich wilde und zahme Enten gepaart haben. Diese Behauptung ist willkürlich, die Folgerung albern.

Wenden wir uns nun von den im freien Zustande erzeugten Pferden Asiens, unter welchen, wie zu erwarten ist, viele zwischen gezähmten freigewordenen und wilden bestehende Mittelracen existiren, da seit undenklichen Zeiten das Territorium der wilden Pferde von Nomaden vielfach durchkreuzt wurde, welche ja selbst die geübtesten Pferdebändiger und Pferdezüchter sind — wenden wir uns zur Betrachtung einer anerkanntermaßen verwilderten oder emancipirten Pferderace, nämlich zu dem halbwilden Pferde Amerika's. Dieser Gegenstand erfordert aber ein eignes Kapitel.

Drittes Kapitel.

Das halbwilde Pferd von Amerika.

Wir haben bereits davon gesprochen, daß in einer früheren Zeitperiode, welche jedoch, geologisch genommen, als eine neue angesehen werden muß, eine Gattung des Pferdegeschlechtes, nebst dem Mastodon, Megatherium, Megalonyx, dem Mylodon und anderen Wesen der Vorwelt, welche den Geist dessen mit Staunen und Bewunderung erfüllen, welcher die Naturgebilde mit Nachdenken studirt, in Amerika hausete. Diese Thiere durchschweiften einst die Ebenen, Moräste und ungeheueren Urwälder dieses Landes, ein Geschlecht folgte auf das andere, aber nun traten große Ereignisse in der Natur ein, deren Folgen vielleicht am Anfang wenig empfunden wurden, die aber nach und nach an Heftigkeit und Eindringlichkeit zunahmen, wodurch die Reihen dieser Thiere gelichtet wurden, bis endlich auf der höchsten Entwicklung dieser Ereignisse kein einziges mehr am Leben zu bleiben vermochte. Ihre Existenz war dahin, und selbst wenn man ihre Ueberreste betrachtet, so kommt es einem nur vor, als wie ein Traum, wenn man daran denkt, daß diese Geschöpfe auf dem Lande lebten und webten, wo die Hand der Natur ihnen ein Grab angewiesen hat. Diese Ueberreste sind gleichsam geprägte Medaillen aus einer vergangenen Zeit! Sie sprechen mit ausdrucksvollen Worten von dem Wechsel der Dynastien organischer Wesen auf der immer wechselnden Oberfläche unseres Planeten! Daher leiten wir die Abkunft des Pferdes der Pampas nicht von jener Pferderace ab, deren Voreltern die Genossen der untergegangenen waren; im Gegentheile, das Pferd Amerika's ist erst in neueren Zeiten daselbst eingeführt worden, und in diesem Falle können wir wohl sagen, daß der Mensch, ohne es zu wollen, eine Lücke im Thierreiche ausgefüllt hat, welche in vergangenen Zeitaltern die Natur selbst ausfüllte. Der Einfluß des Menschen auf die niederen Thiere wird selten in

Rücksicht genommen, sein direkter Einfluß ist freilich sehr handgreiflich, allein sein indirekter Einfluß ist, obgleich er nicht in so markirten Conturen hervortritt, dennoch bei weitem ausgedehnter. Er versetzt europäische Thiere und Pflanzen nach den Inseln des stillen Meeres, nach Australien, nach Südamerika; er führt Pflanzen und Thiere von verschiedenen entfernten Ländern nach Europa. Allein dies ist nicht alles; mit diesen Pflanzen werden zugleich die Eier von Insekten verpflanzt, welche dieselben zu ihrer Nahrung bedürfen, und wie viele dieser Insekten wurden nicht schon der Schaden des Landes, in welches sie gebracht worden waren. Von den Säugethieren aber hängen Pflanzen und Insekten ab, und umgekehrt, die Säugethiere von den Pflanzen, von Insekten, Säugethieren und Pflanzen die Vögel — kurz, es besteht hier eine gegenseitige Reaktion, in welche, so zu sagen, der Mensch eingreift, jedoch nicht, ohne nach dem großartigen Plane eines höheren Willens zu handeln.

Der Einwirkung des Menschen also verdankt man, und zwar erst in der neueren Zeitperiode, die Einführung des Pferdes in Amerika. Heerden wilder Pferde hausen auf den ungeheueren Ebenen dieser neuen Welt, aber diese Pferde sind, wenn gleich wild, sowohl in Absicht auf Charakter als auch auf Sitten sehr verschieden. Sie haben die Zähmung, welche von ihren spanischen Vorfahren auf sie vererbt wurde, nicht verloren, denn das ungestümste dieser Thiere wird im Laufe eines Tages durch den Zaum und Sporn des Gaucho unterjocht.

Es stehen uns keine Mittel zu Gebot, um über die Frage zu entscheiden, ob die Norweger, welche im zehnten und elften Jahrhundert Newfoundland und verschiedene Theile von Nordamerika entdeckten, und an verschiedenen Theilen der nordamerikanischen Küste Niederlassungen zu gründen versuchten, daselbst Pferde zurückgelassen haben oder nicht. Höchst wahrscheinlich war dies nicht der Fall; und wenn auch, so haben wir, was die Einführung des Pferdes dorthin betrifft, unsere Blicke auf eine weit spätere Zeit zu lenken. Erwiesenermaßen hat das Pferd früher nicht als zu den Zeiten des Cortez und Pizarro in Südamerika den Boden der neuen Welt betreten. Cortez brachte das Pferd nach Mexiko, Pizarro nach Peru. Vor diesen jedoch führte Columbus das Pferd in Hayti ein; denn im Jahre 1494 kehrte er von Spanien wieder nach Hayti zurück (von wo er zuvor abgereist war und eine Garnison dort zurückgelassen hatte) und nahm Pferde und Bluthunde mit. Da um diese Zeit die Pferde zum erstenmal auf dem Boden der neuen Welt er-

schienen, so waren sie für die Indianer Gegenstände von nicht geringem Schrecken und Staunen, denn diese betrachteten sie als vernünftige Geschöpfe, und bildeten sich ein, Roß und Reiter wären ein Thier, sie bewunderten die Schnelligkeit derselben, und hielten ihre Stärke und ihren Ungestüm für unwiderstehlich.

Ein Jahrhundert später gab es auf Hayti, und wenn wir nicht irren, auf Cuba, welches Columbus im Jahr 1492 entdeckte, eine Menge von Pferden. Im Jahr 1519 verließ Cortez Cuba mit Truppen und sechszehn Pferden, um den wehrlosen Eingeborenen von Neuspanien den Krieg zu machen. Der Schrecken der Feuerwaffen und der furchtbare Anblick der Pferde beugte den Muth der Eingeborenen, wo sich nur die Spanier zeigten. Die Mexikaner blickten mit panischem Schrecken auf diese fremdartigen Thiere; zuerst glaubten sie, Roß und Reiter seien gleich den Centauren des Alterthums monströse Geschöpfe, von fürchterlicher Gestalt, und da sie dachten, ihre Nahrung sei dieselbe, wie die des Menschen, brachten sie ihnen Fleisch und Brod zum Essen. Selbst nachdem sie ihren Irrthum entdeckt hatten, glaubten sie, die Pferde fressen in der Schlacht die Feinde und meinten, wenn sie wieherten, so verlangen sie Tribut. Es war nicht im Interesse der Spanier, sie in dieser Beziehung zu enttäuschen. (Herrera.)

Im Jahre 1530 kam Pizarro als ein Abenteurer nach Peru, mit einer kleinen Truppe Soldaten und etwa 62 Reitern. Der Inka Atahualpa kam in vollem Hofstaate, um dem treulosen Eindringling entgegen zu gehen, welcher zu Catamala sich in einem Hofe niedergelassen hatte, an dessen einer Seite ein Palast, an der anderen der Tempel der Sonne war. Als der Inka sich dem spanischen Quartiere näherte, trat Pater Vincent Valverde mit einem Crucifix und Brevier vor, und hielt eine lange Predigt von der neuen Religion, welche er zu lehren gekommen sei. Der Inka, welcher von dieser Rede nur wenig verstand, weil sie ihm durch einen Dollmetscher schlecht war übersetzt worden, fragte, wo man solche Dinge lernen könne. Valverde gab ihm das Brevier, der Fürst aber, welcher die Buchstaben nicht kannte, hielt es an das Ohr, dann sprach er: „Es sagt mir nichts," und warf das Buch auf den Boden. Nun schrie der wüthende Priester: „Zu den Waffen! rächt diese Entweihung an jenen gottlosen Hunden!" Der plötzliche Angriff, das Knattern der Musketen, der unwiderstehliche Choc der Reiterei erfüllte die Eingeborenen mit panischem Schrecken; das Gemetzel wurde bis zum Ende des Tages fortgesetzt und der Inka war gefangen.

Die Geschichte malt den Rest des Herganges mit blutigen Farben. Dies waren die Vorfälle, welche die Einführung des Pferdes durch Teufel in Menschengestalt nach dem Reiche von Peru begleiteten. Binnen einer kurzen Zeitperiode kamen Chili, die Provinzen von Tucuman und Rio de la Plata, Paraguay, und das südwärts gegen Patagonien sich erstreckende Land unter spanische Oberherrschaft. Auf den herrlichen Weidegründen dieser unabsehbaren Prairien vermehrten sich Pferde und Rinder schnell, und verbreiteten sich weit und fern in Rudeln oder Heerden und genossen ein völlig freies Leben.

Brasilien wurde im Jahre 1500 von Pedro Alvares de Cabral entdeckt, welcher von dem König von Portugal mit einer großen Flotte nach Ostindien abgesendet war. Nachdem er die Küste in Augenschein genommen und im Namen seines Königes davon Besitz genommen hatte, setzte er seine Reise nach Ostindien fort, jedoch nicht ohne eine Botschaft von seiner Entdeckung nach Lissabon zu schicken. Nach Empfang dieser Depesche sandte der König den Florentiner, Amerigo Vespucci, aus, um das Land näher zu untersuchen; der Rapport dieses Sendlinges fiel aber nicht günstig aus. Hernach ermuthigte König Johann III. einige wohlhabende Familien, auszuwandern, welchen er ungeheuere Landstriche als Eigenthum zusagte, und nun wurden binnen den Jahren 1531 und 1545 die Städte St. Vincent, Espirito Santo, Porto, Seguro und Pernambuco gegründet. Im Jahre 1549 wurde von Lissabon ein Gouverneur abgeschickt, in der Bay de Todos los Santos die Stadt Bahia gegründet und eine regelmäßige Kolonialadministration angeordnet. Schon um das Jahr 1531 wurde durch portugiesische Ansiedler das Pferd nach Brasilien gebracht, und ist nun in diesen Provinzen als verwildertes Thier, das überall frei umherschweift, in großer Anzahl zu finden.

Dies ist eine kurze Schilderung der ersten Einführung des Pferdes durch die Spanier und Portugiesen in Mejiko und Südamerika. Wer hätte wohl in Beziehung auf die geographische Vertheilung der Thiere die Uebersiedlung des Pferdes als eine Folge der gewagten Reise des Columbus im Jahr 1492 vorhersagen können?

Die Sitten und Gewohnheiten des wilden Pferdes in Südamerika sind von verschiedenen Reisenden von Azara bis auf Darwin beschrieben worden, und zwar mit solch plastischer Treue, daß wir mit diesem Gegenstande vollkommen vertraut sind. Diese Pferde sind in der größten Menge in den Pampas, zwischen dem Rio de la Plata und den südlichen Theilen Patagoniens zu Hause; ungeheure Heerden

sind über die verschiedenen Theile Brasiliens verbreitet und es kommen deren auch am Ufer des Orinoco vor. In einigen Landstrichen, wie in den Pampas von Buenos Ayres, geht ihre Menge fast in das Unglaubliche; sie leben dort in Heerden von tausenden beisammen, und durchstreifen in üppiger Kraft und freudiger Lust die Ebenen. Ihre Farbe ist gewöhnlich rothbraun. Auch in Nordamerika, an den Ufern des Golfes von Mejiko, und in den offenen Distrikten von Kalifornien kommen Heerden von verwilderten Pferden vor, und diese waren früher in Florida sehr häufig. In den ausgedehnten Prairien, welche westlich vom Missisippi liegen, fand deren Dr. Richardson, und dieser glaubt von denselben, daß sie von Mejiko eingewandert wären. Sie gehen, wie es scheint, nicht über den 53. Grad nördl. Br. hinaus. In beträchtlicher Anzahl leben sie in den Ebenen um den Columbiafluß; unter diesen sind aber auch Rappen nichts ungewöhnliches.

Murray gibt in seinen Travels in North America, eine lebhafte Darstellung von dem Choc einer großen, aus mehren tausend Stück bestehenden Truppe dieser Thiere über eine ausgedehnte Ebene. Dieser Choc oder das stürmische Vorüberrennen wilder Pferde verursacht ein Getöse, welches ein allgemeines panisches Schrecken verursacht und Stampedo genannt wird. „Etwa eine Stunde," sagt Murray, „nach der Zeit, wo wir gewöhnt waren, unsere Pferde für die Nacht in Sicherheit zu bringen, vernahmen wir ein unbestimmtes Getöse, gleich dem Brüllen entfernten Donners, als es näher kam, mischte sich das Heulen aller in unserem Encampement befindlichen Hunde, und die schrillen Angstrufe der Indianer darein, bei noch größerer Annäherung übertäubte es aber alle diese Nebenlaute und war dem Tosen eines schweren Wasserfalles ähnlich. Nach und nach näherte sich dieses donnerähnliche Rollen unserem Lagerplatze, und theils durch mein Gehör, theils aber auch durch die ängstlichen und abgebrochenen Worte der Inhaber unseres Zeltes, gewann ich bald die Ueberzeugung, dies könne nichts anderes sein, als der furchtbarste Galopp von tausend und aber tausend in toller Bestürzung dahin rennender Rosse. Als dieser lebende Strom bis auf geringe Entfernung angekommen war, lief ich zu meinem Zelt hinaus, führte mein Lieblingspferd, eine Stute, hinter das Feuer, und band ihr, da ich den Fesselriemen, durch welche sie befestigt war, nicht ganz traute, die Vorderfüße mit einer langen Gurt zusammen und hoffte nun, daß die aufgeregte rasende Flut von Pferden sich theilen und auf beiden Seiten an uns vorbei-

rennen werde. Als nun die galoppirende Masse näher kam, begannen unsere Pferde zu prusten, die Ohren zu spitzen und zu trampeln, und als jene gegen uns anstürmten, wurden sie aus Schreck völlig unbeherrschbar; sie brachen alle los und vereinigten sich mit ihren wilden Genossen; nur meine Stute konnte nicht loskommen; sie zappelte aber in ihren Schlingen wie eine wilde Bestie, und es gelang mir nur durch Anwendung meiner ganzen Kraft und dadurch, daß ich sie zuletzt niederwarf, sie zurückzuhalten. Die tolle Truppe raste dahin in ihrer stürzenden Eile, zertrampelte unsere Vorräthe an Häuten, getrocknetem Fleisch 2c. und warf einige kleinere Zelte über den Haufen. Bald verloren sie sich in dem Dunkel der Nacht in die Wildnisse der Prairie, und bald hörte man nichts von ihnen, als das Kläffen der Köter, welche ihre fruchtlose Verfolgung fortsetzten."

Aus Kennedys „Texas" entnehmen wir folgende malerische lebendige Darstellung eines wilden Pferdes, welche ein schönes Exemplar betrifft, dem er auf einer seiner Exkursionen begegnete: — „Wir ritten durch einen Distrikt welcher meilenweit mit Sonnenblumen bewachsen war, deren dunkle samentragende Scheiben mit ihrem Strahlenkranze von gelben Blumenblättern dem Rand der Sonne den Tag über von Ost nach West folgen und sich senken, wenn die Schatten der Nacht auf sie zu fallen beginnen. Zwischen diesen kam zuweilen eine feine Blume von azurnem Blau vor, welche zwar keinen Geruch von sich gab, aber einen lieblichen Contrast gegen das glänzende Gelb der Sonnenblume bildete. Etwa um halb elf Uhr entdeckten wir auf sehr große Distanz ein Thier, welches sich rasch bewegte und setzten augenblicklich unsere Pferde in Galopp, um es zu verfolgen. Ein Ritt von fünfzehn Minuten brachte uns ihm nahe genug, um zu unterscheiden, daß es kein Büffel sei, es war aber für einen Hirsch oder eine Antilope zu groß. Beim Näherkommen aber erkannten wir es bald an der aufrechten Haltung des Kopfes, am Flattern der Mähne und an den schönen Körperverhältnissen als ein wildes Prairiepferd. Es sah uns nun und sprengte mit der Schnelligkeit eines Pfeiles hinweg, bis es einen beträchtlichen Vorsprung gewonnen hatte, dann kehrte es um, blickte uns an und ließ uns auf vierhundert Schritte nahe kommen, dann aber rannte es wieder mit einer Grazie und Schnelligkeit, an der wir uns kaum satt sehen konnten, nach einer andern Richtung davon. Wir hielten; denn das Thier zu verfolgen in der Absicht es zu fangen, davon konnte natürlich nicht die Rede sein. Als es merkte, daß wir ihm nicht folgten, so hielt es auch und schien nun eben so große

Neugierde zu hegen wie wir selbst; es machte eine kleine Volte und kam uns dann so nahe, daß wir genau den forschenden Ausdruck seines klaren glänzenden Auges und die rasche Bogenbewegung seiner sich blähenden Nüstern unterscheiden konnten. Wir hatten keine Hoffnung es zu fangen und wünschten es nicht zu erlegen, aber unser Neugier spornte uns an, ihm langsam näher zu kommen. Wir waren nicht weit vorgerückt, als es sich wegbewegte, eine große Volte um uns beschrieb und von der anderen Seite uns wieder näher kam. Es war ein herrliches Thier, ein Lichtbraun mit schwarzer Mähne und Schweif. Bei seinen Bewegungen konnten wir das Muskelspiel seiner glänzenden Glieder wahrnehmen und wenn es halb im Scherz, halb in Furcht seine lange flatternde Mähne dem Spiele der Winde preisgab und seinen langen seidenartigen Schweif hoch trug, so kannte unsere Bewunderung keine Grenzen, wir sehnten uns — hoffnungsloser quälerischer Wunsch! — nach seinem Besitz. Zwar hätten wir das schöne Thier von unserem Standorte aus schießen können, aber wären wir dem Verschmachten nahe gewesen, wir hätten es schwerlich zu thun vermocht. Es war frei und wir liebten es wegen des unbestrittenen Besitzes der Freiheit, die wir ihm so gerne genommen hätten, allein wir wollten es nicht erlegen. Wir feuerten eine Flinte über seinen Kopf hin ab; es hörte den Knall des Schusses und das Pfeifen der Kugel, da rannte es fort, verschwand in der nächsten Vertiefung, ward wieder sichtbar als es die entfernteren Hügel erkletterte und erschien immer kleiner und kleiner bis es zuletzt am Horizont als ein kleiner Punkt verschwand."

Was die wilden, oder besser die verwilderten Pferde Südamerika's betrifft, so muß man nicht glauben, daß sie keine Eigenthümer haben. Im Gegentheile gehören sie — gleich dem Hoch- und Federwilde in Europa, welches, obgleich echtes Wild, das Eigenthum des Herrn des Landes ist, in welchem es sich aufhält — den Eigenthümern der Estancias (Landgüter), auf deren Grund und Boden sie sich ernähren. Die Estancias sind weite Distrikte oder Weideplätze, welche von verschiedenen Grundholden angesiedelt sind und auf welchen sich Tausende von wilden Rindern und Pferden aufhalten.* Auf diesen

* „General Rosas soll der Eigenthümer von 74 Quadratleguas Land sein, und darauf etwa 300,000 Stück Rindvieh besitzen. Seine Ansiedlungen (Estate·) sind vortrefflich bewirthschaftet und produktiver an Korn als manche andere.“ (Darwin.) — „Ich ritt mit meinem Gaste nach seiner Estancia zu Arrayo de San Juan. Abends machten wir einen Rundritt um die Ansiedlung, sie war 2½ Qudratleguas groß und war in einem sogenannten Rincon (Winkel) gelegen, das heißt, auf

Thieren beruht das Vermögen der Besitzer, und dem Viehhüter ist die Sorge für diese Thiere anbefohlen. Sie sind auf gewissen Punkten stationirt, um die Heerden daran zu verhindern, daß sie gewisse Grenzen überschreiten, und um sie zurückzubringen, wenn sie sich auf Wanderungen begeben wollen. Pferde sind daselbst ein sehr schätzbares Besitzthum; denn obgleich der Preis für das Stück geringfügig ist, so ist doch wegen der Anzahl derselben und weil sie wenige Kosten verursachen, der Gewinn, den sie abwerfen, ein beträchtlicher. Baron Humboldt sagt, daß am Orinoco tausend Pferde 2200 Piaster kosten. Was in Südamerika der genaue Werth eines Piasters ist, können wir nicht ganz genau angeben; indessen die Summe beläuft sich per Stück auf wenige Schillinge. Es geht aus den Nachrichten hervor, daß in Südamerika die Stuten niemals geritten werden, sie werden aber sehr häufig zur Nahrung benützt, denn die Indianer genießen gleich den tatarischen Völkerstämmen, in Asien und dem östlichen Europa das Fleisch dieser Thiere; dies scheint indessen überall der Fall zu sein, wo das Pferd im Zustande natürlicher Freiheit ist.* Die Häute dieser Thiere werden denen

der einen Seite wurde sie durch den la Plata begrenzt und war auf zwei anderen durch unübersteigbare Bäche geschützt. Es war dort ein vortrefflicher Hafen für kleine Fahrzeuge und es gab kleines Gehölz im Ueberfluß, welches sehr schätzbar ist, da es nach Buenos Ayres als Brennholz verkauft wird. Ich war neugierig den Werth einer so vollkommenen Estancia kennen zu lernen. An Rindvieh hatte sie 3000 Stück und hätte wohl das Drei- oder Vierfache dieser Anzahl ernähren können; an Stuten 800 nebst 150 Fohlen und 600 Schafen; es gab daselbst Ueberfluß an Wasser und Kalksteinen und ein Blockhaus, zugleich vortreffliche Corrals (Einfriedungen oder Höfe für Stücke, welche zum Schlachten bestimmt sind) und einen Pfirsichgarten. Für alles dies wurden 2000 Pfund Sterling geboten mit einem Angeld von bloß 500 Pfund, und wahrscheinlich hätte man es um geringeren Preis bekommen. Was bei einer Estancia die meiste Mühe macht, ist, daß man das Hornvieh wöchentlich zweimal an eine bestimmte Stelle treiben muß, um es zahm zu machen und zu überzählen. Man wird sich diese letztere Operation wahrscheinlich etwas schwierig denken, wenn man bedenkt, daß hier zehn- bis zwölftausend Stück bei einander sind, allein die Sache wird nach dem Princip gehandhabt, daß sich das Vieh von selbst in Rudeln von vierzig bis hundert Köpfen zusammenseparirt. Jedes Rudel erkennt man an einigen besonders gezeichneten Thieren und ihre Anzahl ist so gut bekannt, daß, wenn ein einziges von zehntausend verloren geht, man dies an der Abwesenheit des Rudels (**tropilla**), dem es angehört, bemerkt. Während stürmischer Nächte laufen zwar alle Rinder durch einander, den nächsten Morgen sind aber die Tropillas so abgeschieden wie zuvor.“ (Darwin.) Dieser Auszug wird ein klares Bild von dem Wesen einer Estancia geben.

* Pferdefleisch ist in Südamerika die einzige Nahrung, welche die Soldaten auf ihren Märschen haben. Darwin erzählt, daß er beim Ueberschiffen des Stromes Rio Colorado durch eine ungeheure Menge von Stuten belästigt worden sei, welche durch den Fluß getrieben wurden, um einer Divisionsarmee des General Rosas in das Innere zu

des verwilderten Rindviehes gleich geachtet; sie sind ein bedeutender Handelsartikel und werden nach Europa gebracht, um daselbst gegerbt und zur Schusterei verwendet zu werden. In früheren Zeiten kam das beste Leder dieser Art unter dem Namen Corduanleder von Spanien, allein die Zeit hat, sowohl in dieser Beziehung als in Absicht auf andere Handelsgegenstände Vieles geändert, und das südamerikanische Leder ist nun beinahe so gut als das spanische, und kann um wohlfeileren Preis und in größeren Quantitäten erhalten werden. Das, welches von den Häuten der englischen Vollblutpferden gemacht wird, ist von vorzüglicher Qualität, ist aber, wie in der Natur der Sache liegt, sehr selten. Wir wollen damit keineswegs sagen, daß Vollblutpferde um der Häute willen getödtet werden, aber in Südamerika werden dagegen jährlich Tausende von Pferden geschlachtet, da sie bloß deßwegen gezüchtet und aufgezogen werden, gerade deßhalb aber sind sie für die Estancia, welche sie hält einträglich. Die Häute derjenigen Pferde, welche wegen Krankheiten oder Altershalber eingehen, sind von geringem Werthe. Es ist bekannt, daß die Lederhändler das Leder des Pferdes in drei Qualitäten abtheilen: das von den Schultern und einem Theil des Halses ist bei weitem die beste Sorte, indem es derb, compakt und geschmeidig ist; es wird für echtes spanisches Corduanleder ausgegeben und zu Damen- und Kinderschuhen verwendet; nächst dieser Sorte kommt das von den Seiten und dem Rücken, es ist viel dicker und wird als Oberleder für Schuhe gebraucht; das vom Bauche ist viel geringer, schwach und brüchig und dient bloß zu Verfertigung der wohlfeilsten Artikel. Unter den Leuten, welche in Südamerika dazu verwendet werden, die Stuten zu erlegen und zu streifen, gibt es Individuen von außerordentlicher Geschicklichkeit.

folgen. Dieser Anblick bot ein eigenthümliches Schauspiel dar, und während das Militär seine Subsistenzmittel also mit sich treiben läßt, hat es die Bewegungen seiner Evolution nicht viel zu hemmen, denn die Tagreisen, zu welchen man diese Thiere bei einem Marsch über die Pampas antreibt, sind außerordentlich; sie haben, wie versichert wird, schon oft mehre Tage hintereinander täglich einen Marsch von hundert (englischen) Meilen (32 Wegstunden) machen müssen.

Was das Pferdefleisch betrifft, so kann der Uebersetzer aus eigener Erfahrung sagen, da er es unter den vielfachsten Zubereitungsarten genossen hat, daß es, von jungen Individuen, welche von der Weide herkommem, eine vortreffliche Speise ist, welche dem besten Wildbrät nicht nachsteht, daß es aber ein außerordentlich schlechtes Gericht ist, wenn es von älteren Arbeitspferden genommen wird; daher darf man sich gar nicht wundern, wenn Völker, welchen Fleisch von Pferden zu Gebot steht, die frei in der Wildniß gleich dem Wilde umhergehen, das Fleisch dieser Thiere vorziehen.

Darwin sagt hierüber in seinem Journal: „Auf einer Estancia bei Las Vacas werden sehr viele Stuten wöchentlich, bloß um der Häute willen erlegt, obgleich diese nicht höher bezahlt werden als fünf Papierdollars das Stück, oder eine halbe Krone (englisch). Es kommt einem für den ersten Anblick sonderbar vor, wie es sich verlohnen kann, um solch ein Lumpengeld eine Stute zu tödten, aber da es in diesem Lande für lächerlich gehalten wird, eine Stute zu besteigen, so haben diese Thiere keinen Werth, ausgenommen für die Zucht. Das einzige Geschäft, zu welchem ich Stuten verwenden sah, war das Weizendreschen, zu welchem Behufe sie auf eine runde eingefriedigte Tenne getrieben wurden, auf welche man den Weizen im Halme gestreut hatte. Die Leute, welche zum Schlachten der Stuten angewiesen sind, haben sich in Beziehung der Führung des Lasso einen Ruhm erworben. Einer derselben wettete, daß er zwölf Schritte vor dem Eingang des Corrals stehen und jedes Thier das vorbeirenne, ohne Fehl fangen wolle. Ein Anderer sagte, er wolle zu Fuß in den Corral gehen, eine Stute fangen, ihr die Vorderfüße zusammenbinden, sie heraustreiben, sie niederwerfen, tödten, abledern und die Haut zum Trocknen auf Stangen stellen (das letztere ist ein mühsames Geschäft), und bot eine Wette an, daß er diese ganze Operation an einem Tag an zweiundzwanzig Thieren ausführen wolle; bloß tödten und abledern wolle er aber täglich fünfzig. Dies wäre eine ungeheure Wette, denn es wird als ein tüchtiges Tagewerk betrachtet, wenn Einer 15 oder 16 Thiere abledert und deren Häute aufsteckt.

Werden die wilden Pferde der Pampas für den Reitdienst verlangt, so fängt man sie mit der Schlinge oder dem Lasso, in dessen Gebrauch die Gauchos eine wunderbare Geschicklichkeit haben, indem sie schon von frühester Kindheit an beginnen sich hierauf einzuüben. Meistens wählen sie sich von einer Anzahl von Pferden, welche in einen Corral getrieben werden, diejenigen aus, welche sie zu ihrem Zwecke für die tauglichsten halten, aber zuweilen scheiden sie nach Gutdünken eines von der Heerde ab und verfolgen es über die Ebene so lange, bis sie ihm nahe genug sind, um den Lasso zu gebrauchen, welche sie mit nie irrender Sicherheit führen. Der Lasso ist ein geflochtener Lederriemen, von gleicher Dicke, von 40 Fuß Länge und ½ Zoll im Durchmesser, welcher aus Streifen von ungegerbten Häuten besteht, und durch Fett und eine eigenthümliche, dem Gerben ähnliche Behandlung geschmeidig gemacht wird. An dem einen Ende ist ein eiserner Ring befestigt, der etwa 1½ Zoll im Durch-

messer hat, und durch welchen der Riemen so geschlungen wird, daß dadurch eine laufende Schlinge entsteht. Gewöhnlich ist der Gaucho, wenn er sich des Lasso bedient, zu Pferde, ein Ende des Riemens ist am Sattel befestigt, das Hauptstück hat er sorgfältig um seinen linken Arm gewunden und läßt ungefähr 12 Fuß davon frei, an deren Ende der Ring ist, durch welchen die Schlinge geht. Die Hälfte davon hält er in der rechten Hand, indem er die Schlinge beständig horizontal über seinen Kopf schwingt, wo dann der eiserne Ring ihn darin unterstützt, der Schlinge den gehörigen Wurf zu geben, wenn es darauf ankommt, sie weit fortzuschleudern.* In der Hand des Gaucho hat dieses einfache Werkzeug eine furchtbare Wirkung, und da sein Pferd dazu abgerichtet ist, dem Stoße Widerstand zu leisten, so kann er damit im Augenblick einen wilden Bullen mitten im Rennlauf zusammenstürzen machen.

Die Art und Weise, wie die Gauchos ein wildes Pferd unterjochen ist von Head, Hall und anderen Reisenden gut beschrieben worden, doch von Niemand mit solcher Gewandtheit und Klarheit als von Darwin.

„Eines Abends," erzählt der letztgenannte Schriftsteller, „kam ein Domidor oder Bändiger wilder Pferde, um einige Fohlen für den Dienst herzurichten. Ich will die Vorbereitungsmaßregeln hierzu beschreiben, denn ich glaube, sie wurden von anderen Reisenden noch nicht erwähnt. Eine Truppe wilder Pferde wird in den Corral oder eine große Einfriedigung von Pallisaden eingetrieben und die Thür zugemacht. Wir wollen den Fall annehmen, daß ein Mann allein die Aufgabe hat, ein Pferd zu fangen und zu besteigen, das vorher weder von Zaum noch Sattel etwas wußte. Ich begreife, daß kein Mensch, ausgenommen ein Gaucho, fähig ist, so etwas auszuführen. Der Gaucho liest sich ein ausgewachsenes Fohlen (etwa vierjähriges Pferd) aus und wirft, während das Thier im Cirkus umherspringt, seinen Lasso so, daß er dessen beide Vorderfüße zu fassen bekommt. Augenblicklich stürzt das Pferd gewaltsam zu Boden; während es aber am Boden zappelt, benützt der Gaucho seinen Lasso, den er fest angezogen hält, dazu, um dicht unter der Köthe einen der Hinterfüße mit dem Riemen anzuschlingen und mit den beiden vorderen zu vereinigen. Hat er den Lasso der-

* Der Lasso ist kein neues Instrument; wie aus vorhandenen Bildnissen klar hervorgeht, war er schon den alten Aegyptern bekannt und wurde von denselben gebraucht; sie werden damit immer zu Fuß abgebildet, und wahrscheinlich waren die Jäger dabei auf dem Anstand und warfen den Lasso auf das vorübergehende Wild, wie z. B. Antilopen, Hirsche rc.

gestalt befestigt, daß die drei Füße zusammengebunden sind, so kniet er dem Pferde auf den Hals und befestigt einen starken Zaum ohne metallenes Mundstück an dessen Hinterkiefer in der Art, daß er durch die an den Enden der Zügel befindlichen Ringe einen schmalen ledernen Riemen streift und diesen mehrmals um den Hinterkiefer sammt der Zunge schlingt. Nun werden die beiden Vorderfüße des Thiers mit einem starken ledernen Riemen mittelst eines Schleifknotens zusammengebunden. Der Lasso, der die drei Füße zusammenhielt, wird losgelassen und jetzt kann das Thier, wiewohl schwierig aufstehen; der Gaucho aber hält das Thier an dem, an dem Hinterkiefer befestigten Zügel fest und lenkt dasselbe aus dem Corral hinaus. Wenn ein zweiter Mann zugegen ist (denn sonst kostet es weit mehr Mühe), hält dieser den Kopf des Thieres, während der erstere Schabracke und Sattel auflegt und das Pferd gehörig gurtet. Während dieser Operation wirft sich das Pferd aus Angst und Staunen, sich also gegurtet zu sehen, zu wiederholten Malen auf den Boden, und steht nicht auf als bis man es durch Peitschen dazu zwingt. Endlich, wenn das Satteln vollbracht ist, kann das arme Thier aus Furcht kaum mehr athmen und ist von Schaum und Schweiß weiß. Nun versucht der Gaucho aufzusteigen, indem er stark auf den Steigbügel drückt, damit das Pferd nicht das Gleichgewicht verliere; in demselben Augenblicke aber, wo er seinen rechten Fuß über den Rücken des Thieres hinübergeschwungen hat, zieht er den Schleifknoten, der die Vorderfüße zusammenbindet auf und das Thier ist frei. Einige Domidors ziehen den Schleifknoten auf, während das Thier am Boden liegt und stellen sich über den Sattel, so daß sie in denselben zu sitzen kommen, sobald das Thier aufspringt. Das Pferd aber, durch die Angst ganz toll gemacht, macht einige heftige Sprünge und rennt dann in vollem Galopp dahin; wenn es ganz erschöpft ist, so bringt es der Gaucho mit Geduld wieder nach dem Corral zurück, wo das arme Thier rauchend von Hitze und kaum noch am Leben frei gelassen wird. Pferde, welche nicht fortgaloppiren, sondern sich hartnäckig am Boden wälzen, sind am schwierigsten zu zähmen, dieser Vorgang ist furchtbar schlimm, aber nach zwei bis drei solcher Touren ist das Pferd gezähmt. Allein erst nach einigen Wochen kann das Thier mit einem eisernen Gebisse geritten werden, denn es muß sich erst an das Gefühl eines Zaumes und das gewöhnen, was der Reiter durch die Lenkung hiemit will, ehe es einen schärferen Zügel so tragen kann, daß er von der rechten Wirkung ist.

„Die Gaucho's sind als vollkommene Reiter wohl bekannt;

der Gedanke, abgeworfen zu werden, mag auch das Pferd machen was ihm beliebt, kommt einem solchen nie in den Kopf, sein Criterium eines guten Reiters ist: ein Mann, der ein wildes Fohlen handhaben kann, oder der, wenn sein Pferd fällt, immer auf seine Füße kommt, oder der ähnliche Abenteuer besteht. Ich habe von einem derselben gehört, daß er wettete, er wolle zwanzigmal sein Pferd umwerfen und höchstens einmal dabei selbst fallen. Ich erinnere mich, einen Gaucho gesehen zu haben, der ein höchst stätiges Pferd ritt, welches dreimal mit ihm so heftig stieg, daß es sich allemal auf das heftigste überschlug. Der Mann wußte mit ungewöhnlicher Kaltblütigkeit immer den Augenblick zu beurtheilen, wo er am besten heruntergleiten konnte und kam auch keinen Augenblick zu früh oder zu spät auf den Boden. Sobald das Pferd aufstand, sprang er wieder in den Sattel und zuletzt stürzte es in vollem Rennlaufe fort. Der Gaucho scheint übrigens niemals große Muskelkraft anzuwenden. Ich bemerkte einmal, als wir in einem mäßigen Galopp unseres Weges dahin ritten, etwas zur Seite einen guten Reiter und sprach zu mir selbst: du scheinst mir so sorglos im Sattel zu sitzen, daß du beim ersten Scheuen deines Pferdes herabfallen wirst. In diesem Augenblicke stand dicht vor der Nase seines Pferdes ein männlicher Strauß von seinem Neste auf. Das junge Pferd machte eine Seitenflucht, wie ein Hirsch; der Mann aber sagte nachher nur, er habe auch gestutzt und so viel Schreck gehabt, als sein Pferd.

„In Chili und Peru gibt man sich mit der Abrichtung des Pferdes mehr ab, als in La Plata, und offenbar sind daran die mehr verfeinerten Sitten des Landes Schuld. In Chili wird ein Pferd nicht für vollkommen zugeritten erklärt, als wenn es in vollem Rennlauf an einer beliebigen Stelle parirt, wie z. B. an einem Mantel, den man auf den Boden gelegt hat. Ich habe ein Pferd gesehen, welches mit viel Temperament setzte, obgleich es nur mit dem Daumen und dem Zeigfinger gelenkt wurde; sein Reiter sprengte es im vollem Galopp durch den Hof und ritt alsdann um den Pfosten einer Verandah eine kleine Volte in der Art und so gleichartig, daß er, indem er einen Arm ausstreckte, mit dem Finger stets den Pfosten berührte; dann machte er, indem er die Hand wechselte, eine halbe Volte, machte mit dem andern ausgestreckten Arm das gleiche Experiment, so daß er mit erstaunlicher Schnelligkeit nach der entgegengesetzten Richtung um den Pfosten ritt.

„Ein solches Pferd nennt man dort gut zugeritten und obgleich eine solche Feinheit uns zwecklos erscheinen mag, so

ist sie es dort keineswegs. Diese Vollkommenheit ist für den Gebrauch eines jeden Tages nothwendig; denn wenn ein Stier durch den Lasso gefangen und parirt ist, so galoppirt er oft sehr rasch in der Volte um den Reiter und ist das Pferd nicht sehr gut dressirt, so läßt es sich durch den Stoß des Stieres, der ihm durch den am Sattel befestigten Lasso mitgetheilt wird, verwirren, und dreht sich nicht sogleich wie ein Rad um seine Achse. Wenn dies nicht gut gemacht wird, so kann — und dies war schon oft der Fall — der Reiter umkommen, denn wenn sich der Lasso nur einmal um den Körper des Mannes schlingt, so wird dieser durch den Zug der beiden sich entgegengesetzten Thiere zerquetscht. Nach demselben Prinzip werden die Rennen eingerichtet: die Rennbahn ist bloß 2—300 Schritte lang, da es nothwendig ist, Pferde zu haben, welche einen raschen Anlauf machen können. Die Rennpferde werden dazu dressirt, daß sie alle vier Füße vor dem Ablaufe so nahe als möglich zusammenbringen, um beim ersten Sprung die volle Kraft des Hintertheils entwickeln zu können. Man hat mir in Chili eine Anekdote erzählt, welche, wie ich glaube, wahr war und diese gibt ein gutes Bild von dem Gebrauche eines gut zugerittenen Pferdes. Ein respektabler Mann begegnete eines Tages auf einem Ritte zwei Leuten, von denen der eine ein Pferd ritt, das er als ein ihm gestohlenes erkannte. Er rief sie an und sie antworteten damit, daß sie ihre Säbel zogen und auf ihn losgingen. Der Mann verließ sich auf sein gutes und flüchtiges Pferd und wurde nicht von ihnen eingeholt; als er an ein dichtes Gebüsch kam, ritt er um dasselbe herum und kam seinen Feinden in die Flanke, von denen der eine weiter vorgeritten war; dann sprengte er hinter ihnen vor, begrub sein Messer in dem Rücken des einen und verwundete den andern, befreite sein Pferd aus der Gewalt des sterbenden Räubers und ritt heim. Um solche Dinge in der Reitkunst auszuführen, hat man zweierlei nöthig: ein sehr scharfes Gebiß, wie es die Mamelucken führen, dessen Gewalt, die indessen selten angewendet wird, das Pferd nur zu gut kennt, und große stumpfe Sporen, welche entweder als bloße anmahnende Berührung, oder als höchst schmerzhaftes Zwangsmittel gebraucht werden können. Es ist begreiflich, daß es mit englischen Sporen, bei denen die geringste Berührung die Haut verletzt, rein unmöglich ist, ein Pferd nach südamerikanischer Weise zuzureiten."

Capitain Hall gibt eine sehr ähnliche Nachricht von der Art, wie die Pferde gefangen werden, indem sie heerdenweise über die Pampas dahinrennen. Der Gaucho macht

sich auf einem, schon zur Jagd benützten Pferde auf die Jagd; sobald er sich seine Beute auserlesen hat, so wirft er seinen Lasso dem wilden Pferde um die beiden Hinterfüße, reitet etwas nebenan, zieht mit einem Ruck die verwickelten Füße des Thieres seitwärts und wirft es so geschickt zu Boden, daß es weder die Kniee noch den Kopf beschädigt. Noch ehe das Pferd im Stand ist, sie zu befreien, steigt der Gaucho ab, nimmt rasch seinen Poncho oder Mantel von der Schulter und umwickelt damit den Kopf des auf dem Boden liegenden Pferdes. Sodann zwängt er ihm einen der in jenem Lande gebräuchlichen, starkwirkenden Zäume in das Maul, schnallt ihm einen Sattel auf den Rücken und nimmt ihm beim Aufsteigen den Mantel weg. Das erschreckte Pferd springt auf und sucht auf tausenderlei Weise, jedoch fruchtlos, sich seines neuen Herrn zu entledigen, der jedoch seinen Sitz auf dessen Rücken mit Ruhe behauptet und durch eine nie fehlschlagende Behandlung das Pferd zu einem solch vollkommenen Gehorsam bringt, daß es bald seine ganze Schnelligkeit und Stärke zum Einfangen seiner wilden Kameraden verwenden läßt.

Zuweilen werden auch die Bolas (Kugeln, welche an lederne Riemen befestigt sind) zum Einfang wilder Pferde benützt.* Robertson gibt uns in seiner History of Paraguay folgende lebhafte Schilderung: „Wir stießen nun (während einer Straußenjagd) auf eine ungeheure Heerde wilder Rosse, und Candioti der jüngere sagte: „Nun Señor Don Juan, ich muß sehen, wie Sie ein Fohlen bändigen.“ Kaum hatte er

* Azara beschreibt diese Bolas, welche zu seiner Zeit von den Pampasindianern an den Ufern des la Plata gebraucht wurden, folgendermaßen: — „Es gibt zweierlei Gattungen von Bolas Die erste besteht aus drei, etwa faustgroßen, runden Steinen, welche mit starkem Leder überzogen und durch starke, 3′ lange, lederne Schnüre zu einem gemeinschaftlichen Mittelpunkte vereinigt sind. Den kleinsten der drei Steine nehmen sie in die Hand und machen, nachdem sie die beiden andern rasch über ihrem Kopf bewegt hatten, einen Wurf auf etwa 160 Fuß Distanz in der Art, daß die Riemen sich dergestalt um die Glieder irgend eines Thieres herumschlingen müssen, daß es ihm unmöglich ist, davon zu kommen. Die andere Art besteht bloß aus einer einzigen Kugel von derselben Größe, nur wenn sie von Eisen oder Kupfer ist, kleiner Sie ist mit Leder überzogen und an einem ledernen Riemen befestigt. An diesem wird die Kugel stark im Kreise bewegt und kann, namentlich wenn durch rasches Galoppiren unterstützt, eine solche Schwungkraft bekommen, daß sie auf 500′ geschleudert werden kann. Die Europäer lernten die Wirkung dieser Waffe zuerst kennen, als dem Bruder des Gründers von Buenos Ayres neun der ersten berittenen Capitaine und eine große Anzahl Soldaten dadurch getödtet wurden. Die Indianer pflegten auch angezündete Brennmaterialien an die Kugel zu befestigen und steckten auf diese Weise oft die Blockhäuser der Ansiedler, ja sogar deren Schiffe in Brand.

es gesagt, als ausgemacht wurde, eine Jagd auf die Heerde anzustellen und die Gauchos sprengten nun dahin mit Blitzesschnelligkeit, während Candioti und ich ihnen folgten. Die Heerde bestand etwa aus zweitausend Pferden, welche wiehernd und prustend mit aufrechten Ohren und fliegenden Schweifen dahinsprengten und ihre Mähnen im Winde flattern ließen, als sie gewahr wurden, daß man Jagd auf sie machte. Die Gauchos ließen ihren gewöhnlichen Ruf hören, die Hunde wurden in der Ferne gehalten und wir folgten der Heerde in vollem Rennlauf. Allein erst nach einem ununterbrochenen Ritt von 5 (engl.) Meilen Weges konnten die zwei vordersten Gauchos ihre Bolas auf das Pferd werfen, welches jeder von ihnen sich aus der Heerde auserselen hatte. Beinahe zu gleicher Zeit stürzten zwei schöne Fohlen zu Boden und überschlugen sich dabei furchtbar, die Heerde aber setzte ihren raschen Lauf fort und ließ die zu Boden geworfenen Genossen zurück. Ueber diese fiel nun die ganze Bande der Gauchos her, es wurden ihnen die Füße mit Lassos zusammengebunden; an jedem Pferde hielt ein Mann den Kopf, ein anderer das Hintertheil nieder, während zwei andere Gauchos mit einer einzigen Schnelligkeit und Gewandheit den am Boden zappelnden und vor Angst beinahe wahnsinnigen Pferden Sattel und Zaum anlegten. Kaum war dies gethan, als die beiden, welche die Bolas geworfen hatten, die auf dem Boden liegenden Pferde beschritten; in einem Augenblick wurden die Lassos, mit welchen ihre Füße zusammengebunden waren, gelöst, und zugleich fiel ein Schuß, welcher die Thiere so erschreckte, daß sie mit einer Bewegung aller vier Füße zugleich aufsprangen, aber zu ihrem Erstaunen je mit einem Reiter auf dem Rücken, der wie festgenietet im Sattel saß und sie mit einem Gebiß lenkte, von dem es ihnen schwerlich je zuvor geträumt hatte. Nun machten diese Thiere die erstaunlichsten Sprünge, sie stiegen, bockten und schlugen aus, jetzt sprangen sie in vollem Galopp dahin, und bald darauf hielten sie auf einmal im Rennlaufe an, steckten den Kopf zwischen die Vorderbeine und suchten ihre Reiter abzuwerfen. — Wahrlich eine fruchtlose Hoffnung! Die beiden Gauchos saßen unbeweglich und lachten zu den vergeblichen Bemühungen, welche die tollen und geängstigten Thiere machten, um sie abzusetzen; in weniger als einer Stunde nach der Besteigung der wilden Pferde, war kein Zweifel mehr darüber, wer die Meisterschaft erlangt hatte. Die Pferde fingen alles an, was nur immer ein böses Reitpferd zu thun im Stande ist, allein ihre Reiter verloren weder die Sicherheit, noch die Grazie ihres Sitzes; nach zwei Stunden endlich,

voll der furchtbarsten Anstrengungen, um sich ihrer Last zu entledigen, waren die Pferde so erschöpft, daß sie in Schweiß gebadet, mit blutenden und heftig schlagenden Seiten, die Köpfe zu Boden gesenkt, etwa fünf Minuten stehen blieben, schnaubend und verwirrt, aber unfähig eine Bewegung zu machen. Nun kam an die Gauchos die Reihe, ihre Herrschaft über die Thiere mehr auf positive Weise geltend zu machen; denn bisher hatten sie sich bloß passiv verhalten, indem ihre Aufgabe darin bestand, ihren Sitz nicht zu verlieren und die Pferde zu ermüden. Nun versuchten sie, den Bewegungen der Thiere eine bestimmte Richtung zu geben; zuerst war ihr Gang bald rechts, bald links, sie liefen im Zickzack, blieben bald stehen u. s. w., aber die Gauchos lenkten sie trotzdem gegen einen bestimmten Punkt hin, und fuhren fort, die Thiere so zu lenken und zu beherrschen, daß sie sie nach etwa drei Stunden in einer fast geraden Linie fortzubringen vermochten und in Gesellschaft der anderen nach dem Questo oder kleinen Seitenetablissement des Estates hinritten, nach welchem wir kommen wollten. Als wir dort ankamen, banden sie die beiden Pferde, welche so kurze Zeit vorher so frei gewesen waren wie der Wind, je an einen Pfahl im Corrale an, und diese waren von nun an die Sklaven des sie beherrschenden Menschen, und alle Hoffnung auf Emancipation war zu Ende."

Aus diesen Schilderungen von dem wilden Pferde Amerika's ist ersichtlich, daß, obgleich diese Thiere, wenn kurz zuvor gefangen, durch den Gaucho geritten werden, von wildem und unbändigem Wesen sind, sie doch nicht bis ins Innerste die Natur des wilden Thieres mehr an sich haben, denn jene Eindrücke, welche eine lange und durch viele Generationen hindurch fortgesetzte Zähmung dem Charakter und der psychischen Verfassung des gezähmten Pferdes aufgedrückt hat und wodurch es möglich wird, jedes unbestiegene Fohlen in kurzer Zeit abzurichten; diese Eindrücke sind offenbar in dem freien Pferde der Pampas noch nicht vertilgt, wenn auch durch Jahrhunderte lange Freiheit abgeschwächt. Diese Eindrücke sind von ihren zahmen Vorfahren her auf sie vererbt, und daher werden sie unter gehöriger Anleitung so lenksam und gehorsam, als ob sie niemas im Zustande der Freiheit umhergeschweift wären. Das ist aber, wie wir gezeigt haben, bei dem wilden Pferde der mongolischen Wüsten keineswegs der Fall; die rohe, entschiedene Methode des Gaucho würde den Tarpan der Wüste zur Raserei bringen, bei dem Muzin aber denselben Erfolg haben, wie bei dem verwilderten Pferde Amerika's. Ueberdem scheint es nicht,

als ob diese Pferde der Pampas und Prairien in einzelnen Rudeln abgetheilt leben, denen jedes unter der Anführung eines kräftigen Sultanhengstes steht. Doch sind die amerikanischen wilden Pferde edle Thiere, und Darwin beschreibt einige Scenen, welche sehr zu ihrem Vortheile sprechen. Wir wollen eine oder zwei derselben mittheilen. Als er von dem großen Corral zu Buenos Ayres spricht, wo eine Menge Rindvieh zum Behufe des Schlachtens gehalten wird, um den Einwohnern dieser Stadt, welche er als große Rindfleischesser bezeichnet, ihren Bedarf an Fleisch zu liefern, bemerkt er: „Die Kraft dieser Pferde ist, verglichen mit der der Stiere, erstaunenswürdig, denn ein Reiter, welcher seinen Lasso einem Stier um die Hörner geworfen hat, kann diesen hinziehen, wohin er immer will. Wenn ein Stier mit ausgestreckten Beinen auf den Boden geworfen ist, so sind alle seine Anstrengungen vergeblich, der Gewalt des Pferdes zu widerstehen; gewöhnlich stürzt der Stier mit voller Hast nach einer Seite, aber das Pferd wendet sich sogleich, um den Stoß auszuhalten und steht so fest, daß der Stier mit solcher Macht zu Boden stürzt, daß man glauben sollte, er breche den Hals. Dadurch wird freilich die Wucht des Stoßes etwas vermindert, daß der Lasso, welcher um die Hörner des Stieres geschlungen ist, mit seinem andern Ende an der Sattelgurt des Pferdes festgemacht ist. Auf ähnliche Weise kann ein Mann das wildeste Pferd halten, wenn es den Lasso dicht hinter den Ohren liegen hat. Wird der Stier nach der Stelle geschleift, wo er geschlachtet werden soll, so zerschneidet ihm der Matador mit großer Vorsicht die Fersensehnen, dann gibt er ihm den Todesstoß, ein Geräusch von dem ausdrucksvollsten Charakter der Agonie, den man hören kann! Oft habe ich dabei auf weite Entfernung zugesehen und immer daran erkannt, daß der Kampf nun ein Ende habe. Der ganze Anblick einer solchen Metzelei ist gräßlich und widerlich, der Boden ist mit Gebeinen bedeckt und Rosse und Reiter über und über mit Blut bespritzt." Wir waren niemals Zeuge solcher Kämpfe, aber hatten oft Gelegenheit, uns von der Ungleichheit der Stärke zwischen Pferden und Ochsen zu überzeugen. Wir haben Ochsen sowohl im Pfluge als im schweren Fuhrwesen beobachtet, aber immer dabei wahrgenommen, daß die Leistung dieser Thiere geringer war, als wenn Pferde von derselben Größe und demselben Gewicht angewendet wurden. Ein mittelmäßig kräftiges Pferd wird eine Ladung Backsteine oder Granit in einem schweren Karren ziehen, welchen kein Ochs im Stande ist von der Stelle zu bringen. Man denke nur an die mit zwei Pferden bespannten

Omnibusse, welche von Brentford nach St. Paul gehen; das Gewicht eines solchen Fuhrwerkes ist 12 bis 1400 Pfund, im Wagen sitzen 12 bis 13 Personen und auf demselben 4 bis 5 weitere Passagiere; obgleich nun der Wagen also beladen ist, ziehen ihn die Pferde in einem mäßigen Trott und machen täglich zwei Touren, was ungefähr 20 englische Meilen (7 Wegstunden) beträgt. Welches Paar Ochsen, sie möchten auch noch so schön und kräftig sein, wäre im Stande, eine solche Arbeit zu liefern? Indessen hat offenbar der italienische Büffel, wenn es auf langsame Zugkraft ankommt, mehr Leistungsfähigkeit als das Pferd, da er, indem er sich auf seine gewohnliche, langsame Weise bewegt, schwere Lasten durch Moräste und Marschland zu ziehen vermag, welche das Pferd trotz der äußersten Anstrengung nicht fortzubewegen im Stande wäre. Kehren wir übrigens zu Darwins Darstellungen von dem gezähmten verwilderten Pferde Amerika's zurück.

Die Indianer der Pampas, deren Vorväter das Pferd nicht gekannt haben — aber die Einführung dieses Thieres hat eine große Veränderung in den Sitten dieser Völkerschaften hervorgerufen — sind geübte und verwegene Reiter. Beim Einfangen des Wildes, der amerikanischen Strauße und auch des halbwilden Rindes bedienen sie sich der Bolas, und dieses thun auch, besonders in den nördlichen Distrikten von Patagonien, die Gauchos. Die Indianer des Rio Colorado sind nicht nur wegen ihrer Geschicklichkeit in der Handhabung dieses Wurfgeschosses, sondern auch wegen ihrer Liebe zu den Pferden ausgezeichnet. „Die Bolas," sagt Darwin, „sind in der Hand des Indianers eine sehr wichtige Waffe, denn damit fängt er sein Wild und auch die Pferde, welche in diesen Ebenen frei umherschweifen. Im Gefecht wirft er zuerst dem Pferde seines Gegners die Bolas zwischen die Füße, und fällt es, darin verwickelt, zu Boden, so todtet er ihn mit dem Chuzo oder der Lanze. Wenn die Bolas bloß den Hals oder den Körper des Thieres treffen, so werden sie oft weggeschleudert und gehen dann verloren. Ihr größter Stolz besteht darin, alles Geräthe von Silber zu haben. Ich habe einen Caziken gesehen, der seine Sporen, Steigbügel, seinen Messergriff und seinen Zaum von diesem Metall hatte. Das Kopfgestell und die Zügelriemen waren von Draht und nicht dicker als eine Treibschnur; daher gab der Anblick eines feurigen Hengstes, der durch so leichte und kaum bemerkbare Mittel völlig unter der Herrschaft seines Reiters gehalten wurde, dieser ganzen Art zu reiten den Charakter einer Ritterlichkeit und Eleganz ohne Gleichen."

Die folgende Darstellung gibt uns ein lebhaftes Gemälde von der Reitkunst der Indianer. Ein blutiger und grausamer Feldzug wurde in den letzten Jahren von General Rosas gegen die Indianer geführt, ein Vertilgungskrieg mit allen seinen Barbareien im Gefolge. Zu Colechel, Bahia-Blanka stießen General Rosas' banditenartige Truppen auf einen Indianerstamm, von welchem sie 20 bis 30 tödteten. „Der Cazike entkam auf eine Weise, welche Jedermann in Erstaunen setzte. Die Häuptlinge der Indianer haben nämlich immer ein oder zwei auserlesene Pferde bei sich, welche sie für dringende Fälle in Bereitschaft halten. Auf eines derselben, einen alten Schimmel, sprang der Cazike, indem er seinen kleinen Sohn im Arme hielt; das Pferde hatte weder Sattel noch Zaum. Um die Schüsse der Feinde zu vermeiden, ritt er auf eine in solchen Fällen dieser Nation eigenthümliche Weise, indem er sich nämlich mit einem Fuß über dem Rücken und einen Arm um den Hals des Pferdes schlagend an die eine Seite des Thieres hinhängte; man sah ihn in dieser Stellung, wie er des Pferdes Kopf streichelte und ihm zuredete. Die Verfolger thaten ihr Aeußerstes, um ihm nachzukommen, der Commandant wechselte dreimal das Pferd, aber vergebens, der alte Indianer entwischte sammt seinem Sohne und errang sich die Freiheit. Welch ein schönes Gemälde stellt sich hier der Phantasie dar! Man denke sich die nackte bronzefarbige Gestalt des alten Mannes mit seinem Knaben, wie er gleich einem Mazeppa an dem Schimmel hängt und seine Verfolger weit hinter sich läßt!" Abgesehen von dem Interesse, das sich an solche Erzählungen an und für sich knüpft, zeigen sie uns deutlich, welche Gewalt der Mensch über die Thiere ausübt. In der That spielt der Mensch gegenüber den ihn umgebenden niederen Geschöpfen den Diktator und den Herrn über Leben und Tod; andererseits dagegen haben wiederum die Thiere einen bedeutenden Einfluß auf seine Gewohnheiten, Ansichten und socialen Verhältnisse. Die nomadischen Horden der asiatischen Wüsten waren seit undenklichen Zeiten und vorgeschichtlichen Perioden Pferdebändiger; aber in Amerika, wo das Pferd unbekannt war, bis die spanischen Zwingherren dieses Landes es einführten, war, vergleichungsweise gesprochen, ein Zeitraum von wenigen Jahren hinreichend, um die Indianer der Pampas und Prairien in ein Reitervolk von der vollendetsten Geschicklichkeit umzuwandeln. Derselbe Mensch, dessen Voreltern beim Anblick spanischer Reiterei zitterten und flohen, da sie die unwiderstehliche Schnelligkeit und Stärke des Pferdes gewahr wurden, springt auf sein Lieblingsroß, klammert

sich an ihm mit unnachahmlicher Geschicklichkeit an und lacht verächtlich auf seine Verfolger. Auf solche Weise übt das Thier- und Pflanzenreich einen Einfluß auf den Menschen aus, während dagegen dieser als der größte Agitator in den Verhältnissen des organischen Lebens, die für seine Wohlfahrt wesentlichen Thiere von einem Klima nach dem andern verpflanzt, bis zuletzt deren eigentlicher Geburtsort und Urrace ein Gegenstand schwieriger Untersuchungen wird.

Wir haben bereits oben auf die Veränderungen von Trockenheit und Nässe angespielt, welchen die Pferde von Südamerika ausgesetzt sind und wodurch deren Untergang in ungeheueren Massen herbeigeführt wird. Humboldt beschreibt in seiner Reisebeschreibung die periodischen Anschwellungen des Apure, Meta und Orinoco, und gibt an, daß in der Regenzeit die Pferde, welche in den Savannen umherwandern und nicht Zeit genug haben, um die höher gelegenen Ebenen der Llanos oder Pampas zu erreichen, hundertweise umkommen. Man sieht alsdann die Stuten, gefolgt von ihren Fohlen, einen Theil des Tages umherschwimmen, um das Gras abzuweiden, dessen Spitze über die Oberfläche des Wassers hervorragt. Hiebei aber werden sie von den Alligatoren verfolgt und man findet an ihren Schenkeln nicht selten Narben, welche von den Bissen dieser Ungeheuer herrühren. Ueberall ertrinken die Fohlen in großer Menge, da sie durch das Schwimmen früher ermüden als die Mutterthiere, denen sie gleichwohl hartnäckig folgen, so lange dies ihnen ihre Kräfte erlauben. Im Gegentheile kommen auch Perioden übermäßiger Dürre vor; die Ströme und Sümpfe trocknen dann aus, der Schlamm wird in eine harte Masse zusammengebacken, die Vegetation verdorrt und die ungeheuere Ebene strahlt die unerträgliche Hitze einer glühenden Sonne zurück. Dann werden die Heerden durch den Durst ganz toll gemacht und rennen in wahnsinnigem Toben durch das Gefild, um Wasser zu suchen; einige derselben sinken verschmachtet zusammen, während andere das Ufer eines breiten Stromes erreichen, dem sie sich, geleitet durch die Spürkraft ihrer Nase oder durch Zufall, nähern. Mit rasender Heftigkeit stürzen sie sich nun in die Gewässer, indem sie einander drängen und treten; manche versinken dabei im Schlamm und werden durch die nachfolgenden hineingetreten, andere werden ohne Widerstand in den Strom getrieben, der ihre Leichname abwärts schwemmt und sie entweder dem Meere, oder irgend einer ruhigeren Wasserstelle, oder einem Sumpfe zuführt, wo sie verfaulen und ihre Knochen zu Tausenden in dem Schlamme begraben werden. Auf diese

Weise wird der Vermehrung des Pferdes in den ungeheueren Ebenen Südamerika's Einhalt gethan, denn es gibt dort, mit Ausnahme des Jaguar und des Puma, keine große Katzengattungen, um ihre Anzahl zu decimiren, und von diesen scheinen sie wenig oder nicht belästigt zu werden.

Auf den Falklandinseln an der Ostseite des südlichen Patagoniens gibt es Heerden von wildem Rindvieh, verwilderten Pferden und wilden Kaninchen, welche alle von Europa aus dort eingeführt wurden. Das Rindvieh ist sehr schön. Darwin bemerkt, daß dort mehr Stiere als Kühe getödtet werden. „Sie wandern," sagt er, „zu zweien oder dreien, zuweilen allein umher und sind sehr wild. Ich sah niemals solch prächtige Thiere; sie gleichen genau denen, welche wir auf antiken Skulpturen sehen und deren Hals und Kopf schöner und größer ist als man es je bei gezähmtem Vieh findet. Die jungen Bullen flohen auf kurze Entfernung, die alten aber rührten sich nicht, außer, um auf den Reiter loszugehen, wobei auch manche der Letzteren umkamen."

Die wilden Pferde dagegen gehen in Rudeln. „Diese Thiere," sagt derselbe Reisende, „wurden, wie auch das Rindvieh, im Jahr 1764 durch die Franzosen eingeführt und haben sich seit dieser Zeit beträchtlich vermehrt. Es ist eine merkwürdige Thatsache, daß die Pferde die Ostseite der Insel nie verlassen haben, obgleich kein natürliches Hinderniß vorhanden ist, welches sie vom Uebergange nach der Westseite abhielt, obgleich dieser Theil der Insel nicht weniger reizend ist als der andere. Die Gauchos, welche versichern, daß dies der Fall sei, können gleichwohl durchaus keinen Grund hiefür angeben. Offenbar gedeihen die Pferde dort gut, allein sie sind von kleiner Statur und haben so wenig Stärke, daß sie beim Fangen der Rinder mit dem Lasso nicht zu brauchen sind; deßhalb müssen für diesen Behuf frische Pferde von La Plata eingeführt werden. In Zukunft wird man in der südlichen Hemisphäre, wahrscheinlich auf den Falklandinseln, in derselben Weise seine Ponies halten, wie wir sie von Schottland und Corsika haben." Die Falklandinseln bieten einen öden, elenden Anblick dar, der Boden ist torfig, das Gras binsenartig, es gibt wenig Sonnenschein, aber desto mehr Stürme und Regen; daher ist das Klima sehr feucht und der Weizen reift nur in besonders guten Jahrgängen. Es ist zu verwundern, daß in einem solchen Lande das Pferd gedeiht, und noch mehr, daß so schönes Rindvieh daselbst gefunden wird.

Es ist zu bemerken, daß in Südamerika das Pferd zu einem Zwecke verwendet wird, welcher zeigt, wie sehr die

Umstände den Gebrauch der Thiere verändern, welche unter die Oberherrschaft des Menschen gebracht worden sind. Wir meinen den Fang der großen elektrischen Aale, welche in manchen Sümpfen und Flüssen von langsamem Lauf, in Südamerika außerordentlich häufig sind; dieser Aal, der Zitteraal (gymnotus electricus), gibt allen lebenden Wesen, welche in dessen Nähe kommen, starke elektrische Schläge, welche Ohnmacht oder doch große Schwäche zur Folge haben und auf kleine Thiere tödtlich wirken. Man treibt nun, wenn man sie fangen will, eine Anzahl Pferde in das Wasser, auf welche die Aale ihre elektrischen Schläge sehr häufig entladen, bis sie selbst erschöpft werden — ein grausamer Vorgang, welcher oft den Tod eines oder zweier Pferde, ja zuweilen mehrer zur Folge hat, welche gelähmt zu Boden sinken und ertrinken. Diese sonderbare Methode, zu fischen, nennt man embarbascar con caballos, d. h. mittelst Pferden trunken machen oder betäuben. Das Wort barbasco wird nämlich für die Wurzeln verschiedener Pflanzen gebraucht, wie die jaquinia und piscidia, welche, wenn in das Wasser geworfen, die in der Nähe schwimmenden Fische betäuben, so daß sie besinnungslos auf dem Wasser schwimmen. Dieselbe Wirkung der Erschöpfung haben die Pferde auf die Aale, und daher stammt der Ausdruck embarbascar für diesen Vorgang.

„Während unser Wirth," sagt Humboldt, „diese außerordentliche Methode, zu fischen, in diesem Theile des Landes erklärte, kam ein Rudel Pferde und Maulthiere an. Die Indianer hatten eine Art Treibjagen angestellt, um sie zusammen zu bringen, und forcirten sie in den Teich, indem sie sie von allen Seiten umzingelten. Ich kann das merkwürdige Schauspiel, welches der Kampf mit den Aalen und Pferden darbot, nur unvollkommen beschreiben. Die Indianer waren mit langen Rohrstöcken und Harpunen bewaffnet und schlossen den Teich ein; einige stiegen auf Bäume, deren Zweige über die Oberfläche des Wassers herüberhingen, und verhinderten theils durch ihr lautes Geschrei, theils durch ihre Rohrstöcke, daß die Pferde das Ufer gewinnen konnten. Die Aale, welche durch das Getose, das die Pferde verursachten, in Schrecken gesetzt wurden, vertheidigten sich durch wiederholte Schläge aus ihren elektrischen Batterien, und schienen längere Zeit eines vollständigen Sieges gewiß zu sein; denn in jeder Richtung sah man Pferde oder Maulthiere, welche durch die Gewalt der elektrischen Schläge betäubt unter der Oberfläche des Wassers verschwanden. Einige Pferde entkamen trotz der Wachsamkeit und Thätigkeit der Indianer, indem sie das Ufer gewannen, dort aber sanken

sie erschöpft und durch die Heftigkeit der Schläge an den Gliedern gelähmt, auf den Boden nieder, wo sie in voller Länge liegen blieben.

„Ich hätte gewünscht, daß ein geschickter Maler gegenwärtig gewesen wäre, um diese Scene in dem Augenblicke aufzufassen, wo der Zeitpunkt der höchsten Bewegung stattfand: hier Gruppen von Indianern, welche den Teich eingekreist halten, dort die Pferde mit sträubenden Mähnen, und vor Schreck und Schmerz sprühenden Augen, zappelnd um dem elektrischen Ungewitter zu entgehen, dem sie ausgesetzt sind; dort die gelben und bleifarbenen Aale, welche gleich großen Wasserschlangen auf der Oberfläche des Wassers schwimmen und ihre Feinde verfolgen — dies Alles könnte ohne Zweifel eine sehr pittoreske Darstellung geben. Ich erinnere mich eines schönen Gemäldes, welches ein Pferd darstellt, das im Begriff ist, in eine Höhle zu treten, aber zurückschreckt, da es darin einen Löwen findet; dieser Art war der Ausdruck des Schreckens, den ich an diesen Pferden während jenes ungleichen Kampfes wahrnahm. In weniger als fünf Minuten waren zwei Pferde ertrunken. Der mehr als fünf Fuß lange Aal gleitet unter den Bauch des Pferdes oder Maulesels, und gibt ihm mit der ganzen Stärke seiner elektrischen Batterie einen Schlag, wodurch er zu gleicher Zeit das Herz, die Eingeweide und die großen gastrischen Nervengeflechte lähmt. Unter diesen Umständen ist es nicht zu verwundern, daß der Effekt, welchen dieser Fisch auf ein großes Säugethier ausübt, weit bedeutender ist, als die Wirkung, welche ein Mensch erfährt, der ihn bloß mit seinen Gliedern berührt; allein es ist nicht wahrscheinlich, daß das Pferd unmittelbar getödtet wird, wahrscheinlich wird es durch die elektrischen Schläge nur gelähmt, und fällt, kraftlos und lethargisch geworden, in das Wasser, um dort zu ertrinken. So kommt das Thier in einem Zustand von Unempfindlichkeit unter das Wasser und verschwindet, da andere Pferde und Maulthiere über dasselbe hingetrieben werden, binnen wenigen Minuten.

„Ich fürchtete nach dem Anblick dieser Anfangsscene, diese Fischerei werde für die Pferde ein tragisches Ende nehmen, und zweifelte nicht daran, ich werde bald eine große Anzahl dieser Thiere untersinken und umkommen sehen; allein die Indianer versicherten uns, die Fischerei werde bald ein Ende haben und die Aale seien den Pferden nur beim ersten Angriff gefährlich. In der That — sei es nun, daß die elektrische Materie durch die Ruhe sich ansammelt, oder daß das elektrische Organ aufhört, seine Schuldigkeit zu thun, wenn

es durch eine angestrengte Thätigkeit erschöpft wird — so viel ist gewiß, daß die Aale nach einiger Zeit entladenen elektrischen Batterien vergleichbar sind, ihre Muskelbewegungen zeigen sich aber dennoch kräftig, aber sie sind unfähig, starke elektrische Schläge zu ertheilen.

„Nachdem der Kampf etwa eine Viertelstunde lang gedauert hatte, schienen die Maulthiere und Pferde weniger im Schrecken zu sein; es sträubten sich nicht mehr ihre Mähnen, und ihre Augen hatten weniger den Ausdruck von Furcht und Schmerz. Man sah keines derselben mehr niederfallen, und die Aale schwammen auf dem Wasser, und krochen, um den Pferden auszuweichen, anstatt sie anzugreifen, an das Ufer. Die Indianer versicherten uns, daß, wenn zwei Tage nach einander Pferde in einen Aalteich getrieben werden, so werde am zweiten Tag kein Pferd getödtet. Diese Fische verlangen Ruhe und Nahrung im Ueberfluß, wenn sich in ihnen eine große Quantität elektrischer Materie anhäufen oder erzeugen soll. Sobald die Aale an das Ufer kamen, wurden sie mit leichter Mühe gefangen; man warf nach ihnen kleine, an langen Fäden befestigte Harpunen, womit oft zwei auf einmal gefangen wurden, und zwar ohne daß man einen Schlag spürte, da die Schnüre sehr lang und sehr trocken waren.

„Wenn man gesehen hat, daß diese Aale fähig sind, ein Pferd zu überwinden und ihm alle Empfindung zu rauben, so mag es ein Mensch wohl als eine Sache der Besorgniß ansehen, ein solches Thier, wenn es gerade aus dem Wasser gezogen wird, zu berühren. Auch ist in der That die Furcht vor diesen Thieren bei den Eingeborenen so groß, daß keiner es wagen wollte, die, welche wir mit dem Harpun fingen, davon los zu machen, oder sie nach den kleinen Wassergefäßen zu bringen, welche wir zu ihrer Aufnahme an das Ufer hatten bringen lassen. Daher mußten wir selbst uns ihren ersten Schlägen aussetzen, welche keinesweges gering waren; die stärksten übertrafen die heftigsten elektrischen Schläge, welche ich je von einer großen vollkommen geladenen Leydner Flasche erhalten hatte, bei weitem an Intensität; und wir schenkten deßhalb der Versicherung der Indianer, als einer durchaus nicht übertriebenen, gerne Glauben, wenn diese aussagten, daß, wenn ein Mensch während des Schwimmens entweder an den Armen oder Beinen von dem Schlage eines solchen Zitteraals getroffen werde, er nothwendiger Weise ertrinken müsse, denn solch ein heftiger Schlag muß einen Mann mehrer Minuten lang des Gebrauches seiner Glieder berauben. Wenn aber der Zitteraal sich während des Schlages in der Gegend der Brust und des Bauches

befindet, so ist der Tod die unmittelbare Folge hievon; denn das Herz, die Nerven der Eingeweide, und namentlich die großen, hinter dem Magen befindlichen Nervengeflechte und ihre Verzweigungen werden dadurch gelähmt." Wir glauben, daß unsere Leser uns diese Abschweifung verzeihen werden und denken, wenn man sich die Gewalt dieses Fisches gehörig vor Augen hält, so wird der Schreck, der Kampf und der Tod der armen Pferde, die gezwungen werden, sich diesen elektrischen Angriffen auszusetzen, nicht gar überraschend erscheinen werden. Nicht weniger merkwürdig ist, daß dieser in Südamerika einheimische elektrische Aal, mit Hülfe des Pferdes, eines erst in neueren Zeiten daselbst eingeführten Thieres auf die Weise gefangen werden muß, wie Humboldt beschrieben hat. Selbst hierin erblicken wir den Einfluß des Menschen, welcher so Vieles über das Schicksal der ihn umgebenden niederen Kreaturen zu bestimmen hat.

Was nun das verwilderte oder emancipirte Pferd betrifft, so wird offenbar eine zu diesen gehörige Race auf der Insel Celebes gefunden, und in großer Anzahl jährlich auf die Märkte von Java gebracht. Sie sind größer und stärker als die in Java gezücheten, welche mehr von zwergischer Statur sind, wie auch die durch Hindo=China, das Malayenland, Borneo, Sumatra, die Philippinen und Molukken verbreiteten Pferde.

Viertes Kapitel.

Von dem Pferde des Alterthumes.

Indem wir nun zu Zeiten zurückkehren, welche wir „das Alterthum" nennen, oder zu den antiken Zeiten, um die Geschichte des Pferdes in ihren Anfängen zu schildern, wo dieses Thier unter die Herrschaft des Menschen gelangte, so finden wir uns von Schwierigkeiten umringt; denn obgleich in der heiligen Schrift schon zu den Zeiten Josephs, welcher unter Pharao einen großen Einfluß im Staate Aegyptens ausübte, des Pferdes gedacht wird, so bleibt doch die Frage, welches Volk oder welche Nation dieses Thier zuerst sich zu eigen gemacht habe, unentschieden. Bell zieht in seinem Werke über die brittischen Säugethieren den Schluß, es sei wahrscheinlich, daß die Aegyptier das glückliche Volk gewesen seien, welche zuerst das Pferd zum Gehorsam und der Knechtschaft angewöhnt hätten. Daß sie in einer sehr frühen Periode das Pferd besessen haben, unterliegt keinem Zweifel. Sowohl Schriften als Skulpturen und Gemälde, welche bis auf uns gekommen sind, sind hiefür sprechende Zeugen; allein gleichwohl liegt in ihnen nicht der stricte Beweis, daß die Aegyptier die ersten waren, welche dieses Thier unterjochten, und seine Kraft, seine Schnelligkeit und seinen Muth den Interessen des Menschen dienstbar machten. Im Gegentheil haben wir Gründe anzunehmen, daß das Pferd erst kurze Zeit vor Josephs Zeiten in diesem Lande eingeführt wurde — eine Einführung, welche daraus um so wahrscheinlicher wird, als, wie wir wissen, das Pferd ursprünglich nicht in Aegypten zu Hause ist. Niemals, selbst von den frühesten profanen oder heiligen Schriften nicht, wurde es als wild in diesem Lande beschrieben, sondern immer als ein Hausthier betrachtet, und es ist nicht einzusehen, wie die Aegyptier das Pferd zähmen konnten, wenn es in ihrem Lande nicht im Zustande der Wildheit vorkam. Bell glaubte in der That, man könne mit Grund entweder Aegypten oder

diejenigen Theile von Afrika, welche in genauer Verbindung mit diesem Lande standen, als das Vaterland des Pferdes vor seiner Zähmung ansehen. Wäre dem wirklich so, so müßten wir finden, daß das echte wilde Pferd (nicht der Kumrah) noch jetzt in Abyssinien oder Nigritien existirt, allein von einem solchen Thiere wissen wir nichts; auch auf den antiken Gemälden, welche die Kriege der Aegyptier mit den Nubiern darstellen, finden wir bei den letzteren weder Wägen noch Pferde, während die Aegyptier Streitwägen haben, auf welchen die Häuptlinge als im vollen Rennlauf dahin fahrend abgebildet sind.

Freilich lesen wir in der ungeheuren Armee, welche Xerres nach Griechenland führte, von libyschen Wagenlenkern und in asiatischen Diensten stehenden Aethiopen, welche anstatt eines Helmes das Fell eines Pferdskopfes getragen hätten, bei welchen die Mähne als Helmbusch diente, so wie von Aethiopen, aus dem an das obere Aegypten angrenzenden Lande, von welchen jedoch Herodot sagt, der sie unter den an das Reiten gewöhnten Nationen aufzählt, sie seien nicht gut mit Pferden versehen. Allein der Zug des Xerres nach Griechenland fällt um das Jahr 481 v. Chr., also in eine Periode, wo das Pferd schon als Hausthier sehr weit verbreitet war, denn schon Salomo, welcher im Jahre 1015 v. Chr. seine Regierung antrat, hatte dieses Thier aus Aegypten nach Palästina eingeführt, da seine Züchtung bis zu dieser Zeit von den Israeliten sehr vernachlässigt war; Salomo aber hatte Kriegswägen und Reiterei, und David behielt nach der Besiegung der Philister so viel Pferde, als für hundert Streitwägen nöthig waren, und ließ die übrigen versteigern. Wenn wir aber zu den ersten bekannten Nachrichten über Aegypten zurückkehren, das schon in sehr frühen Zeiten ein mächtiger Staat war, so finden wir das Pferd nicht erwähnt. Im Jahre 1920 v. Chr. wanderte Abraham wegen einer Hungersnoth von Kanaan nach Aegypten; wir erfahren aber, daß der damals regierende Pharao Schafe und Ochsen, Esel und Kameele hatte, aber es ist weder von Pferden noch Wagen die Rede, obgleich Sklaven und Sklavinnen ausdrücklich aufgezählt werden.

Etwa 205 Jahre später (1715 v. Chr.) finden wir Joseph als einen einflußreichen Staatsmann in Aegypten und lesen, daß er „im zweiten Wagen“ gefahren sei. Auch finden wir, daß während des Verlaufes der prophezeihten Theurung, als es in dem Land von Aegypten und Kanaan an Geld gebrach, Joseph für Pferde, Schafe, Rinder und Esel aus den königlichen Speichern Korn hergab.

Um das Jahr 1491 zogen die Israeliten aus Aegypten und wurden von Pharao verfolgt: „Mit sechshundert auserlesenen Wägen und allen Wägen Aegyptens und von seiner Reiterei und Armee."

Es scheint daher offenbar, daß in dem Zeitraum von hundert Jahren, welcher zwischen dem Besuche Abrahams in Aegypten und der Erhebung Josephs zum ägyptischen Staatsminister liegt, das Pferd in diesem Lande als Hausthier einen ausgedehnten Boden gewonnen hat, und daß daselbst sowohl Reiter als Wagenlenker waren. *

Wir glauben, daß die meisten Autoritäten darin übereinstimmen, daß gerade während dieser Periode eine nomadische Völkerschaft, die Hyksos, Cushiten ** oder Scythen einen Einfall in Unterägypten gemacht haben, wo sie mehr als hundert Jahre lang unter der Oberherrschaft ihrer eigenen Könige lebten. Die Herrschaft der Hyksos oder Schäferkönige liegt nach einigen Autoritäten zwischen den Jahren 1800 und 1600 v. Chr. Die Dynastie Manetho's XVII., welcher zu Memphis regierte, während Oberägypten wiewohl zerstört, doch keineswegs unterjocht war, bestand aus solchen Schäferkönigen. Theben dagegen war der Sitz der egyptischen Monarchen. Die Austreibung wurde durch Thutmosis oder Thotmis I. von der achtzehnten Dynastie nach Dr. Hales bewirkt, und zwar nach einem Kriege von etwa dreißig Jahren, etwa 27 Jahre ehe das Ministerium Joseph begann. Hales bestimmt die Invasion dieser Nomaden auf das Jahr 2159 v. Chr. (s. dessen New Analysis of Chronology) und glaubt daß ihre Zwingherrschaft etwa 260 Jahre lang in diesem Lande gedauert habe, daher würde die Erhebung des Joseph auf seine Würde nach dieser Rechnung um das Jahr 1872 v. Ch. fallen. Sei nun dem wie ihm wolle, so

* Auch im ersten Buch Mosis, Kap. 49, V. 17, wird auf das Pferd angespielt: „Dann wird eine Schlange werden auf dem Wege und eine Otter auf dem Stege und das Pferd in die Fersen beißen, daß sein Reiter rückwärts falle."

** „Das Wort Cush in den hebräischen Schriften wird von der Septuaginta mit Αιθιοπης oder Aethiope übersetzt. Die in Aegypten allgemein also genannte Völkerschaft waren die Aethiopen von Meroe, die Unterthanen der Königin Candace; wie wir aber aus dem Sprachgebrauch des Diodorus wissen, wurde derselbe Name einigen benachbarten Nationen beigelegt, aber immer auf Neger beschränkt. In den älteren historischen Theilen des alten Testamentes wird aber der Name Cush offenbar denjenigen Nationen beigelegt, welche östlich vom rothen Meere wohnen." (Prichard.) Diesen letzteren wird hier der Name Cushiten gegeben, aber wegen der Zweideutigkeit dieses Namens ist es besser, ihn ganz zu unterlassen. Bochart und Michaelis haben diesen Gegenstand erschöpfender behandelt.

haben wir doch einen Einfall eines kriegerischen Volkes vor uns, welches vom westlichen Asien durch Syrien und Arabien sich einen Weg nach Aegypten bahnte, und auf seinem Wege überall das Land ausplünderte. Nach ihrer Austreibung von Aegypten siedelte sich die Familie Josephs in dem Weideland Gosen an, das die scytischen Nomaden so eben verlassen hatten; aber viele Jahre nach Josephs Tod regierte ein König, welcher ihn und seine Dienste vergessen hatte, und Faber ist der Ansicht, daß die Israeliten welche sich in dem Lande Gosen bedeutend vermehrt hatten, auf revolutionäre Umtriebe gekommen wären, und die vertriebenen Schäferkönige eingeladen hätten, von Palästina nach Aegypten zurückzukehren, eine böse Einladung, welche zu einer vollkommenen Einführung der Tyrannei jener Schäferkonige führte. Die eingeborenen Könige, und mit ihnen ein großer Theil ihrer Unterthanen, wurden nach der thebaischen Wüste und nach Aethiopien gedrängt, aber am Ende wurden sowohl die neuen Ankömmlinge als auch die Israeliten der Unterjochung preisgegeben. Dies war nun die neue Dynastie des Königes „der Joseph nicht mehr kannte.“ Unter diesen kriegerischen Fremdlingen wurden nach seiner Ansicht die Pyramiden erbaut, und diesen Gesichtspunkt hat (mit Ausnahme der Annahme revolutionärer Umtriebe von Seiten der Israeliten) der Schriftsteller, welcher die Anmerkungen zu der Pictorial Bible geschrieben hat, adoptirt. „Wir haben nachgewiesen“ sagt er, „daß die Israeliten wahrscheinlich unter der Herrschaft der Schäferkönige unterdrückt wurden.“ Wenn wir nun daraus folgern, daß die Hebräer dazu verwendet wurden, um die Pyramiden zu bauen, so folgt hieraus ferner, daß diese Gebäude nicht von echt ägyptischer Bauart sind, sondern von einem fremden Volke auf ägyptischem Boden aufgeführt wurden. Diese Annahme wird durch den Umstand sehr bestärkt, daß die Pyramiden nur in demjenigen Theil von Aegypten gefunden worden, welchen die Schäferkonige inne hatten, während wir bei der Annahme, daß sie von echten Eingeborenen aufgeführt worden seien, eher erwarten müßten, sie in Oberägypten zu finden, und zwar in der Nähe des hunderttborigen Tebens, des alten und hauptsächlichsten Sitzes der ägyptischen Religion und der mit ihr in Verbindung stehenden Tempel und Monumente. Welches auch der Zweck dieser merkwürdigen Gebäude gewesen sein mag, so können wir dafür keinen Entstehungsgrund als den angegebenen anführen, nebst den Nachweisen, daß man sie ausschließlich bloß in einem gewissen begrenzteu Distrikte findet. Zwar legt Herodot den Pyramiden kein sehr hohes Alter bei, allein er war auch

nicht von der Existenz der Dynastie der Schäferkönige unterrichtet, und aus seinen Nachrichten geht nicht undeutlich hervor, daß die Prister von Heliopolis, welchen er seine Unterweisung größtentheils verdankte, in Beziehung auf ihren Ursprung einigermaßen geheimnißvoll waren, und ihm die Periode der Knechtschaft ihrer Nation verheimlichten, so wie er auch in Beziehung auf manche merkwürdige Thatsache in Unwissenheit war; alles dieses spricht für unsere Annahme. Selbst Herodot berichtet von ihrer Zurückhaltung, obgleich ihm die Ursache derselben völlig unbekannt blieb. Dabei berichtet er aber gelegenheitlich, daß einige Pyramiden nach dem Schäfer Philitis genannt worden, welcher zu jener Zeit in der Nachbarschaft seine Rinderheerden geweidet habe, und als Grund hiefür gibt er an, daß die Monarchen von welchen sie erbaut worden wären, von den Aegyptiern so sehr verachtet würden, daß die Priester sich nicht entschließen konnten ihre Namen zu nennen. Der wahre Grund hiervon war der, daß die Aegyptier während jener Herrschaft großer Knechtschaft und Unterdrückung unterworfen waren, und daß es ihnen nicht einmal erlaubt war, in ihren Tempeln den Gottesdienst auszuüben. Selbst durch die Tünche hindurch, welche die Priester ihren Nachrichten gaben, ist es nicht schwer herauszubringen, daß die Pyramiden unter der Herrschaft eines fremden Volkes erbaut worden waren, dessen Religion von der der Aegyptier wesentlich verschieden war, und welche das Land außerordentlich bedrückten. Dieser Unterschied tritt um so schärfer hervor, wenn wir in Rechnung nehmen, daß die eingeborenen Herrscher Aegyptens, den organischen Gesetzen ihres Reiches zufolge, nicht so hätten handeln können, wie die Erbauer der Pyramiden thaten und überhaupt nicht gegen die öffentliche Würde des Volkes hätten handeln dürfen; denn die ägyptischen Könige waren wenig Anderes, als die gekrönten Würdeträger der Herrschaft. Die Priester dagegen waren die wahren Herrscher, sie hatten alle Staatsangelegenheiten in Händen, und alle, ja die geringfügigsten Handlungen des Monarchen standen unter ihrer Direktion und Controle. Hierzu kommt noch der Umstand, daß verschiedene arabische Geschichtschreiber darüber einig sind, daß die Pyramiden von einem aus Arabien eingewanderten Volke erbaut wurden, welches nach längerer Herrschaft in Aegypten ausgetrieben worden sei. Alle Wahrscheinlichkeit spricht dafür, daß diese Schäferkönige zwar unmittelbar aus Arabien nach Aegypten kamen, daß aber ihre ursprüngliche Wanderung von weiter östlich gelegenen Ländern ausging, und es möchte nicht unmöglich sein, den Zug ihrer Wanderung durch die

Struktur der Pyramiden selbst nachzuweisen, welche sie in den Ländern so ihrer Satzung unterworfen waren, zurückgelassen haben. Die Annalen der Hindus erwähnen einer von Osten ausgehenden Wanderung, welche von einer Kaste von dem Stamme Pali oder der Schäfer (dies erinnert an den oben erwähnten von Herodot angeführten Philites) ausgegangen wäre. Diese waren ein mächtiger Volksstamm, der in alten Zeiten alles Land vom Indus bis zum Ganges unter sich hatte. Da sie ein thätiges, unternehmendes und räuberisches Volk waren, so verbreiteten sie sich theils durch Eroberung, theils durch Kolonisation westwärts über Afrika und Europa aus. Sie nahmen Besitz von Arabien und von dem westlichen Ufer des rothen Meeres. Wir können dies mit der Nachricht von einem alten Könige in Verbindung bringen, dessen Reich Vischnu dadurch vergrößerte, daß er ihn dazu befähigte, Misra-stan oder Aegypten zu erobern, woselbst ihn sein ungeheurer Reichthum in den Stand setzte, drei Berge zu erbauen, welche heißen: Suem-adri oder der Berg von Gold, Rujat-adri oder der Berg von Silber und Retu-adri oder der Berg von Edelsteinen. Diese Berge wollen ohne Zweifel nichts Anders anzeigen, als die Pyramiden, und wahrscheinlich kam es, wie Dr. Hales glaubt, daher, daß sie mit Steinfarbe überdeckt waren.

Von dem schlechten Charakter, welchen die Priester nach Herodot den berühmten Gründern der beiden großen Pyramiden Cheops und Cephrenes beilegen, hätte man in Gegenwart eines Fremden kaum gesprochen, wären diese Monarchen von der ägyptischen Dynastie gewesen (Herodot, Euterpe II.). Wenden wir nun das, was hieraus in Beziehung auf die Aegyptier und die Schäfer- oder Nomadenkönige, welche sie unterdrückten, hervorgeht, auf die Frage von dem Urland des Pferdes an, so ist es höchst wahrscheinlich, daß dieses Thier durch Horden welche aus dem östlichen Asien herwanderten, nach Arabien und Aegypten gebracht wurde, und daß wir, um sein Geburtsland zu finden, unsere Blicke nach den nördlich von Hindostan gelegenen Einöden lenken. Aus diesen Gegenden haben die Aegyptier dieses edle und werthvolle Thier erhalten; es ist kein in ihrem Lande einheimisches Thier, sondern wurde ihnen durch ihre Unterjocher, die Nomadenkönige, zugeführt. Diesen aber war das Pferd von großer Wichtigkeit, und da sie Krieger waren, welche ihre Eroberungen schnell ausdehnten, war ihnen dieses Thier unentbehrlich. Nach deren Austreibung aus Aegypten, etwas vor Josephs Zeiten (nachdem die Schäferkönige mehr als 200 Jahre lang im Lande gehaust hatten) kamen ihre Pferde und Rinder in den

Besitz der Aegypter, welche in der Zwischenzeit ohne Zweifel bereits den Gebrauch des Pferdes zum Wagen- und Reitdienste gelernt hatten, und dadurch befähigter wurden, den Krieg mit ihren Unterdrückern zu führen. In der Folge vermehrte sich das Pferd in Aegypten bedeutend, und wurde wegen seiner Schönheit, Stärke und seines Temperamentes sehr hochgeschätzt; denn dieses Land war damals die Kornkammer eines großen Theiles von Asien, besaß einen sehr fruchtbaren Boden und war der Mittelpunkt des Welthandels, auf welchen die Karawanen aus Arabien Weihrauch, aus Indien Specereien, aus Phönizien Wein, aus Nigritien Gold, Elfenbein und Sklaven brachten, wogegen sie Getreide und feine Leinwand einhandelten. Wahrscheinlich schöpft der unbekannte Verfasser des Buches Hiob aus der Erinnerung des Anblickes eines ägyptischen Streitrosses oder eines Urvaters dieses, welches im Besitz der Nomadenkönige war, wenn er folgende großartige Beschreibung gibt: (Hiob 39, 19.) „Kannst du dem Roß Kräfte geben oder seinen Hals zieren mit seinem Geschrei? kannst du es schrecken wie die Heuschrecken, das ist Preis seiner Nasen (seines Gewiehers), was schrecklich ist. Es strampfet auf dem Boden und ist feurig mit Kraft und zeucht aus, den Geharnischten entgegen. Es spottet der Furcht und erschrecket nicht und fleucht vor dem Schwert nicht, wenn gleich wieder es klinget der Köcher und glänzet beide, Spieß und Lanzen. Es zittert und tobet und scharret in die Erde und achtet nicht der Drometen Hall; wenn die Dromete fast klinget, spricht es Huy; und reucht den Streit von ferne, das Schreien der Fürsten und Jauchzen."

Von den Nomaden oder Hyksos erhielten auch manche Stämme der Kanaaniter so gut wie die Aegyptier das Pferd, von den letzteren aber bekam Salomo seinen Pferdestapel für 1400 Wägen und 12,000 Mann Reiterei, aber sowohl in diesem Punkte, als auch in seiner Allianz mit Aegypten handelte er gegen das Gebot Mosis: „Allein daß er (der König) nicht viel Rösser halte, und führe das Volk nicht wieder in Aegypten, um der Rösser Menge willen, weil der Herr gesagt hat, daß ihr fort nicht wieder durch diesen Weg kommen sollt." (5 B. Mos. 17, 16.) Zu den Zeiten Davids gab es in der jüdischen Armee weder Streitwagen noch Reiter, noch waren deren von Mosis Zeiten an vorhanden. Freilich ritt Absalon in der Schlacht ein Maulthier, allein die Maulthiere scheinen bei den Israeliten nur zum Gebrauche höher gestellter Personen gedient zu haben; denn wir finden später unter den Anweisungen, welche David dem Salomo

gibt, als er ihn zu seinem Nachfolger bestimmt, auch die: er solle eine Prozession machen und dabei auf seinem, des Davids, Maulthier reiten. In früheren Zeiten und noch lange nachher war im Allgemeinen der Esel das zum Reitdienst bestimmte Thier.

Fig. 5. Aegyptischer Reiter.

Aus einer Menge gelegentlicher Notizen in dem alten Testament lernen wir, daß sowohl Streitwägen als Reiterei einen Theil der Armee der Aegyptier, so wie der Philister und anderer Nationen ausmachten; eine der merkwürdigsten Stellen, welche im zweiten Buch der Chronik (12, 2, 3. 957 v. Chr.,) vorkommt, wollen wir hier anführen, indem sie uns die Erwähnung anderer minder einschlagender erspart: „Aber im fünften Jahr des Königs Rhehabeam zog herauf Sisak (Sesonchis, Manetho; im Phönizischen Sheschonk), der König in Aegypten, wider Jerusalem, denn sie hatten sich versündigt an dem Herrn. Mit tausend und zweihundert Wagen und mit sechzigtausend Reitern und das Volk war nicht zu zählen das mit ihm kam, aus Aegypten, Libya, Suchim (die Einwohner des Berglandes auf der Westküste des rothen Meers, welche sonst auch Troglodyten genannt werden) und Mohren (Aethiopier)." Aus dieser

Erzählung sehen wir deutlich, daß die ägyptische Armee ungeheure Abtheilungen von Reiterei gehabt haben mußte; da man aber in den Ueberresten der ägyptischen Alterthümer, Schnitzereien und Gemälde, welche in historischen Gruppen das Pferd darstellen, häufig antrifft, so ist doch als auffallend zu bemerken, daß man mit der Ausnahme, wo Feinde abgebildet werden — und dies kommt nur zwei bis dreimal vor — kein Aegypter zu Pferde in dem ganzen großen Vorrath, den man an Sculpturen und Gemälden von dieser Nation hat, mit Ausnahme eines einzigen, vorkommt; dieser, von dem man eine Copie mit Interesse be-

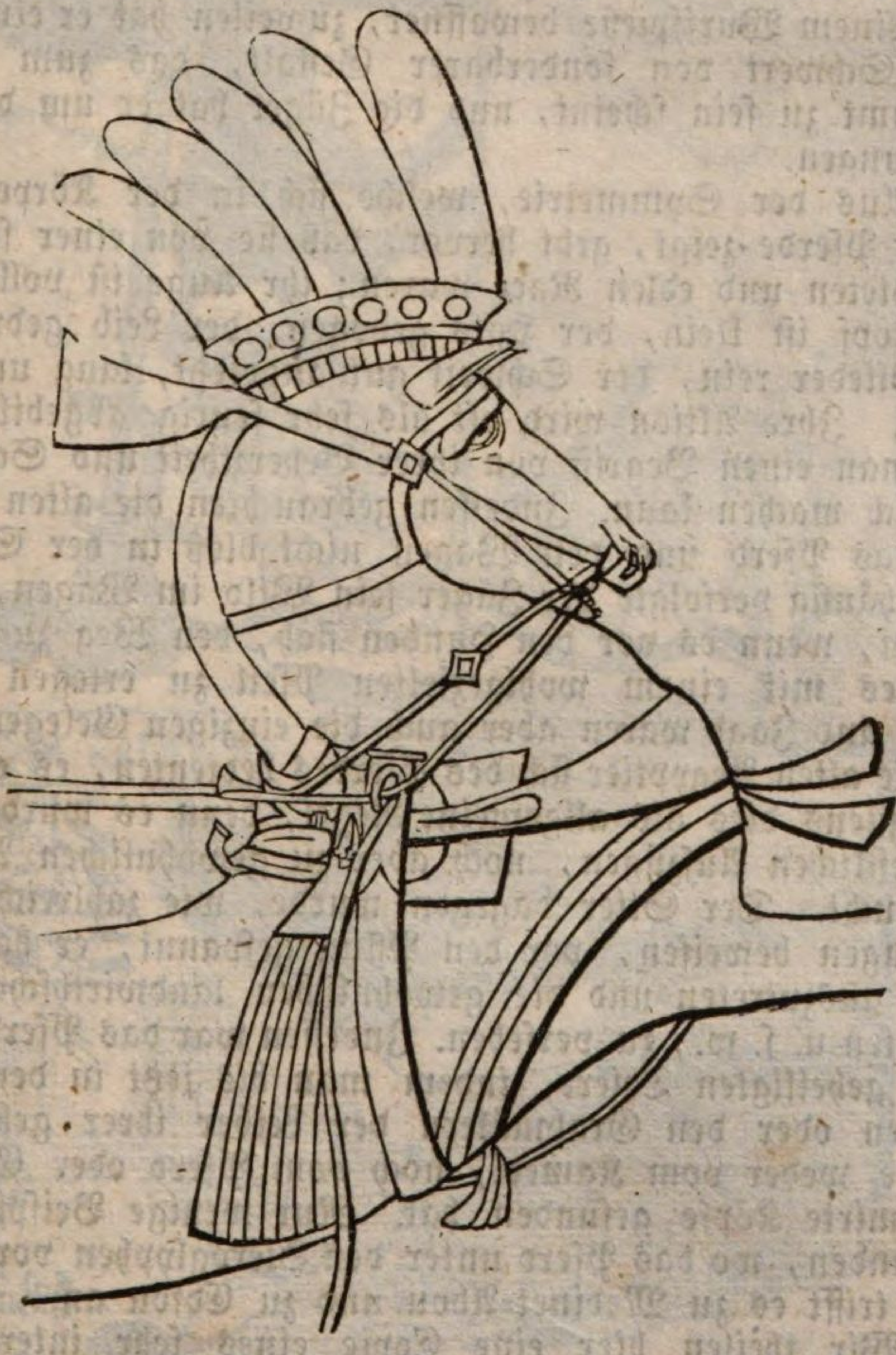

Fig. 6. Aegyptisches Streitwagenpferd.

trachten wird, gehört aber einer spätern, wahrscheinlich der römischen Periode an.

Dagegen kommen Darstellungen von mit Rossen bespannten Streitwägen, in welchen die Kämpfer stehen, sehr häufig vor und sind oft bis ins Einzelne wunderbar ausgeführt, die Pferde waren mit schmucken Draperien geziert und trugen oft auf dem Kopfe einen Schmuck aus Federn oder vielleicht aus dünnen, glitzernden Metallplatten, welche einen helmartigen Kamm bildeten, wie man aus der Figur 6 sieht.

Der Streitwagen wurde gewöhnlich durch zwei Pferde gezogen und ruhte auf zwei niederen Rädern, er war klein und der Krieger hatte kaum mehr Raum, als den, um darauf zu stehen. Er ist gewöhnlich mit Pfeilen und Bogen, oder einem Wurfspieße bewaffnet, zuweilen hat er ein krummes Schwert von sonderbarer Gestalt, das zum Hauen bestimmt zu sein scheint, und die Zügel hat er um den Leib geschlungen.

Aus der Symmetrie, welche sich in der Körpergestalt dieser Pferde zeigt, geht hervor, daß sie von einer sehr gut gezüchteten und edlen Race waren; ihr Auge ist voll Feuer, der Kopf ist klein, der Hals gebogen, der Leib gedrungen, die Glieder rein, der Schweif gut angesetzt, lang und flatternd. Ihre Aktion wird oft als sehr feurig abgebildet, so daß man einen Begriff von ihrer Beherztheit und Schnelligkeit sich machen kann. Indessen gebrauchten die alten Aegyptier das Pferd und den Wagen nicht bloß in der Schlacht, denn häufig verfolgte der Jäger sein Wild im Wagen, indem er ihm, wenn es vor den Hunden floh, den Weg zu kreuzen und es mit einem wohlgezielten Pfeil zu erlegen suchte. Krieg und Jagd waren aber auch die einzigen Gelegenheiten, wo die alten Aegyptier sich des Pferdes bedienten, es erscheint wenigstens dies als allgemeine Regel, denn es wurde weder bei festlichen Aufzügen, noch aber zu gewöhnlichen Arbeiten gebraucht. Der Stier dagegen wurde, wie zahlreiche Darstellungen beweisen, vor den Pflug gespannt, er hatte das Korn auszutreten und die gewöhnlichen landwirthschaftlichen Arbeiten u. s. w., zu versehen. Indessen war das Pferd keines ihrer geheiligten Thiere, indem man bis jetzt in den Katakomben oder den Grabmälern der Leiber ihrer geheiligten Thiere weder vom Kameel, noch vom Pferd oder Esel einbalsamirte Köpfe gefunden hat. Nur wenige Beispiele sind vorhanden, wo das Pferd unter den Hieroglyphen vorkommt; man trifft es zu Medinet-Abou und zu Edfou an.

Wir theilen hier eine Copie eines sehr interessanten Gemäldes mit, welches unter den ägyptischen Alterthümern

Fig. 7. Aegyptisches Gemälde.

im brittischen Museum vorkommt. In der oberen Abtheilung ist ein Wagen dargestellt, an welchen ein Paar Pferde angejocht sind, das vordere ist ein Rapp, das hintere aber, von welchem man theilweise den Kopf, die Glieder und den Schweif sieht, ein Fuchs. In der unteren Abtheilung schneidet ein Schnitter Korn, und vor ihm ist ein Wagen, in welchem ein Mann sitzt, der die Zügel zweier Thiere lose in der Hand hält, von denen das eine aus einem vor ihm stehenden Gefäß frißt oder sauft. Diese Thiere sind von milchweißer Farbe und werden gewöhnlich für Pferde gehalten, sind aber sicherlich keine. Abgesehen von der allgemeinen Gestalt, welche nicht die des Pferdes ist, sieht man an dem vorderen, daß von den Schultern ein Kreuzstreifen herabläuft, und daß sein Schwanz bloß an seinem Ende einen Haarbüschel hat. Es können Maulthiere sein, welche an einen Wagen gespannt sind, um das von dem Schnitter geschnittene Korn wegzuführen; wir sind aber geneigt, zu glauben, daß es gezähmte wilde Esel sind, welche von den Scythen dazu gebraucht wurden, sowohl Streitwägen als andere Wägen zu ziehen. Herodot spricht bei Aufzählung der Armee des Xerxes von Indiern, welche Pferde und von Pferden und wilden Eseln gezogene Wägen bei sich gehabt hätten.* Man könnte vielleicht einwenden, die Ohren dieser Thiere seien für wilde Esel zu kurz, allein sie sind, im Vergleich mit der oberen Darstellung, länger, als die der Pferde, und bei solchen Einzelnheiten muß man bedenken, daß die Künstler, wenn auch sonst in ihren Zeichnungen getreu, nicht selten bald etwas übertreiben, bald modificiren.

Um nun aber wieder zu unserem Ausgangspunkte zurückzukehren, so glauben wir, daß unsere Skizze über das Pferd im alten Aegypten (von welchem die Geschichtschreiber nichts erwähnen, als bis zur Zeit Josephs, welche kurz auf die Dynastie der Schäferkönige folgte) hinlänglich darthut, daß weder in den Ebenen des Nilthales, noch in Arabien und Syrien, noch in Aethiopien das Pferd zuerst gezähmt wurde, sondern daß wir genöthigt sind, wenn wir das Land erörtern wollen, wo dies zuerst geschah, unsere Blicke nach den großen asiatischen Wüsten zu wenden, von denen nomadische Stämme nach Osten, Westen, Süden und sogar nach Norden auswanderten — Horden von Scythen und Tataren, welche ihre Bewegungen und Eroberungen mit einer Schnelligkeit vollführten, welche ohne den Besitz dieses Thieres unausführbar gewesen wären. In diesen Wüsten kommen wilde

* Vergl. auch Jesaias 21, 7.

Pferde und verschiedene Gattungen wilder Esel noch jetzt vor, und deßhalb müssen wir auf sie natürlicher Weise zurückkommen, wenn wir über das Land Untersuchungen anstellen, in welchem zuerst das Pferd dem Gebiß und Zügel unterworfen wurde. Hier aber mag es am Platze sein, die Aufmerksamkeit des Lesers auf ein in so ferner Zeit des grauen Alterthums lebendes Volk zu lenken, daß es selbst von denen, welche wir die Alten nennen, in das Zeitalter der Heroen zurückversetzt und ihm ein sonderbarer und wundervoller Ursprung beigelegt wird. Wir meinen die Centau-

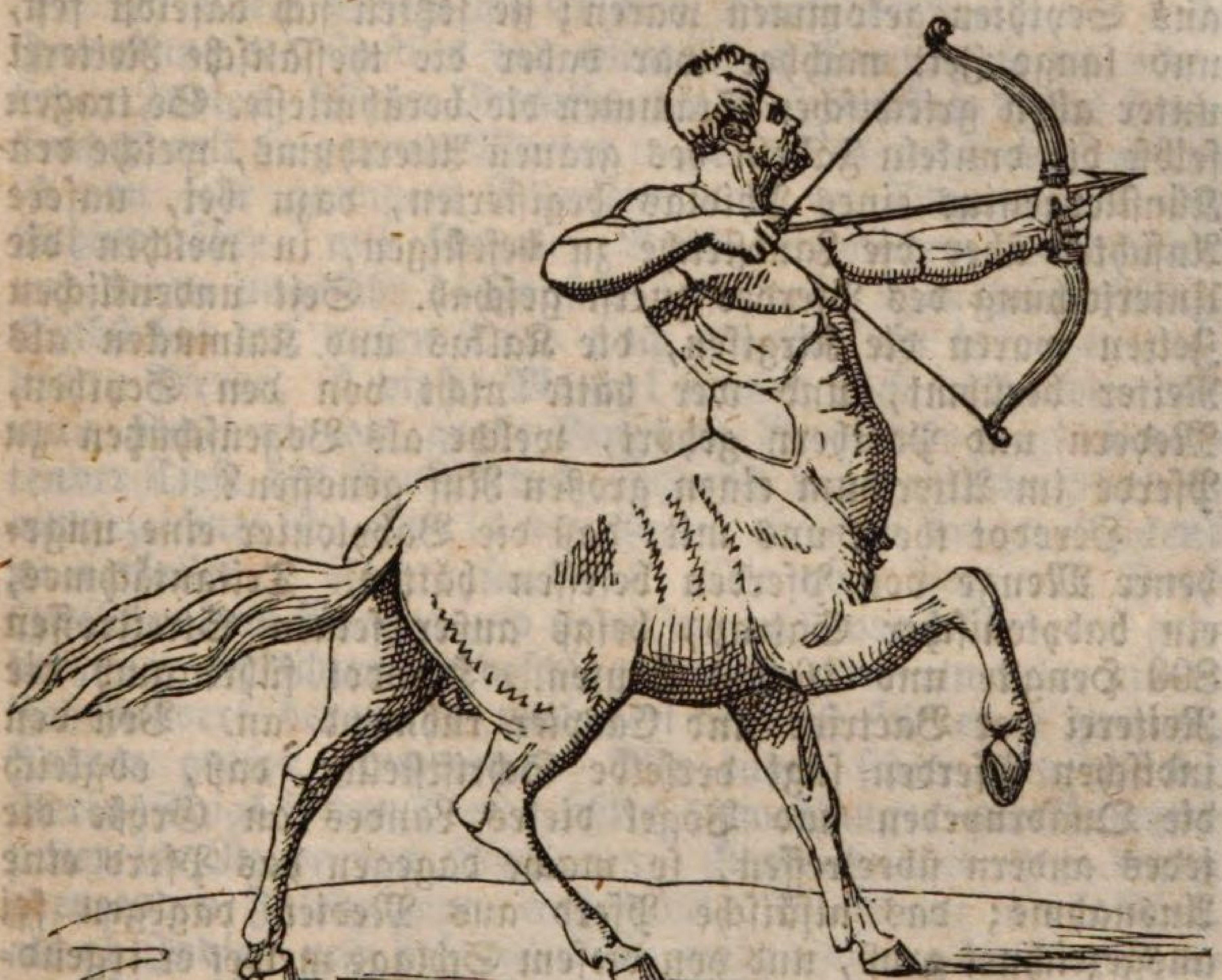

Fig. 8. Centaur.

ren, deren Kämpfe mit den Lapithen die Dichter und Bildhauer des Alterthums so lebhaft geschildert haben. Fabeln nehmen oft ihren Ursprung aus Thatsachen. Die Centauren werden als Männer abgebildet, welche an den Hüften mit den Schultern eines Pferdes dergestalt verwachsen sind, daß diese beiden Geschöpfe nur ein einziges bilden. Als solche

Wesen stellten sich, wie bekannt ist, die amerikanischen Indianer die spanischen Reiter vor, als sie sie zum erstenmale zu Gesicht bekamen, und wäre diese Geschichte vor einem Volke geschehen, welches eine Nation von Dichtern und Bildhauern gewesen wäre, so könnte man auf den Friesen der westlichen Welt Darstellungen von ähnlichen Kämpfen finden, wie auf denen, welche dem Parthenon zu Athen angehörten. Offenbar waren die Centauren nichts anderes, als ein berittener Völkerstamm, welcher in einer Periode, die man gewöhnlich die fabelhafte der Geschichte nennt, wo Halbgötter auf Erden Wunderthaten verrichteten, einen Einfall in Thessalien machten, woher sie, aller Wahrscheinlichkeit nach, aus Scythien gekommen waren; sie setzten sich daselbst fest, und lange Zeit nachher war daher die thessalische Reiterei unter allen griechischen Stämmen die berühmteste. So tragen selbst die dunkeln Fabeln des grauen Alterthums, welche den Künstlergenius eines Phidias begisterten, dazu bei, unsere Ansichten über die Landstriche zu befestigen, in welchen die Unterjochung des Pferdes zuerst geschah. Seit undenklichen Zeiten waren die Kirgisen, die Kalkas und Kalmucken als Reiter berühmt, und wer hätte nicht von den Scythen, Medern und Parthern gehört, welche als Bogenschützen zu Pferde im Alterthum einen großen Ruf genossen?

Herodot theilt uns mit, daß die Babylonier eine ungeheure Menge von Pferden besessen hätten. Tritantächmes, ein babylonischer Satrap, besaß außer seinen Streitrossen 800 Hengste und 16,000 Stuten. Herodot führt auch die Reiterei der Bactrier und Caspier rühmend an. Von den indischen Pferden sagt derselbe Schriftsteller, daß, obgleich die Quadrupeden und Vögel dieses Landes an Größe die jedes andern übertreffen, so mache dagegen das Pferd eine Ausnahme; das nisäische Pferd aus Medien dagegen sei ausgezeichnet groß, und von diesem Schlage meldet er irgendwo, daß zehn derselben von außerordentlicher Größe, welche man mit kostbaren Decken behangen und dem Jupiter geweiht hätte, viel zum Glanze des Xerxes auf seinem Marsche beigetragen hätten. Der Wagen des Jupiter wurde von acht Schimmeln gezogen, welche bei den Persern heilig gehalten wurden, und hinter diesem kam der des Monarchen, welcher von nisäischen Hengsten gezogen ward. Nach Strabo war es eine Streitfrage, ob die nisäischen Pferde ursprünglich von Medien oder Armenien stammen, da man in diesen beiden Landstrichen Exemplare davon vorfand. Die gelegenheitliche Notiz davon, daß das indische Pferd geringer war, als das medische oder armenische, ist darum sehr wichtig,

weil die alten, indischen Pferderacen noch bis auf diesen Tag von schlechter Gestalt und geringen Körperverhältnissen sind, ja einige nur die Größe von Ponies haben. Wo wir immer schönen, gutgebildeten Pferden in Hindostan begegnen, sind sie durch wiederholte Kreuzungen mit den besten arabischen und persischen Racen entstanden; und der Art sind die, von welchen Capitain Sykes auf dem Gestade von den Flüssen Beema und Mahr in Dukhun spricht. Auch die Einfuhr englischer Vollblutpferde hat zur Verbesserung einiger Schläge beigetragen: in vielen Distrikten hat jedoch nach etlichen Jahren der Aufmerksamkeit auf diesen Gegenstand nur eine geringe Raceverbesserung stattgefunden.

In einem Briefe an Colonel Smith beschreibt der erste Intendant des Gestüts der ostindischen Compagnie im nördlichen Indien, Major Gwatkin, die Originalstute dieses Landstriches mit folgenden Worten: „Die Originalstute Indiens ist von sehr geringem Exterieur und im Allgemeinen eine Schindmähre, mit schmaler Brust, ärmlichem Vordertheil und wenn ungefähr 14 Faust 3 Zoll groß, schon spindelfüßig. Selbst bis auf diesen Tag, nach der Einfuhr so vieler englischen Pferde, ist dieser Mangel immer noch vorhanden und man findet nie die große Länge in Verbindung mit bedeutender Tiefe des Brustkorbes, wodurch das englische Pferd so ausgezeichnet ist, ohne in den Fehler eines zu langen Rückens zu verfallen.“ Ferner sagt er: „Die echte Race von Doab (zwischen dem Ganges und dem Jumna) war früher ein grober, ungeschlachter Pferdeschlag, wurde aber etwa vor einem Jahrhundert bedeutend verbessert und ist seit etwa zwanzig Jahren größer geworden.“ Wir haben schon oben auf die Geringfügigkeit der Pferde östlich vom Ganges und Burramputer im Reiche der Birmanen, Malayen und den daran grenzenden Inselgruppen angespielt. Es scheint in der That, als ob Indien und besonders die mehr östlich gelegenen intertropischen Regionen wegen irgend einer oder mehrer Ursachen der Pferdezucht nicht günstig wären. In Indien hat man selbst durch Kreuzungen mit den besten arabischen, persischen und englischen Racepferden keine dauernde Verbesserung hervorrufen können. In früheren Zeiten erhielten die Häuptlinge von Rajputanah ihre Pferde durch persische Händler, welche Thiere von vorzüglicher Qualität — eine Mischung von turkomanischen, bucharischen und arabischen — brachten und sie für drei bis viertausend Rupien und noch theurer verkauften.

Daß Hindostan und die östlich angrenzenden Länder das Pferd in einer sehr frühen Zeitperiode schon hatten, ist außer

allem Zweifel;* sehr wahrscheinlich aber wurde die Zucht dieses Thieres vernachlässigt und es geht aus Allem hervor, daß zu den Zeiten des Darius und vielleicht schon lange vorher, das Kameel bei den Indiern vorzugsweise im Gebrauch stand, und diese Thiere „sind beinahe so schnell wie Pferde und fähig, größere Lasten zu tragen.“ Daher können wir, obgleich ein früherer Gebrauch des Pferdes in Indien anzunehmen ist, dieses Land eben so wenig als Aegypten für das ansehen, in welchem das Pferd zuerst unterjocht wurde.

Gehen wir nun auf Europa über. Nehmen wir an, daß die nomadischen Völkerschaften Centralasiens zu den ersten gehörten, welche das Pferd zähmten, so kann man wohl die Frage aufwerfen, ob es nicht vielleicht zu einer eben so frühen Zeitperiode auch von andern Völkern unterjocht wurde, welche irgend eine der wilden Pferderacen zu zähmen versuchten, die im mittlern und südlichen Europa, so wie auch auf den brittischen Insel vorkommen? Diese Frage schließt eine andere in sich, welche zuerst entschieden sein müßte, nämlich die, ob die geographische Verbreitung des wilden Pferdes zu einer frühen Zeitperiode, nämlich vom zwölften bis zum achtzehnten Jahrhundert vor Christus, sich durch ganz Europa erstreckte oder nicht? Wer kann darüber entscheiden? welches sind unsere Nachrichten? Keine. Zwar spricht Varro von wilden Pferden in Spanien, und andere Schriftsteller erwähnen das Vorkommen solcher in Sardinien und Corsika, aber wir haben keine wirklichen Autoritäten darüber, ob diese Pferde nicht eher verwilderte, emancipirte waren, gleich denen von Südamerika und den Falklandinseln. Colonel Smith erzählt von einer Race einheimischer Pferde, oder besser Ponies, in Brittannien, welche Cäsar zum Theil gezähmt vorfand, „und welche noch jetzt durch die schottischen, wälischen Schläge und die von New Forest und Dartmoor repräsentirt werden.“ Julius Cäsar fand in der That Streitwägen in England vor, welche von Pferden gezogen wurden, allein er sagt nichts von wilden Pferden, welche er daselbst vorgefunden hätte; auch wissen wir von deren Existenz nichts durch irgend einen anderen alten Schriftsteller. Man denke nur daran, daß, als Cäsar unser Land betrat, das Haushuhn, welches bekanntlich ursprünglich in Indien zu Hause ist, in einem gezähmten Zustande im Lande war, dieses aber wurde viel-

* In dieser Beziehung ist besonders zu erwähnen, daß das vornehmste Opfer der alten Hindus, welches in ihren ältesten Vedas geboten wird, das Pferdeopfer oder Ashvameda ist — ein Gebrauch, der schon für sich auf eine Bekanntschaft mit diesem Thiere seit dem entferntesten Alterthum schließen läßt. Anm. d. Uebers.

leicht zuerst durch Phönizier oder durch einige der frühesten Ansiedler celtischen oder cymbrischen Stammes hiehergebracht, welche von Osten noch Westen gewandert waren. Wir glauben, daß das Pferd auf eine ähnliche Weise in den brittischen Inseln eingeführt wurde; freilich mag eine verwilderte Race sich in den Hügeln und Ebenen der Insel umhergetrieben haben, wir bezweifeln aber, ob eine einheimische Pferderace, welcher man das Prädikat wild im engeren Sinn des Wortes beilegen kann, auf den brittischen Inseln zu Hause war, so lange es eine Geschichte gibt. Das brittische Pferd war klein, aber stark und feurig, und die Geschicklichkeit, mit welcher die Pferdelenker ihre Streitwägen leiteten, gewann ihnen die Bewunderung der Eroberer. Wahrscheinlich waren die alten brittischen Pferde denen sehr ähnlich, welche noch jetzt die Kosacken am Don und an der Wolga haben. Sie wurden in Italien eingeführt, und eine Ponyrace (Manni) war, wie aus einer Bemerkung St. Augustins hervorgeht, bei herumziehenden Schauspielern sehr gebräuchlich, welche sie zu allerhand Possen abrichteten.

Die klassischen Schriftsteller berichten uns von verschiedenen Pferderacen, und einige derselben werden um ihrer Stärke willen gerühmt. Von den nisäischen Pferden war bereits die Rede. Ammianus Marcellinus sagt, daß diese Race auf den Weidegründen der Ebenen von Assyrien westlich vom Berg Corone zu Hause sei. Sie war von der vorzüglichsten Qualität und wurde sehr hochgeschätzt. In der Schlacht bei Platea ritt der General der persischen Reiterei Masistius ein nisäisches Pferd, das einen goldenen Zaum und prächtige Schabracken hatte; Schimmel von derselben Race zogen den königlichen Wagen. Eine andere Race war die lydische, welche sich durch Größe und große Stärke auszeichnete. Die parthische, thracische und thessalische Race (die der Centauren) scheint eine Scheckenrace gewesen zu sein. Bei den Parthern stand sie in großem Ansehen. Virgil schildert den Turnus als auf einem thracischen Pferde mit weißen Flecken reitend

„— — — maculis quem Thracius albis
Portat equus.“ Aen. IV. 49, 50.

und anderswo beschreibt er ein zweifärbig geflecktes thracisches Pferd (Porzellanschecke oder Tiger), welchen Polites ritt

„— — — quem Thracius albis
Portat equus bicolor maculis.“ Aen. V. 565, 566.

Hesiod nennt Thracien die Pflegestätte der Streitrosse, und ihre Schnelligkeit sowie ihr geflecktes Ansehen* rühmt schon Homer. Auch Zacharias 1, 8. spielt auf gefleckte Pferde an, und es scheint, daß die Tataren, welche Persien eroberten, auf Scheckenhengsten ritten, sowie, daß auch die Hunnen eine ähnliche Pferderace besaßen. Attila wird von Raphael auf einem solchen Pferde dargestellt, und im Mittelalter waren Schecken und Tiger als Schlachtrosse sehr geschätzt.** Das Alter dieser Race (welche jetzt sehr vernachlässigt und ohne Zweifel herabgekommen ist und nur noch bei Kunstreitern zuweilen gesehen wird) ist sehr groß; allein wir nehmen Anstand, sie als eine bestimmte Gattung anzusehen, obgleich Colonel Smith dieser Ansicht huldigt, der sie als Equus varius, Tangum oder Schecken-, Tigerpferd beschreibt und von dem Kiang Moorcrofts ableitet, sowie als das wilde Pferd Dr. Gerrards ansieht, welcher dessen in seinen Beobachtungen am Thal Skite erwähnt. Colonel Smith beschreibt das Scheckenpferd, welches in Indien unter dem Namen Tangum bekannt sei, als weiß an den Gliedern und einem Theile des Rückens mit großen hellbraunen Flecken am Körper, Kopf und Hals. „Im Allgemeinen ist der Kopf ganz von der braunen Farbe eingenommen, gegen die Schulter und die Hinterschenkel aber wird diese Farbe immer tiefer und sogar schwärzlich in der Mähne, und im Schweif ist ein Theil der Haare schwarz, der andere weiß, nicht selten sind die Spitzen der Ohren schwarz, die Augen haben oft eine blaßblaue oder gefleckte Farbe (Glasaugen). Das Horn der Hüfe ist blaßgelb mit zwei oder drei schmalen vertikalen Streifen, der Strahl ist ziemlich breit. An der inneren Seite des Vorderfußes sind die Hornwarzen groß, an den Hinterfüßen aber kaum bemerkbar. Die Haut selbst ist schmutzig weiß oder graulich, und oft mit Flecken von dunkler Färbung besetzt, was besonders am Innern der Nüstern und der Augen bemerkbar ist. Was die Gestalt betrifft, so ist die Tangumrace gedrungen, abgerundet, etwas fleischig und etwas grobknochig; der Kopf ist dick aber klein, der Hals lang, steif, nicht sehr gebogen und etwas völlig; die Mähne ist ziemlich aufrecht und der Schweif nicht sehr reichlich behaart,

* Tiger oder Schecken scheint ungewiß, wahrscheinlicher sind es Tiger, welche überhaupt mehr Ausgezeichnetes auch in Beziehung auf Temperament und Ausdauer haben als die Schecken.
Anm. des Uebers.

** Bekanntlich ritt einer der berüchtigsten Anführer im Bauernkrieg einen Tiger, der noch jetzt in Augsburg ausgestopft vorhanden ist.
Anm. des Uebers.

indem von der Mittellinie des Kreuzes aus kurzes Haar auf der Schweifrübe wächst, und auf den Seiten langes, dabei ist er tief angesetzt; die Schultern sind gut gestellt, aber beladen, das Widerrist ist fleischig, der Brustkorb und Bauch wohl abgerundet, die Flanke gut geschlossen, die Ballen völlig. Wenige erreichen die Größe von 15 Faust, und die meisten sind nur 12 bis 13 hoch, sie stehen aber aufrecht in ihren Fesseln, haben harte Hüfe, kräftige Sehnen und bewegen sich mit ungetrübter Sicherheit über die gefährlichsten Gebirgspässe; sie ertragen Strapazen und Hunger, ohne an Temperament zu verlieren, haben viele Flüchtigkeit und guten Athem, und sind sehr gelehrig und leicht zu behandeln.

„Obgleich sich die Tangumrace leicht mit allen anderen vermischt, so sind doch die charakteristischen Unterschiede durchaus unverwischbar, und dies geht daraus hervor, daß die gegebene Beschreibung, welche in Indien gemacht wurde, den Hauptsachen nach, völlig auf die in Europa vorkommenden Schecken paßt; obgleich diese von dem ursprünglichen Stamme seit vielen Generationen getrennt sind und mancherlei Kreuzungen erfahren haben.“ Dies ist die Beschreibung eines Pferdeschlages, der sich seit dem grauesten Alterthum als solcher erhalten, und der trotz dem Einflusse der Kreuzungen seine charakteristischen Eigenschaften selbst im Westen behalten hat, wo die Vermischung der Racen gegenwärtig auf den höchsten Grad gestiegen ist, während in China und manchen Theilen des östlichen Asiens die Scheckenrace außerordentlich vorherrschend ist.

Unter anderen Pferderacen des Alterthums zeichneten sich die von Sidon, Trinacria oder Sicilien aus, welche nach dem, was Virgil von ihnen sagt, leicht und flüchtig gewesen sein müssen; auch die erythräische vom rothen Meer, welche weiß mit schwarzen Flecken war, gehört hierher. Die phrygische Race ist ebenfalls zu erwähnen, welche von lichter Aschfarbe (Mausfalb) war, und zu Homers Zeiten in Kleinasien geschätzt wurde; ferner eine mit schwarzen Flecken gezeichnete weiße Race (Schwarztiger), welche von den Ufern des schwarzen Meeres nach Persien kam. In Cappadocien gab es eine geschätzte Schimmelrace, und der Tribut, welchen die Cappadocier dem König von Persien lieferten, bestand hauptsächlich aus Pferden, Maulthieren und Schafen, Thiere, die in diesem hochgelegenen Tafelland, voll der besten Weidegründe, sehr gut gediehen. Mit den benachbarten Nationen wurde ein ausgedehnter Handel mit Pferden und Maulthieren getrieben, und Hesekiel berührt dies in seiner Klage über Tyrus, 28, 14: „Die von Thogarma (Armenien, Cap-

padocien stößt an Armenien) haben dir Pferde, Wagen und Maulesel auf deine Märkte gebracht.“ Herodot (Melpomene) bemerkt, daß eine große Anzahl von weißen, wilden Pferden, um die Ufer eines Sees weiden, aus welchem der Hypanis entspringt, der sich nachher in den Borysthenes ergießt, ehe er den Pontus Euxinus erreicht; es ist möglich, daß dies keine andere als die cappadocische Race ist. Auch Armenien war wegen seiner Pferdezucht berühmt, denn Strabo spricht davon mit vielem Lobe. Als die Römer ihre Eroberungen gegen den Orient ausdehnten, bezogen sie aus Armenien viele Remontepferde. Auch in Cilicien kam eine schöne Pferderace vor, welche denen von Cappadocien ähnlich war.

Virgils Beschreibung der thracischen Schimmelhengste des Turnus ist ohne Zweifel auf die Schimmel des alten Cappadociens anwendbar.

„Poscit equos, gaudetque tuens ante ora frementes:
Pilumno quos ipsa decus dedit Orithyia;
Qui candore nives anteirent, cursibus auras.
Circumstant properi aurigæ, manibusque lacessunt
Pectora plausa cavis et colla comantia pectunt.“ —
Aen. XII. v. 82. et seq.

Pferde verlangt er und freut sich zu schau'n wie lustig sie wiehern;
Einst gab Orithyia sie dem Pilumnus als herrliche Zierde;
Eifernd in Weiß mit dem Schnee, in flüchtigem Lauf mit dem Sturmwind.
Schau, sie halten die Diener und klopfen mit schmeichelnden Händen
Ihnen die Brust und den Hals und kämmen die wallenden Mähnen.

Die Griechen erhielten ihre Pferderacen aus verschiedenen Quellen; im größten Rufe standen die thessalische, die ätolische und acarnanische. Außer diesen lesen wir von den Racen von Creta, Argos, Arcadien, Chaonien, Mägara und einigen anderen.

In den Skulpturen des alten Griechenlands sind die Pferde als voll Feuer und Temperament dargestellt, die Köpfe sind besonders lebhaft, die Aktion ist energisch, aber der Hals ist im Verhältniß des sonstigen Köpers im Allgemeinen zu dick. Die beigedruckte Abbildung stellt die Büste eines Pferdskopfes vor, von der man glaubt, daß sie von Phidias herrühre, welche in dem brittischen Museum ist. Die Mähne ist dick und kurz geschnitten, damit sie aufrecht stehe — eine Mode, welche in den Zeiten des Alterthumes sehr allgemein war.

Einige Pferderacen kommen von verschiedenen Gestüten, welche im antiken Italien gehalten wurden; einige derselben benützte man als Streitrosse, andere zum Wagenrennen, was bei den Griechen und Römern ein sehr beliebtes Vergnügen war.

Fig. 9. Antiker Pferdekopf.

„Sunt quos curriculo pulverem Olympicum
Collegisse juvat; metaque fervidis
Evitata rotis, palmaque nobilis
Terrarum dominos evehit ad deos."
Hor.

Die freut's mit dem Gespann Wolken olymp'schen Staubs
Aufzuwühlen, und doch mit dem heißglüh'nden Rad
Gut umfahrend das Ziel, nehmen der Palme Preis,
Der die Herrscher der Welt hebt zu der Götter Thron.

Wagenrennen beschreiben sowohl Homer als Virgil mit großer Begeisterung.

Virgils Beschreibung des Kriegspferdes im dritten Gesang der Georgica ist außerordentlich edel. Das Folgende, das wir einer guten Uebersetzung entlehnen, ist die schönste Stelle.

Nimmer zu stehen vermag's, aufreckt es die Ohren; die Glieder
Strampfen: es schnaubt und sprüht aus den Nüstern gesammeltes Feuer.
Dicht ist die Mähn' und leget sich rechtshinwallend am Halse.
Doppelt erscheint auf den Lenden der Rücken, sein mächtiger Hufschlag
Hallt mit gediegenem Horn laut dröhnend und höhlet den Boden.

Man vergleiche diese Beschreibung mit folgenden Stanzen aus Shakspeare's Venus und Adonis:

Gedrungen, rund von Huf, im Fessel lang,
Welch Aug am kleinen Kopf, die Nüstern weit,
Breitbrüstig, fein von Gliedern, drall im Gang,
Dickschweifig, schlichte Mähn', im Kreuze breit;
Schaut welch ein Roß, kein Mangel kann es drücken!
Ein stolzer Reiter nur dem stolzen Rücken.

Jetzt rennt's dahin, jetzt wurzelt's an der Erde;
Rührt sich 'ne Feder, seht ihr's pfeilschnell jagen,
Wohl wettet's mit dem Wind, wer Sieger werde.
Ha! ob es läuft, ob fliegt, wer kann es sagen?
Hört ihr durch Mähn' und Schweif des Sturmes Lieder?
Wie wogt das Haar als wär' es ein Gefieder!

Auf dem Streitrosse darstellender Skulpturen aus dem Alterthum suchen wir vergeblich nach der Pracht flatternder Mähnen. Man werfe einen Blick auf die angefügte Zeichnung, welche den Angriff eines römischen Reiters auf einen barbarischen Fechter darstellt, und welche einer antiken Gemme entnommen ist.

Fig. 10. Abbildung eines Kriegers zu Pferde.

Unter den Pferderacen Italiens waren außer den durch Größe ausgezeichneten lucanischen und sonstigen andern besonders bekannt: die von Hetrurien, von Hirpinien und von Apulien oder Tarent. Die Römer scheinen sich in der Auswahl ihrer Pferde viel von der Rücksicht auf die Farbe haben leiten lassen; merkwürdig ist aber, daß Virgil in seiner

Aeneide die Schimmel des Turnus mit großer Begeisterung und vielem Lobe, beschreibt in seiner Georgica aber den Kastanienbraunen und Mausfalben (glaucus, man könnte auch Blauschimmel übersetzen) den Vorzug gibt, dagegen als die verwerflichste Farbe die weiße (vielleicht Weißschimmel) und die Isabellen (gilvus) bezeichnet. Offenbar wußte Virgil nichts von dem Grundsatz, daß ein gutes Pferd nie von schlechter Farbe sein kann, sonst hätte er nicht geglaubt, daß Braune am besten für die Löwenjagd, Eisenschimmel für die Bärenjagd und Rappen für die Fuchsjagd seien 2c.

Ohne Zweifel besaßen die reicheren Römer wundervolle Pferde, denn Parthien, Spanien, Nordafrika und der ganze Orient war ihnen zugänglich, und obgleich Pferdehändler dem Vegetius zufolge oft (more solito!) reichen Käufern geringe Pferde für Abkömmlinge von vorzüglichen und sehr gepriesenen Racen verhandelten, so wurden dabei doch immer genug Pferde von der feinsten Race wie Hadrians Borysthenes eingeführt; es konnte auch nicht wohl anders sein, wenn wir annehmen, daß die Spolien der unterjochten Nationen nach Rom gebracht wurden, und daß die Länder, in welchen die Pferde die vortrefflichsten und edelsten Eigenschaften erhalten, zu Theilen des römischen Reiches wurden. Indessen waren die Römer kein Reitervolk, und die Regierung that auch keine Schritte für die Verbesserung und Erhaltung werthvoller Pferderacen. Die Stärke der römischen Armee bestand in den Legionen, die Reiterei wurde nicht hoch angeschlagen. Man vertraute immer auf die feste Haltung des Fußvolkes und setzte darauf den Ausschlag in der Schlacht; denn die römische Reiterei konnte sich nie mit den berittnen Truppen anderer Nationen messen, außer wenn sie in ihren Reihen fremde Hülfstruppen hatte. Dasselbe paßt in großem Maße auf die Griechen, mit Ausnahme der Thessalier, deren Reiterei berühmt war, denn die Lacedämonier und Athener setzten ihre Stärke in die geschlossene Phalanx.

Die Hauptstärke einer Armee liegt ohne Zweifel in deren Infanterie; freilich den Fall ausgenommen, wie es damit im Mittelalter gehalten wurde, wo die Infanterie nichts war als ein undisciplinirtes, schlecht bewaffnetes und schlechtverproviantirtes Gesindel (man kann hievon nur die ordentlichen Armbrust- und Bogenschützen ausnehmen), welche vom Pfluge weggerafft, um einer in vollkommener Richtung gehüllten und mit schweren Streitrossen berittenen Ritterschaft entgegengestellt zu werden. Und selbst unter solchen Umständen haben oft die Bogenschützen das Schicksal des Tages entschieden, wo sonst durch die überwältigende Wucht der Reiter die

Schlacht verloren gewesen wäre; hiefür sind Poitiers und Azincourt Zeugen. Ein guter Gewährsmann indessen versichert, daß es Fälle gibt, in welchen eine wohldisciplinirte Reiterei das Schicksal von Schlachten entscheidet. Die Reiterei trug größtentheils zu den Siegen Philipps und Alexanders bei und der Sieg des Scipio über Hannibal bei Zama war nur dadurch möglich, daß der erstere mehr Reiterei hatte. In neueren Zeiten gewann Zeidlitz durch seine Reiterei die Schlacht bei Roßbach im Jahr 1757, und die Schlacht bei Würzburg im Jahr 1796 wurde durch dieselbe Waffe entschieden.

Obgleich nun die Römer nicht gleich den Thraciern, Palmyrenen oder Numidiern ein Reitervolk waren, so liebten sie doch equestrische Schauspiele außerordentlich. Unter anderen Spielen wurde eines Ludus Trojanus oder Troja genannt, in welchem Knaben oder Jünglinge, die mit stumpfen Pfeilen und Speeren u. s. w. bewaffnet waren, zu Pferde erschienen und in bestimmten Schwadronen von Offizieren angeführt wurden, wo sie Angriff und Rückzug im Cirkus ausführten und durch die wechselnden Bewegungen der galoppirenden Pferde das Schauspiel eines Reitergefechtes darboten. Diesen mimischen Kampf beschreibt Virgil, wie er durch die jungen Trojaner und die Trinacrier in der Gegenwart des Aeneas auf dem Strande von Sicilien zu Ehren des Begräbnisses des Anchises ausgeführt wird und nachher setzt der Dichter hinzu:

> **Hunc morem cursus, atque haec certamina primus**
> **Ascanius, longam muris cum cingeret Albam**
> **Retulit; — et priscos docuit celebrare Latinos;**
> **Quo puer ipse modo, secum quo Troïa pubes;**
> **Albani docuere suos, — hinc maxima porro**
> **Accepit Roma, et patrium servavit honorem;**
> **Trojaque nunc, Pueri, Trojanum, dicitur, agmen,**

> Ja, diese Sitte des Rennens und Kämpfe zum Scherz hat uns wieder
> Neugegeben Askan, nachdem er um Alba, die lange,
> Mauern gethürmt; und lehrte die alten Latiner dies Kampfspiel;
> Wie er als Knabe gethan, mit ihm die troische Jugend.
> Alba lehrt' es die Seinen, wohl nahm auch später die Sitte
> An das mächtige Rom, das Gedächtniß der Väter zu ehren;
> Troja heißt dies Spiel, und dies die trojanische Bande.

Julius Cäsar brachte dies equestrische Spiel wieder auf, und Augustus ordnete, wie uns Suetonius berichtet, sehr häufig dessen Ausführung an, woran er selbst Theil nahm, ein Umstand, der vielleicht von der glücklichen Einführung desselben Virgils in der Aeneide herrührt.

In der genaueren Würdigung der Eigenschaften ihrer Pferdeschläge und Pferderacen scheinen offenbar die Römer sehr oberflächlich gewesen zu sein, und wir stimmen mit Colonel Smith überein, wenn er sagt: „wo in den statistischen Angaben der Regierung, in den Gesetzbüchern und in der Sprache der Unterredung die Pferde unter den folgenden Benennungen unterschieden werden, mit diesen Bezeichnungen nichts Wesentliches gemeint sei.“ Colonel Smith gibt folgendes Resumé:

1. Equus Avertarius s. Sagnarius, Saumpferde oder Packpferde.
2. Equus publicus, Pferde, welche von der Staatsverwaltung für die Equites gehalten wurden.
3. Equus sellarius s. Celes, Sattelpferde.
4. Equus agminalis, Pferde, welche für öffentliche Zwecke auf Nebenstraßen gehalten wurden, wo keine Posten gingen.
5. Equi cursales s. Veredi, Postpferde.
6. Equi desultarii s. Pares, Marktschreierpferde.
7. Equi funales, Pferde, welche für den zweispännigen Wagen (Quadriga) gebraucht wurden.
8. Equi lignei, hölzerne Pferde für die Knaben zum Turnen.
9. Equi singulares, Volontärpferde.
10. Equi triumphales, die vier oder sechs Pferde, welche den Triumphwagen zogen.

Zu diesen kann man noch die für den Cirkus bestimmten Pferde zählen, welche nach dem Gesetz zu keinem andern Zwecke verwendet werden durften.

Spanien besaß schöne Pferdeschläge; Martial rühmt die Race von Bilbilis (das jetzige Calahorra am Ebro); eine andere war die lusitanische, welche wegen ihrer Flüchtigkeit berühmt war und für den römischen Cirkus auserlesen wurde.

In Deutschland kommen einige gute und diensttüchtige Racen vor, wie die helvetische, alanische u. s. w.; die metapianische in Batavien war als vorzügliche bekannt und auch längs der Ufer der Donau kamen etliche hochgeschätzte Racen vor.

Wir haben von dem Pferd des alten Aegyptens bereits hinlänglich gesprochen; aber auch in andern Theilen von Afrika waren bemerkenswerthe Racen, wie namentlich in Libyen und am obern Nil. Numidien, Mauritanien, Gätulien und Cyrene besaßen schnelle und temperamentvolle Pferde, und alle Pferde der Berberei, Nubiens, von Burnu u. s. w. sind wegen ihres Feuers und ihrer Ausdauer berühmt.

Gegenwärtig treffen wir zuweilen Falchen an, welche einen schwarzen Aalstreifen längs des Rückgrates und zuweilen einen Kreuzstreifen über das Widerrist wenigstens annäherungsweise besitzen und auch an den Sprunggelenken eine Andeutung von Querstreifen haben. Diese Race ist von sehr hohem Alter. Colonel Smith sagt, daß diese Zeichen den allgemeinen Typus der echten wilden Pferde beurkunden, wie sie noch jetzt in Asien vorhanden sind, und der sowohl dort als in Europa vorkommenden halbgezähmten. Obgleich dieser Aalstreifen eine Annäherung zur Eselgruppe beurkundet, so ist er doch beinahe der einzige Anhaltspunkt für die Aehnlichkeit, denn der Kopf ist klein und viereckig, die Mähne besonders lang und flatternd, die Glieder sind rein und kräftig und der allgemeine Habitus compakt. Diese Pferde sind wegen ihres Feuers und Intelligenz ausgezeichnet und sehr ausdauernd, allein niemals sehr groß. Es ist merkwürdig, daß, so sehr auch das gezähmte Pferd der Kreuzung ausgesetzt ist, diese Zeichen und Eigenthümlichkeiten beständig wieder hervorbrechen, als wäre eine Tendenz zur Rückkehr in den Urstand vorhanden.

Indem wir zu unserer Ansicht zurückkehren, daß wir Centralasien und die nahgelegenen Theile von Europa als die Region des wilden Pferdes betrachten und annehmen müssen, daß die Unterjochung dieses Thieres dort zuerst geschah, können wir nicht unterlassen, die Meinung Buffons anzuführen, welcher behauptet, Arabien sei das Mutterland dieses edeln Thieres und zugleich versichert, es werde noch jetzt daselbst im wilden Zustande vorgefunden. Dies ist ein offenbarer Irrthum. Seit undenklichen Zeiten war Arabien und Syrien der Wohnsitz des Kameeles, jenes geduldigen Sklaven der Nomadenhorden, welche mit ihren Schaf- und Rinderheerden und Eseln immer die besten Weideplätze aufsuchen und da ihre Zelte errichten, wo Wahl oder Zufall es bestimmen; allein in der frühesten Geschichte der Patriarchen wird das Pferd nicht erwähnt. Herodot sagt, die arabischen Truppen, welche dem Heereszug des Xerxes folgten, seien mit Kameelen von nicht geringerer Schnelligkeit als Pferde beritten gewesen, allein sie folgten in der Nachhut, um die Pferde nicht in Verwirrung zu bringen, welche den Anblick der Kameele nicht ertragen können. * Selbst jetzt

* Wir bemerken hier im Vorbeigehen, daß derselbe Historiker in seiner Geschichte der Invasion in Scythien durch Darius erzählt, die scythischen Pferde wären durch das Yanen der Esel in der persischen Armee erschreckt worden. „Schlimm war dies für die Scythen bei ihren Angriffen, aber günstig für die Perser aus zweierlei Ursachen; nämlich

sind die Pferde bei den Arabern durchaus nicht so gemein, als man ziemlich allgemein annimmt, Kameele aber sind ihnen unentbehrlich. „Keine Familie," sagt Burkhard, „kann mindestens ohne ein Kameel existiren, wer bloß zwei besitzt, wird zu den Armen gezählt; ein wohlhabender Mann hat immer deren dreißig bis vierzig, und wer sechzig besitzt, wird für reich gehalten." Einige Scheiks haben nach ihm mehr als 300 Kameele, und einer, der ihr Führer nach Tadmor (Palmyra) war, besaß 100 Kameele, gegen 300 Stück Schafe und Ziegen und bloß zwei Stuten und einen Hengst. Bei den Stämmen der Aenezen konnte Burkhard nicht mehr als eine Stute auf sechs bis sieben Zelte finden; bei einigen andern Stämmen gab es aber mehr Pferde.

Man kann nicht anders erwarten, als daß ein so edles und werthvolles Thier, wie das Pferd, bei den Nationen des Alterthums in den Kreis ihres Mythus gezogen wurde. Neptun, oder griechisch Poseidon, soll in seinem Wettstreit mit der Minerva (Athene) um das Recht, der Stadt Athen den Namen zu geben, das Pferd erschaffen haben. Nach einigen Autoren soll diese Fabel darauf hindeuten, daß das Pferd zur See nach Griechenland eingeführt worden sei; allein diese Erklärung ist sehr wenig befriedigend. Freilich ist es nicht sehr leicht, einen Grund für die Zusammenstellung des Neptuns und des Pferdes anzugeben, allein aus einigen Stellen in den griechischen Schriftstellern ist ersichtlich, daß er eben so gut als eine Art equestrischer Gottheit, denn als Meeresgott angesehen wird. Daher die Namen Hippius und Hippodromus, welche er als Beschützer der Pferderennen hat. Im Monat August wurden zu Ehren des Neptun feierliche Spiele, Consualia genannt, gehalten und zu derselben Zeit Pferde und Maulthiere mit Kränzen geschmückt. *

Colonel Smith gibt an, daß nach den ältesten Ritusbüchern Indiens, welche man bis auf eine dem mosaischen

wegen des Geschreies der Esel und der Gestalt der Maulthiere. Scythien bringt keines von diesen Thieren hervor, weil das Klima als zu kalt nicht für sie paßt. Das Yanen der Esel brachte die Pferde der Scythen in Verwirrung, und es geschah sehr oft, daß, während sie heranritten, um über die Perser herzufallen, ihre Pferde nicht sobald dieses Geschrei vernahmen, als sie in größter Angst die Ohren spitzten und sich rückwärts wendeten, um zu fliehen, weil sie nie vorher solch eine Stimme gehört, noch solche Gestalten gesehen hatten.

* Diese Argumentation scheint uns auf schwachen Füßen zu stehen und eher für das zu sprechen, was der Verfasser bekämpft. Da übrigens Athen 1600 v. Chr., also lange nachdem das Pferd in Aegypten durch die Hirtenkönige eingeführt wurde, gegründet ward, so konnte es unbeschadet der Ansicht des Verfassers seine ersten Pferde aus Aegypten erhalten. Anm. d. Uebers.

Zeitalter entsprechende Periode zurückdatirt, das Pferdeopfer, das dem Indra gebracht wurde, immer ein Akt der größten Feierlichkeit gewesen sei und nächst dem Menschenopfer die größte Wichtigkeit gehabt habe. Bei den meisten Nationen des Alterthums treffen wir Anzeichen von einer Art höheren Verehrung für das Pferd an. Es kommt unter den Sternbildern vor, war das Emblem des Sieges, wurde auf die Banner der Heere gemalt und der Pferdeschweif diente als Standarte. Rosse zogen den Wagen der Sonne, wurden vor dem heiligen Schreine des Sonnengottes in Prozession geführt und ihm jährlich geopfert. Selbst die Israeliten waren von diesen abergläubischen Gebräuchen nicht ausgenommen, denn wir lesen im zweiten Buch der Könige 23, 11. von Josua: „Und thät ab die Rosse, welche die Könige Juda hatten der Sonne gesetzet im Eingang des Herrn Hauses, an der Kammer Nathanmelech, des Kämmerers, der zu Parwarim war, und die Wagen der Sonnen verbrannte er mit Feuer.“ Folgende interessante Note über diese Stelle entnehmen wir der Pictorial Bible: „Im Alterthum wurden von verschiedenen Nationen der Sonne Pferde geopfert, indem man glaubte, weil sie wegen ihrer Geschwindigkeit ein dem Sonnengott angemessenes Opfer seien. Einige Erklärer glauben, die hier erwähnten Pferde seien für diesen Zweck bestimmt gewesen. Wir bezweifeln dies; denn wäre dem so, so würden sie vor dieser Zeit geopfert worden sein. Die Juden erklären die Sache allgemein dahin, die Pferde haben den Zweck gehabt, den Sonnenanbetern als Reitpferde zu dienen, wenn sie morgens ausritten, um Zeuge des Sonnenaufgangs zu sein und dem Sonnengotte zu dienen; die Erwähnung der Wägen aber unmittelbar nachher scheint eine andere Erklärung zu verlangen, daß sie nämlich dazu bestimmt waren, die heiligen Wägen zu ziehen, welche der Sonne geweiht waren. In den Wägen selbst fuhren nach der Erklärung der Rabbiner die Könige und Edeln, wenn sie hinauswollten, um der Morgensonne ihre Anbetung zu zollen. Dies ist möglich, aber wahrscheinlicher wurden die Pferde und die Wägen in den heiligen Prozessionen gebraucht und dienten vielleicht bei solchen Gelegenheiten, um die Bildnisse des Sonnengottes zu führen. Die alten Perser, welche Sonnenanbeter waren, widmeten diesem Gotte weiße Pferde und Wägen, welche in ihren heiligen Prozessionen schön geschmückt erschienen, und man glaubt, daß dieser Brauch von ihnen auf andere Nationen überging. Abgesehen hiervon, finden wir dieselbe Idee der Verbindung von Roß und Wagen mit der Sonne offenbar als ein Sinnbild der Schnellig-

keit in der Poesie und Kunst des klassischen Alterthums wieder. Man dachte sich die Sonne als einen Wagen, welcher täglich durch vier zauberhafte Renner durch das Firmament hingezogen werde; und Jedermann erinnert sich an das Schicksal des ruhmsüchtigen Phaeton, welcher diesen schnellen Wagen zu regieren und die mächtigen Sonnenrenner zu lenken sich erkühnte. Die Namen dieser Renner waren Eous, Pyrois, Aethon und Phlegon, und man glaubt, daß sie die vier Abtheilungen des Tages bedeuteten. Den Sonnengott, welcher in diesem Wagen fuhr, stellte man sich allgemein als einen jungen Mann mit strahlensprühendem Haupte vor, der mit der Peitsche in der Hand die Pferde antreibt; zuweilen wird er als aus einer Höhle herausfahrend dargestellt, um den Anfang seiner täglichen Fahrt zu bezeichnen. Auf einer unter dem Kaiser Heliogabalus geprägten Medaille, welcher in Syrien Sonnenpriester gewesen war und die syrische Art der Sonnenanbetung nach Rom gebracht hatte, fehlt die menschliche Figur, und man sieht bloß einen unten runden, gegen oben aber pyramidenartig spitz zulaufenden Stein. Der syrische Ursprung dieser Darstellung macht sie sehr interessant. Daß hiemit die Sonne gemeint ist, geht unbestreitbar aus der Inschrift hervor: Soli invicto, der unbesiegbaren Sonne. Auch ist zu bemerken, daß auf den antiken Medaillen und Gemmen die Pferde nicht immer neben einander, sondern oft gegen die vier Weltgegenden zugekehrt sind. Die Idee, welche zu der Darstellung des Sonnengottes als Wagenlenker führte und ihm Pferde und Wagen beigab, liegt zu sehr auf platter Hand, als daß sie einer Erklärung bedürfte."

Herodot erzählt, daß die Scythen (welche weder Städte noch mit Mauern umgebene Burgen hatten, sondern nur Zelte besaßen, und zu Pferde mit Bogen und Pfeilen fochten) dem Kriegsgotte Pferde, so wie auch Menschen — gefangene Feinde — opferten. In jedem Distrikte findet man einen dem Mars geweihten Altar, welcher in der folgenden Weise construirt wird. „Man bringt eine große Menge Reisigbündel zusammen und legt sie auf drei Stadien Landes in der Art, daß der ganze Boden der Länge und Breite nach, aber verhältnißmäßig nicht hoch damit belegt wird. Die Spitze ist viereckig, drei Seiten fallen perpendikulär, die vierte aber so allmählig sich abdachend ab, daß man auf ihr leicht den Altar besteigen kann. Jährlich bringt man auf diesen Platz 180 Lasten Reisigbündel, um dasjenige zu ersetzen, das den Winter über verfault ist. Auf jeden dieser Haufen pflanzen sie ein altes Schlachtschwert, welches sie das Bildniß des Mars nennen, und diesem opfern sie jährlich

weit mehr Pferde und Rinder rc., als ihren übrigen Göttern." Die Thiere werden erdrosselt und dann abgeledert, das Fleisch wird in Töpfen gekocht, zu dessen Feuerung die fetten Knochen beitragen, und ein Theil davon wird dem Gott geopfert. Bei dem Tode eines Königes der Scythen wurde dessen Leichnam einbalsamirt und in eine tiefe Grube auf ein mit Speeren umgebenes Bett gelegt; eine seiner Frauen oder Concubinen, ein Mundschenk, ein Pferdelenker, ein Tafeldecker, ein Bote und einige Pferde wurden sodann erdrosselt, und nebst verschiedenen Utensilien und goldenen Bechern in dieselbe Grube gelegt. Dann wurde die Oeffnung der Grube verschlossen, und ein hoher Hügel darüber gethürmt. Nach Ablauf eines Jahres wurde der Ritus folgendermaßen geschlossen: „Sie wählen solche Sklaven aus, welche sie von den zu des Königes Hofstaat gehörigen, für die nützlichsten halten und welche alle geborene Scythen sind, denn der König bedient sich nie solcher Sklaven, die mit Geld bezahlt werden. Diese Diener, fünfzig an der Zahl, stranguliren sie und nebst ihnen fünfzig der schönsten Pferde. Die Leiber der letztern weiden sie aus, füllen sie mit Stroh und nähen sie zu. Dann befestigen sie zwei halbzirkelförmige Planken, auf vier in der passenden Distanz in den Boden eingerammte Pfosten, und befestigen wenn sie eine gehörige Anzahl dieser Gestelle errichtet haben, die Pferde in der Art darauf, daß sie durch je einen Halbzirkel die Brust, und durch je den anderen die Flanken tragen lassen, den Kopf aber dadurch befestigen, daß sie einen starken Pfahl durch den Hals bis in den Körper herab gehen lassen; die Füße baumeln dabei in der Luft. Hernach zäumen sie die Pferde auf, hängen die Zügel in ihrer vollen Länge an Pfosten, welche sie zu diesem Ende errichtet, setzen nun auf jedes Pferd einen der fünfzig strangulirten jungen Männer, und fixiren denselben ihren Sitz dadurch, daß sie ihren Körper mit einem starken Stocke anspießen, welcher in eine Oese des Pfahles paßt der den Hals des Pferdes trägt. Nachdem sie diese todten Reiter um den Grabhügel aufgestellt haben, gehen sie weg." *

Offenbar gebrauchten die Scythen nicht bloß die Stutenmilch als Nahrung, sondern sie gewannen auch einen Rahm davon, der sehr geschätzt wurde.

* Azara berichtet uns, daß, „wenn ein Indianer stirbt, so wird er mit seinen Waffen, Kleidern und Geräthschaften begraben, und oft sein bestes Pferd auf dem Grabe geschlachtet." Er spricht hiebei besonders von dem Stamme der Charruas.

Herodot bemerkt bei der Erwähnung eines jenseits des Tanais wohnenden Völkerstammes, daß ihre Pferde ausgezeichnet gut abgerichtet seien. Dieses Volk lebt von der Jagd; dabei klettern sie auf Bäume und warten auf die Annäherung eines Wildes; unten am Baume ist des Jägers Hund und Pferd, diese aber sind dazu abgerichtet, daß sie stille liegen, um nicht entdeckt zu werden. Sobald ein Wild kommt, schießt er einen Pfeil ab, und sitzt dann plötzlich zu Pferd, um mit seinem Hund das angeschossene Thier zu verfolgen.

Um unsere Beobachtungen über diesen Abschnitt unseres Gegenstandes zu schließen, bemerken wir, erstens daß die früheste Zähmung des Pferdes, offenbar in das höchste Alterthum gehört und in Hochasien stattfand, von wo es, durch die verschiedenen Fluten der Kolonisation, welche nach und nach selbst bis zu unserem ultima Thule vorrückte, mehr und mehr nach Westen geworfen wurde, und südlich, theils nach Afrika, theils nach Hindostan. Zweitens, daß schon in sehr entfernten Zeiten manche verschiedene Racen oder Schläge existirten, deren einige vielleicht Mischlingsracen, andere die reinen Descendenten ursprünglich unterschiedener Species waren. Drittens, daß im Alterthum das Pferd bloß zum Kriege, zur Jagd, und zu pomphaften Aufzügen gebraucht wurde. Viertens, daß es mit den Religionsgebräuchen mancher Nationen in Verbindung stand, Göttern geweiht, und sogar geopfert und als Kriegsstandarte gebraucht wurde. Wer hat nicht vom weißen Roß in der Standarte der Sachsen gehört!

Fünftes Kapitel.

Von der physischen und psychischen Charakteristik des Pferdes.

Gestalt, Körperverhältnisse, Muskelkraft und Flüchtigkeit sind Eigenschaften des Pferdes, welche verbunden mit feurigem Temperament, Gelehrsamkeit und Intelligenz es für den Gebrauch des Menschen ganz besonders geschickt machen; denn sie befähigen es sowohl zum Reit- als Zugdienst. Als eines von denjenigen Thieren, welche die Weisheit und Güte der Vorsehung zum Segen des Menschengeschlechts bestimmt hat, vermag es beinahe in allen Zonen des Erballes fortzukommen, und nur in dem höchsten Norden, wo Kälte und der Mangel eines tauglichen Futters ihm nicht erlaubt sich zu ernähren, und wo das von Flechtmoosen lebende Rennthier an die Stelle des Pferdes und Rindes zugleich tritt, kann keinerlei Pferderace einheimisch werden. Von seinem ersten Heimathlande aus hat es sich nach allen Richtungen hin verbreitet, es hat den Menschen auf seinen Wanderungen begleitet, und hat sich gleich ihm überall, und auch in Ländern, die es im wilden Zustande nie betreten hatte, fortgepflanzt. Sowohl für den geschäftigen Einwohner der dicht bevölkerten Hauptstadt — von dem niedersten bis zum gekrönten Monarchen — als auch für den Landwirth, dem Eigner, dessen — „modus agri non ita magnus" — mäßig Stück Land ihm sein Auskommen gewährt, — und für den Grundherrn — den Jagdfreund der aus Vergnügen auf die Jagd geht, so wie für denjenigen, der Wald und Feld nach Beute durchstreift und „vom Ertrage seines Bogens lebt" ein „mächtiger Jäger vor dem Herrn" — ist dieses edle, herrliche, aber nur zu oft mißhandelte Geschöpf entweder wichtig oder nothwendig. Hier lebt es in niederer Knechtschaft und verübt geringe Dienste, dort erhöht es den Pomp von Königen; hier zieht es den friedlichen Pflug, dort sprengt es dahin im Gewühle der Schlacht zwischen dem Knattern der Musketensalven und

dem Blitzen gezückter Schwerter. Der Mensch ist dem Pferde vielen und großen Dank schuldig, und sollte auch dies durch Freundlichkeit und Menschlichkeit diesem Thiere vergelten. Jedoch wollen wir auch nicht jenes unterthänige Thier vergessen, das vorzugsweise der Sklave des Armen ist, den geduldigen Esel. Minder kräftig, rasch, schön, weniger mit glänzenden Eigenschaften begabt, als das Pferd, haben dennoch seine Dienste eine ganz andere Behandlung anzusprechen, als die, welche ihm oft zu Theil wird. Obgleich Pferd und Esel in den allgemeinen charakteristischen Eigenschaften, in der Stimme, in den Fähigkeiten u. s. w. verschieden sind, so haben sie doch in Absicht auf anatomische Bildung, sehr große Aehnlichkeit, und die Thatsache daß sie mit einander Bastarde zeugen, ist ein Beweis für ihre natürliche Verwandtschaft. Allein der Esel ist vermöge seiner Constitution, minder gut für große geographische Verbreitung geschaffen, als das Pferd, und hat weit langsamer gegen das westliche Europa hin seinen Weg gefunden. Selbst zu den Zeiten der Königin Elisabeth war er in England selten.

Ein Blick auf das Skelett des Pferdes wird viel dazu beitragen, um uns zu überzeugen, daß dieses Thier sowohl zu Aeußerungen der Kraft, als auch der Schnelligkeit und leichten Beweglichkeit geschaffen ist; und daher bildet es einen starken Contrast gegen den schwerfälligen Elephanten. Bei dem letzteren ist der Hals kurz, und die Knochen der Glieder sind an einander fast alle in perpendikulärer Richtung angereiht, während beim Pferde der Hals lang ist, und die Knochen der Glieder beinahe alle unter mehr oder minder geneigten Winkeln sich mit einander verbinden. Was die Vordergliedmaßen betrifft, so sehen wir, daß das Schulterblatt von dem vorstehenden Bug oder Schultergelenk schief nach oben und hinten geht, sein oberer Rand nähert sich den Dornfortsätzen der vorderen Rückenwirbel, welche das Widerrist bilden, der Schulterknochen (humerus) geht nach hinten und unten zurück, um das Ellenbogengelenk zu bilden, der Vorarm besteht aus einem einzigen Knochen, da Speiche und Elle mit einander verwachsen sind; hierauf folgen zwei Reihen Vorderkniee- (carpus) Knochen, sieben an der Zahl. Hierauf kommt das Schienbein (Metacarpus) mit zwei kleinen Griffelbeinen, welche an seiner hinteren Fläche oben mit diesem Knochen verwachsen sind. Dann kommen die unteren Fußknochen, das Fesselbein, Kronbein und Hufbein. Hinter dem Fesselbein, wo es mit dem Schienbein das Köthengelenk bildet, liegen zwei kleine Sesambeine und ein kleiner Weberschifförmiger Knochen, welcher gleich jenen zur Be-

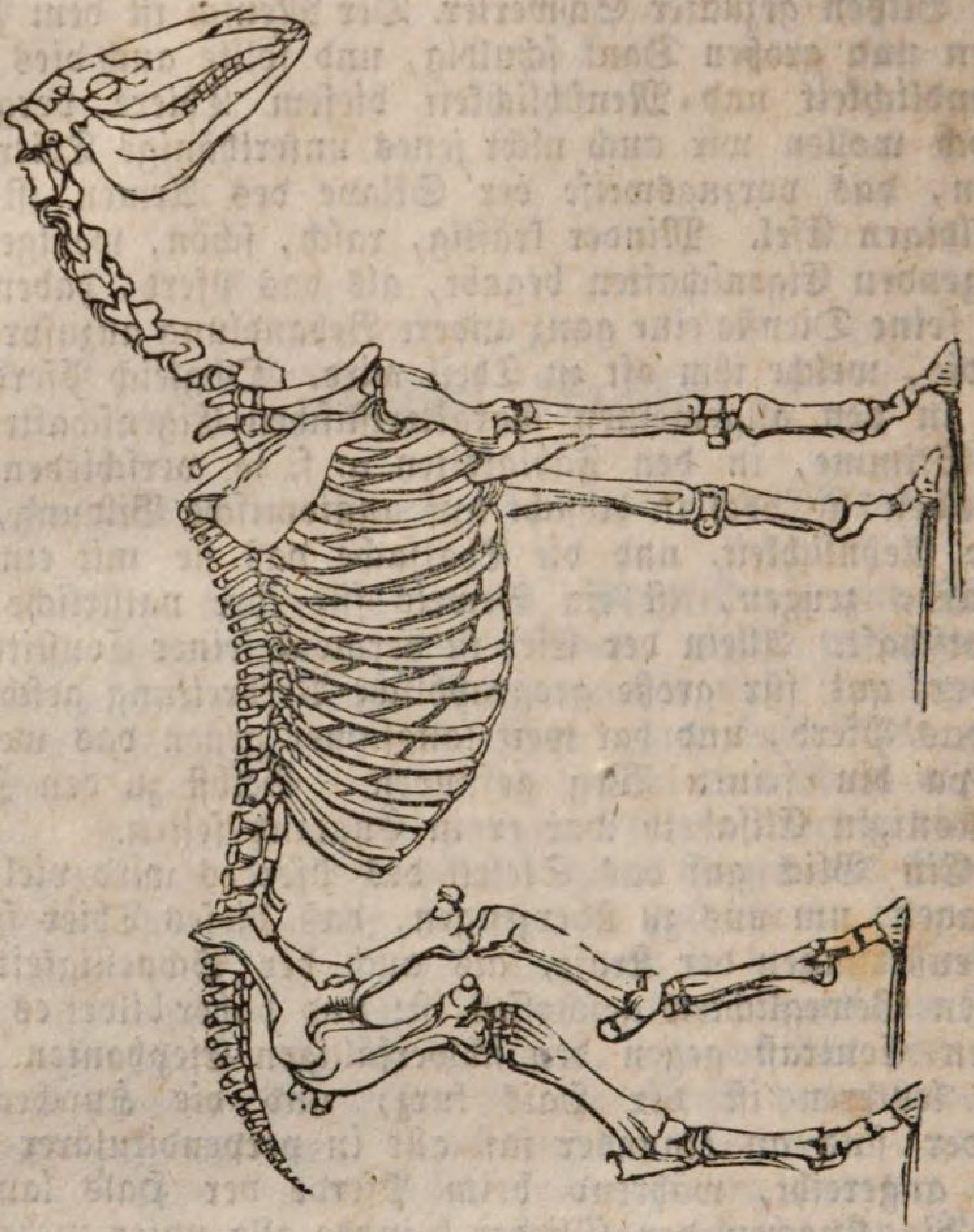

Fig. 11. Skelett eines Pferdes.

festigung des Gelenkes dient; das Strahlbein liegt zwischen dem Kron- und Hufbein. Das Fesselbein und Schienbein sind unter einem Winkel mit einander verbunden.

Das Hufbein aber ist in den Huf eingeschlossen, welcher aus einer dichten festen Hornmasse besteht und einiger Ausdehnung fähig ist, nach unten ist der Huf durch die Hornsohle und den Hornstrahl geschlossen, welch letzterer ein halb hornartiges, halb faserknorpelartiges Gebilde ist und eine pfeilförmige Hervorragung darstellt. Bei jedem Schritte gibt der Strahl dem über ihm drückenden Gewichte nach und dehnt durch sein Anschwellen die Ballen des Hufes aus. Beim unbeschlagenen Pferde berührt der Strahl den Boden,

und beim beschlagenen ist es gut, wenn er durch zu starkes Niederschneiden nicht völlig daran verhindert wird, damit der Tragrand nicht allein die Last zu tragen habe.

Die hinteren Gliedmaßen sind auf ähnliche Weise gebildet.

Nun ist klar, daß wegen der Winkel, unter welchen die Knochen der Glieder mit einander verbunden sind, die Gewalt des Stoßes, welcher bei jedem, namentlich in rascherer Gangart erforderlichen Auftreten dem Körper mitgetheilt wird, in hohem Grade abgelenkt wird; der Fußtritt dieses Thieres ist leicht und elastisch, und zwar rührt dies nicht bloß von der in Rede stehenden schiefen Lage der Knochen her, sondern besonders von der elastischen Nachgiebigkeit des Fessels, der durch ein elastisches Band, das Aufhängeband (oder den Schienbeinfesselmuskel), das an der hinteren Seite des Schienbeins entspringt, und am Fessel-, Kron- und Hufbein endigt — getragen wird. Auch darf man dabei die Federkraft des elastischen Strahles nicht vergessen, welcher viel zur schnellkräftigen Bewegung der Glieder des Pferdes beiträgt. Aber ach! wie oft sehen wir die Kniee (Fußwurzelgelenke) durch übermäßige Anstrengung erschlafft, vorwärtshängen, und die Fessel durch Krankheit steif und geschwollen! Auch ist hier zu bemerken, wie sehr die schiefe Stellung der Schulter beim Pferde einen raschen Gang bedingt. „Eine aufrechte Schulter," sagt Sir C. Bell, „ist das Merkmal eines stolpernden Pferdes, denn sie kann sich nicht gehörig im Kreise bewegen, um den Fuß vorwärts zu bringen. Ist aber die Schulter schief gestellt, so kann der Sägemuskel, welcher von den Rippen an den obern Rand des Schulterblattes geht, seine volle Kraft zum Rollen desselben in Anwendung bringen."

Die Wirbelsäule des Pferdes besteht aus sieben Halswirbeln, achtzehn Rückenwirbeln, sechs Lendenwirbeln und siebenzehn Schwanzwirbeln, es sind acht wahre und zehn falsche Rippen vorhanden. Der Körper, besonders der Brustkorb des Pferdes soll geräumig sein, damit die Lungen sich gehörig ausdehnen können und das Spiel der Athmungswerkzeuge nicht gehindert werde. Beim Hengst ist das Widerrist höher als bei der Stute, und der Nacken stärker und mehr gebogen; auch sind bei ihm die Lendenwirbel kürzer und daher die Flanken geschlossener; der Brustkorb auch schöner geribbt. Die Höhe des Pferdes vom Widerrist zum Boden gemessen, soll seiner Länge von der Bugspitze bis zum hinteren Rande des Hintertheiles gleich sein, so daß, wenn man sich Hals und Schweif wegdenkt, der Körper und die Glieder vom Profil gesehen, in den Rahmen eines Qua-

drates genau einpassen. Was die Verdauungsorgane betrifft, so ist der Magen einfach, der Darmkanal sehr geräumig, die Leber groß, allein ohne Gallenblase. Beim Hengste sind in beiden Kiefern je zwei Hackenzähne, bei der Stute fehlen sie, oder sind so klein, daß sie bloß unter dem Zahnfleisch zu fühlen sind. Die Formel für das vollständige Gebiß des Pferdes ist folgende: Schneidezähne oder Vorderzähne $\frac{6}{6}$, Hackenzähne $\frac{1\ 1}{1\ 1}$, Backzähne $\frac{6\ 6}{6\ 6} = 40$. Zwischen den Hackenzähnen und Backzähnen ist eine große, zur Aufnahme des Gebisses dienende Lücke, die Laden genannt. In der Jugend haben die Vorderzähne breite Reibeflächen, auf welchen eine Grube, die Bohne oder Marke oder Kunde genannt, befindlich ist, welche mit dem Alter durch die Abreibung verschwindet. Die Backzähne haben viereckige Kronen, welche durch vertikalstehende Schmelzblätter immer scharf erhalten werden, und daher trefflich zum Zermahlen von Körnern dienen. Die Roßhändler führen mancherlei Kniffe aus um Pferde, welche im Fohlenalter stehen, älter, sowie um ältere Pferde jünger erscheinen zu lassen und dadurch deren Werth zu erhöhen. Folgende der Penny Cyklopädia entnommenen Bemerkungen sind ausgezeichnet. „Das Gebiß eines dreijährigen Pferdes soll folgendermaßen aussehen: die Zangen (oder mittelsten Vorderzähne) sind auffallend größer als die anderen und haben auf ihrer Reibefläche eine gut bemerkbare Kunde, allein sie sind noch nicht völlig herabgewachsen, die (neben ihnen stehenden) Mittelzähne sind schon gänzlich abgerieben und zeigen keine Kunde mehr, die in den Eckzähnen aber ist in voller Reibung begriffen. Mit 3½ Jahren fallen die Milchmittelzähne aus und werden durch bleibende ersetzt, mit 4½ Jahren aber erstreckt sich derselbe Vorgang auf die Eckzähne. Im vierten Jahr sind die bleibenden Zangen völlig ausgewachsen und in Reibung, die Mittelzähne haben sich noch nicht ganz verglichen, die Eckzähne aber sind sehr klein und im Begriff, abgestoßen zu werden. Mit dem fünften Jahre verliert sich die Kunde der Zangen, die Mittelzähne sind völlig verglichen und in Reibung und die Eckzähne halb hervorgewachsen.“

Um diese Zeit, oder zwischen dem vierten und fünften Jahre findet eine andere Veränderung im Gebisse statt; es erscheinen nämlich die Hackenzähne, von welchen in jedem Kiefer auf beiden Seiten je einer in dem Raume zwischen den Vorderzähnen und Backzähnen zum Ausbruch kommt,

und zwar namentlich im Hinterkiefer näher an den ersteren als an den letzteren. Der Gebrauch dieser Hackenzähne ist bei dem gezähmten Pferde nicht gut einzusehen, wahrscheinlich aber dienen sie dem Thiere in seinem wilden Zustande als Angriffswaffen.* Man sucht häufig durch allzufrühes Ausziehen der Vorderzähne den Nachwuchs der bleibenden zu beschleunigen, und macht durch diesen Kniff die Pferde scheinbar älter.

Mit dem sechsten Jahre verschwindet allmählig die Kunde der Zangen, zwar bleibt daselbst ein brauner Fleck, aber die tiefe schwarze Grube findet man nicht mehr vor. Auch die anderen Vorderzähne sind etwas abgerieben und der Hackenzahn völlig entwickelt.

Mit dem siebenten Jahre ist bei den Mittelzähnen die Kunde beinahe verschwunden und die Hackenzähne sind an ihren Spitzen abgerundet.

Mit dem achten Jahre ist an allen Vorderzähnen die Kunde verschwunden und die Hackenzähne werden immer runder und stumpfer.

In dieser Periode wird nicht selten ein anderes Trugmittel angewendet. Während der Züchter darauf hinarbeitete, bis zum fünften Jahre das Thier älter erscheinen zu machen, als es ist, weil man es je näher dem fünften für desto kräftiger hält und besser bezahlt, so sorgt nun der Händler dafür, die Veränderungen, welche das Alter im Zahnen macht, weniger bemerken zu lassen. Das Pferd wird geworfen, und nun gräbt man in die Reibefläche der Vorderzähne des Hinterkiefers — denn nur nach diesen läßt sich das Alter mit Gewißheit ermitteln — mittelst eines Grabstichels künstliche Kunden ein, welche man durch Brennen mit einem hiefür tauglichen Glüheisen schwärzt; man nennt diesen Kniff Mallauchen und es entsteht hindurch eine unverwüstliche Zahnmarke. Zuweilen geschieht dies bloß an den Eckzähnen, zuweilen aber mit der Rücksicht, daß man an diesen nur seichter gräbt, an den Mittelzähnen und Zangen; allein hiedurch wird am leichtesten der Betrug entdeckt, denn es ist nicht wohl möglich, einem acht- oder zehnjährigen Gebiß das Ansehen eines sechsjährigen zu geben. Man glaubt, daß die oberen Zangen im neunten, die oberen Mittelzähne im elften und die oberen Eckzähne im zwölften Jahre ihre Kunden verlieren, allein dies ist kein ganz sicheres Criterium; sicherer

* Dies ist sehr unwahrscheinlich, wir halten diese Zähne bloß für eine Geschlechtsverschiedenheit, da sie bei den Stuten nicht sichtbar sind, ein ähnliches Beispiel bieten die gekrümmten Hauer des männlichen Babirussa dar.

kann man sich auf die Form der Reibefläche und die Gestalt der Hackenzähne verlassen."

Da, wie hieraus ersichtlich, das Zahngeschäft des Pferdes ein Gegenstand von großer Wichtigkeit ist, so theilen wir folgende tabellenartige Uebersicht hierüber mit:

Das neugeborene Fohlen	Hat drei Backzähne in jedem Kiefer jeder Seite.
In 7 bis 8 Tagen	Kommen die Milchzangen zum Vorschein.
In sechs Wochen	Kommen die Milchmittelzähne zum Vorschein.
Zwischen dem 6ten und 9ten Monat	Kommen die Milcheckzähne zum Vorschein.
Im ersten Jahr	Kommt der vierte Backzahn zum Vorschein. Dieser und die beiden folgenden werden niemals gewechselt, und sind daher bleibende oder Pferdezähne. In dieser Zeit vergleichen sich die Milchzangen und es beginnt sich deren Kunde abzureiben.
Mit 18 Monaten	Sind alle Milchvorderzähne verglichen und in Reibung. Das Gebiß hat daher für den ersten Anblick einige Aehnlichkeit mit dem fünfjährigen.
Im zweiten Jahr	Kommt der fünfte Backzahn zum Vorschein, und der erste Milchbackzahn wird gewechselt und durch einen bleibenden ersetzt.
Zwischen dem 2½ und 3ten Jahr	Werden die Milchzangen gewechselt und durch die bleibenden ersetzt; der sechste bleibende Backzahn kommt zum Vorschein.
Zwischen dem 3½ und 4ten Jahr	Werden die Milchmittelzähne gewechselt und durch die bleibenden ersetzt; der zweite Milchbackzahn fällt aus, um einem bleibenden Platz zu machen.
Im vierten Jahr	Sind die bleibenden Zangen verglichen, auch der sechste Backzahn hat sich verglichen und der Hackenzahn kommt zum Vorschein.
Zwischen dem 4½ und 5ten Jahr	Werden die Milcheckzähne gewechselt und durch die bleibenden ersetzt; die Zangen sind schon stark in Reibung, und die Mittelzähne völlig verglichen und in Reibung getreten. Die Hackenzähne haben eine Länge von einem halben Zoll, sind nach innen concav und an den Seiten gefurcht.

Im fünften Jahr	Sind die Eckzähne verglichen, die Hackenzähne mehr gewachsen, ihre äußere Oberfläche ist gleichmäßig convex, die seitlichen Furchen verschwunden, deren Ränder aber immer noch scharf und die innere Oberfläche concav. Der dritte Milchbackzahn ist gewechselt und der sechste Backzahn völlig verglichen.
Im sechsten Jahr	Sind die Kunden der Zangen verschwunden, man bemerkt aber auf der Reibefläche noch die schwarze Färbung; an den Mittelzähnen sind die Kunden kürzer, breiter und seichter geworden. Die Hackenzähne sind ausgewachsen, und nach außen convex, nach innen concav geworden. Die Backzähne sind alle verglichen und in voller Reibung.
Im siebenten Jahr	Sind die Kunden an den Mittelzähnen verschwunden, und die Eckzähne sind in starker Reibung begriffen, die Hackenzähne beginnen stumpf und an der inneren Seite minder concav zu werden.
Im achten Jahr	Sind an allen Vorderzähnen des Hinterkiefers die Kunden verschwunden und die Hackenzähne überall rund geworden.
Im neunten Jahr	Haben die Zangen des Vorderkiefers ihre Kunden verloren.
Im zehnten Jahr	Haben auch die Mittelzähne des Vorderkiefers ihre Kunden verloren.
Im elften Jahr	Haben auch die Eckzähne des Vorderkiefers ihre Kunden verloren; die Hackenzähne werden allmählig kürzer, stumpfer und runder, die Vorderzähne stehen alle mehr nach vorwärts, und ihre Reibefläche hat eine anstatt früher querovale, eine verkehrtovale Gestalt angenommen.

Bei einigen Pferden gehen diese Veränderungen schneller, bei andern langsamer von statten. Bei einigen Individuen findet man die Hackenzähne im achten Jahre stumpf und abgerundet, bei anderen sind sie noch scharf und gekrümmt im achtzehnten. Die Art des Futters, das das Thier bekommt, hat einen bedeutenden Einfluß auf diese Verhältnisse und im Allgemeinen bemerkt man, daß das mehr trockene Stall-

futter eine raschere Abreibung der Zähne veranlaßt, als das mehr saftige der Weide.

Was die Sinnwerkzeuge des Pferdes anbelangt, so sind die meisten derselben sehr scharf, und dies um so mehr, je mehr das Thier im Naturzustande lebt. Wir wollen dieselben der Reihe nach betrachten.

Das Gefühl. — Als Tastorgane des Pferdes sind die Lippen und namentlich die Vorderlippe zu betrachten, welche sehr biegsam und mit zahlreichen Muskeln versehen ist, daher sie, wie beim Nashorn und andern Pachydermen, als Ergreifungsorgan dient. Die geschickten Bewegungen, welche das Pferd mit der Vorderlippe macht, wenn es nach Futter sucht oder dasselbe ergreift, sei's, daß es auf der Weide einen Büschel Gras erfaßt, sei's, daß es im Stalle das Heu von der Raufe zieht oder irgend einen Gegenstand ergreift, um ihn zu untersuchen, sind sehr augenfällig und tragen in der Physiognomie des Thieres dazu bei, den Ausdruck seines Verstandes und Geistes bemerkbar zu machen.

Das Gesicht. — Obgleich das Pferd allen seinen Gewohnheiten nach ein Tagthier ist, so ist es doch durch die Größe seiner Pupillen, welche in die Länge gezogen sind, befähigt, während des Dunkels der Nacht die zerstreuten Lichtstrahlen in gehöriger Quantität aufzufangen, um zu sehen und wird hierin durch das reflektirende Tapetum unterstützt. Da die Augen seitlich gestellt und so weit von einander angebracht sind, daß das Pferd, ohne den Kopf zu drehen, rückwärts blicken kann, so ist sein Gesichtskreis sehr groß und es kann beim Grasen alle Gegenstände, die es umgeben, genau beobachten. Bei dem plötzlichen Anblick ungewöhnlicher und fremdartiger Gegenstände pflegen die meisten Pferde in Aufregung zu gerathen, und man sagt, daß das Scheuen, wie man dies nennt, wenn es in höherem Grade der Fall ist, von Augenfehlern herrühre. Dies mag zwar in manchen Fällen sich so verhalten, allein meistens rührt es von einem scheuen Temprament her, welches eine ruhige Behandlung erfordert;* der wüthende Gebrauch der Peitsche von manchen Pferdelenkern, bei jeder Gelegenheit, wo das Pferd scheut, anstatt dasselbe zu besänftigen und an den Gegenstand der Furcht zu gewöhnen, macht diese Gewohnheit nur noch schlimmer.

Das Gehör. — Das Gehör des Pferdes ist außerordentlich vollkommen. Seine äußeren Ohren sind wunderbar gut dafür eingerichtet, um die in der Luft befindlichen

* In manchen Fällen ist das Scheuen offenbar eine Geisteskrankheit. Anm. d. Uebers.

Schallstrahlen aufzufangen, und sind, unabhängig von einander, nach allen Richtungen beweglich. Entschieden wird das Pferd durch Töne erregt; zwar sagen wir hiemit nicht, daß die süßesten Klänge der Musik einen Eindruck auf es machen, allein das Gebell der Meute, das Hallo der Jäger, die Fanfare der Jagdhörner und das Schmettern der Trompeten erwecken das Feuer des Pferdes.

Der Geruch. — Das Pferd hat ein sehr empfindliches Geruchsorgan; wer nur immer ein Pferd beobachtet hat, der muß gesehen haben, daß es sein Futter mit der Nase prüft, und vorzugsweise durch diesen Sinn bemerkt das wilde Pferd die Annäherung seiner Feinde. Im südlichen Afrika wittern die Pferde der Reisenden, welche außerhalb der Zelte über Nacht angepflockt werden, die Annäherung des Lowen, ob er nun in der Nähe im Hinterhalte liegt oder aus seinem Lager sich aufmacht und geben Anzeichen von Schreck und Bestürzung zu erkennen. Die Nüstern des Pferdes sind groß und beweglich, so daß sie zusammengezogen und aufgebläht werden können; die Nasenhöhlen sind sehr geräumig und mit einer empfindlichen Schleimhaut ausgekleidet; durch sie aber schöpft das Pferd Athem. Bei dem sehr flüchtigen Vollblutpferde sind die Nüstern besonders weit.

Der Geschmack. — Der Geschmackssinn des Pferdes hat vielleicht nicht den Grad von Vollkommenheit, wie bei einigen andern Quadrupeden, ist aber dennoch hinlänglich scharf und steht im Verhältniß mit der Natur der einfachen vegetabilischen Nahrung, welche das Pferd zu sich zu nehmen pflegt. Seine Zunge ist weicher als die des Rindes und unterscheidet sich von derselben auch durch anatomische Charaktere. Es ist uns kein Fall bekannt, wo ein wildes Thier ein für es nicht taugliches Futter aufgenommen hätte, allein im gezähmten Zustande, welcher die Kräfte des Instinktes mehr und mehr herabstimmt, ist dies zuweilen der Fall. Die Blätter des Eibenbaumes sind für das Pferd ein heftiges Gift und zuweilen soll es dieselben mit Gier fressen. Auf der andern Seite gibt es manche Pflanzen, welche für andere Herbivoren giftig, allein dem Pferde unschädlich sind, wie z. B. der Wasserschierling.

Die Stimme des Pferdes ist theils ein lauteres, theils ein leiseres Wiehern; die des Esels dagegen ein wüstes, schrilles Yanen. Die zum Pferdegeschlecht gehörigen Thiergattungen haben einen eigenthümlich gebildeten Kehlkopf, der bei den verschiedenen Gattungen Abänderungen erleidet und wodurch die verschiedenen Intonationen der Stimmen hervorgerufen werden. Da aber die Struktur dieses Organes

ohne Autopsie nicht wohl verstanden werden kann, so enthalten wir uns einer näheren Beschreibung, welche man in den vergleichend anatomischen Werken finden kann.

Die Bewegung des Pferdes ist im Naturzustand bloß auf zwei Gangarten, den Schritt und Galopp, beschränkt; der Trab und der Paß wird erst dann angenommen, wenn das Thier einen Reiter tragen oder am Wagen ziehen muß. Da das Pferd eine geräumige Brust und große Lungen hat, so kann es gut und kräftig schwimmen, indem es dabei mit den Vorderfüßen sehr starke Bewegungen macht; wir zweifeln aber, ob es mit der Ausnahme, daß es unter dem Einfluß eines heftigen Impulses steht, von selbst ins Wasser geht,* wenigstens wenn dieses von einiger Tiefe ist. Wir sahen einmal ein in die Gabel eines leeren Karren eingespanntes Pferd in einem überströmten Flusse zu einer Tiefe gelangen, wo es schwimmen mußte, es that dies, obgleich also behindert, mit großer Geschicklichkeit und wußte sich seiner gefahrvollen Lage hierdurch zu entziehen. Indessen sind wir nicht überzeugt, daß es viele Pferde gibt, welche einen brausenden Strom durchschwimmen und dabei einen Ritter mit schwerer Rüstung tragen können, während sie selbst überdies mit Harnischen versehen sind, wie Sir Walter Scott von dem Renner des Sir William Deloraine sagt:

Ein Sprung in den Strom, tief sank das Roß
Und über den Sattel das Wasser floß,
Nur halb des Renners Hals, ich wähn',
War über der brausenden Flut gesehn,
Von der Brust zum Schweife bedeckt mit Stahl,
In völliger Rüstung der Reiter zumal.
Nie schwerer Mann und Roß versucht'
Den Kampf bei Nacht mit des Strudels Wucht;
Oft schien's, daß mit dem Schaum und Gischt
Des Kriegers Helmbusch sich vermischt';
Durch Muth und unsrer Frauen Gnade
Erreicht er zuletzt des Ufers Pfade.

In der Auswahl seines Futters ist das Pferd heikel und zieht das weichere Wasser eines fließenden Stromes oder eines Teiches dem härteren Quellwasser vor, besonders wenn dieses sehr kalt ist. Es sind Fälle vorgekommen, wo hartes Wasser, das frisch vom Brunnen kam, wenn es bei erhitztem Körper

* In den überflutheten Prärien und Pampas müssen, wie wir gesagt haben, die Pferde zuweilen schwimmen, und wenn sie durch langes Durstleiden halb toll geworden sind, stürzen sie sich in das Wasser; diese Fälle sind aber kein Beweis dafür, daß das Pferd es besonders liebt, sich zu baden

vom Pferde genossen wurde, bei demselben Krampf und den Tod verursacht hat. Die meisten Pferde trinken Ale oder Porter gern und werden durch den Genuß dieser Getränke augenscheinlich erfrischt.

Wie bereits oben erwähnt wurde, lebt das Pferd im natürlichen Zustande heerden- oder rudelweise und auch im gezähmten behält es diese Neigung bei, in so fern es gern mit seines Gleichen geht und offenbar besser gedeiht, wenn es zu mehren gehalten wird, als wenn allein. In der Koppel halten sie sich gern zusammen, schließen Freundschaft mit einander, necken einander und laufen, wenn sie auf der Straße oder einer angrenzenden Koppel ein fremdes Pferd sehen, an die Hecke, um es durch wiederholtes Wiehern zu begrüßen. Auch leisten sie sich kleine Dienste, denn man bemerkt häufig, daß sie des Nachbarn Haut mit den Zähnen gelinde kneifen, was entweder zum Scherze, oder weil es den andern juckt, geschieht.

Die Neigung des Pferdes, mit andern in Freundschaft zu leben, ist so entschieden, daß sie sich an andere Thiere anschließen, wenn keine ihrer Gattungsgenossen zugegen sind. Beispiele von gegenseitiger Anhänglichkeit zwischen Hunden und Pferden sind nichts Ungewöhnliches, und einer der berühmtesten englischen Renner, Eclipse, unterhielt eine sehr enge Freundschaft mit einem Schafe (Andere sagen mit einer Katze). Auch gegen den Menschen, wenn dieser sich hiezu herbeiläßt, bezeigt sich das Pferd sehr freundlich und der Familie zugethan und zeigt gegen ihn alle Erscheinungen der ergebensten Anhänglichkeit. Zwar gibt es Pferde von mürrischem, störrischem Charakter, welche auch durch die freundlichste Behandlung nicht zu besänftigen ist, aber diese sind Ausnahmen von der allgemeinen Regel; bei manchen Pferden wird das ursprünglich gutartige Temperament durch unüberlegte oder übermüthige Strenge verdorben, in welchem Falle es schwer ist, sie wieder zugänglich zu machen; aber beinahe überall, wo dem Pferde Güte gezeigt wird, kann man sich auf dessen Anhänglichkeit verlassen. In den Zelten der Beduinen leben die Stuten mit ihren Fohlen und die Herrn mit ihren Frauen und Kindern beisammen; sie schlafen unter einander, der Herr liebkost seine Lieblingsstute und die Kinder spielen mit den Fohlen, welche mit ihnen aufwachsen und so besteht das größte Vertrauen und die größte Familiarität unter ihnen. Der Beduine behandelt sein Pferd als ein Mitglied seiner Familie und die freundlichen Gefühle tauschen sich gegenseitig aus. Colonel Hamilton Smith, den wir wegen seiner edlen Gefühle für Menschlichkeit ehren, theilt uns die Ansicht

mit, daß die wechselseitige Anhänglichkeit, welche zwischen den Norddeutschen und ihren Pferden besteht, großentheils der Bauart ihrer Häuser auf dem Lande zuzuschreiben sei, wo die Köpfe der Rinder und Pferde gegen die Dreschtenne sehen, an deren Ende gewöhnlich die Familie wohnt und wo der Herd steht. Da die Thiere alles mit ansehen können, was im Hause vorgeht, so werden sie allmählig mit allen Handlungen der Bewohner völlig vertraut, diese aber lernen, da sie ihre Hausthiere beständig vor Augen haben, sie als ihre Genossen und nicht als Bestien kennen, welche man bloß mit Schlägen zu zwingen glaubt. Wir wünschten, daß solche Gefühle als Charakterzug der Bauern unserer Insel angeführt werden könnten. *

Die ruhige und friedliche Weise, mit welcher sich die Pferde im Allgemeinen mit einander vertragen, läßt sich übrigens nicht auf die Hengste anwenden. Im wilden Zustande entstehen unter ihnen um die Sultanschaft über ein Rudel wüthende Kämpfe, und sind im gezähmten Zustande die Hengste freigelassen, so kämpfen sie zuweilen verzweiflungsvoll mit einander, wo sie dann die Schilderung Shakspeare's von den Rossen des Dunkan wahr machen, welche von einem unserer modernen Bildhauer so wunderschön wiedergegeben ist. Auf dem Continent kommen solche Kämpfe häufiger vor als bei uns, weil in England weit mehr Hengste kastrirt werden, aber auf dem Rennplatz hat man auch schon beobachtet, daß sich Rennpferde gepackt und gegenseitig furchtbar zerfleischt haben. Die Streithengste der antiken und mittelalterlichen Krieger pflegten einander anzupacken, indem ihre Reiter den ihnen eingeborenen Haß gegen einander durch Anreizen zur Feindschaft aufmunterten. Kenntniß der Zeit und Gedächtniß sind Eigenschaften, welche, wie aus tausend Beispielen hervorgeht, das Pferd in hohem Grade besitzt. Ein Pferd, das gewohnt ist, zu einer gewissen Zeit eine Arbeit anzufangen und wieder zu unterlassen, kennt genau die hierauf bezüglichen Zeitpunkte. Wer hat nicht schon beim Reiten, beim Reisen mit Stellwägen die am Wechselplatze stehenden Relaispferde bemerkt, wie sie offenbar sich ganz so anstellen, als wüßten sie, daß nun die Reihe an sie kommt? Und wie gut kennt nicht das Ackerpferd die Stunde der Heimkehr von der Arbeit! Ein Pferd, das einmal einen Weg gemacht hat, findet ihn sicher wieder, es kennt die am Wege stehenden Wirthshäuser, in welchen sein Besitzer gewohnt ist

* Und wir dasselbe nicht minder in Beziehung auf Schwaben.
Anm. d. Uebers.

einzukehren, und läuft, ohne daß man es lenkt, der Thüre zu. Nimmt man ein Pferd vom Hause weg und läßt es laufen, so kehrt es zurück und findet selbst durch die dickste Nacht seinen Weg, selbst wenn ihm Hindernisse begegnen. Schon oft war die Erscheinung des Pferdes vor dem Hause ohne seinen Reiter ein Zeichen von Unglück oder Tod durch Gewalt oder Zufall, wovon sein Herr im Nachhausereiten überfallen ward.

Folgende Originalanekdote wurde dem Pennymagazin eingesendet als ein Beispiel der Liebe des Pferdes für seine alte Heimath und die Beharrlichkeit und Entschlossenheit, mit welcher es seine Rückkehr zu bewerkstelligen im Stande ist. „Eine kurze Strecke unterhalb Fort Erie und ungefähr eine englische Meile von der Stelle, wo der Niagarastrom über einen natürlichen Felsendamm von den Tiefen des Eriesees sich herabstürzt, war längst eine Fähre über diesen breiten und außerordentlich reißenden Strom eingerichtet, dessen Breite von einem Ufer zum andern sich etwas über eine Drittelsmeile erstreckt. Auf der canadischen Seite des Flusses liegt das kleine Dorf Waterloo, und diesem gegenüber an der Seite der Vereinigten Staaten das große Dorf Blackrock, welches zwei Meilen von der jungen und blühenden Stadt Buffalo liegt. Um den Eriekanal gehörig mit Wasser zu speisen, wurde gegenüber von Blackrock und nicht sehr entfernt vom Ufer ein Damm errichtet, um das Wasser des Niagara so hoch zu stauen, daß es als eine Seitenabtheilung des Eriekanales benutzt werden könnte. Dieser Damm war und ist noch ein großes Hinderniß für die Fährboote, denn vor seiner Errichtung wurden die Passagiere an der einen Seite des Ufers in Terra firma eingeschifft und ohne Schwierigkeit auf der andern gelandet; nach der Errichtung dieses Dammes aber war es nothwendig, zweierlei Böte anzuwenden, das eine, um den Fluß, das andere, um das Bassin zu durchschiffen, so daß alle Passagiere sammt Gütern und Effekten auf diesem schmalen Wall gelandet und wieder eingeschifft werden mußten. Kurz nach der Errichtung jenes Dammes wurde zwischen diesem Damm und dem Ufer von Canada ein Boot eingerichtet, das durch Pferde in Bewegung gesetzt wurde. Die Pferde bewegten sich auf einer kreisförmigen Plattform, welche dadurch in Bewegung gesetzt wurde und mit welcher eine Maschinerie in Verbindung stand, durch die das Boot gezogen wurde. Das Boot gehörte Leuten, welche mit der Fähre auf der amerikanischen Seite des Flusses in Verbindung standen, da aber die Pferde auf der Barriere, die den Damm bildete, arbeiten mußten, so wurden sie über

Nacht in einem Stall in dem Dorfe Waterloo untergebracht. Ich erinnere mich sehr gut des Tages, an welchem das Boot seine Fahrten begann, denn die Einführung eines Bootes solcher Art und in einer solchen Lage wurde als ein großes Ereigniß betrachtet. Die zwei Pferde (denn das Boot hatte nur zwei Pferde) machten ihre Arbeit ausgezeichnet gut, wenn man bedenkt, wie wenige Lektionen sie bekommen hatten, ehe sie hiezu angewendet wurden. Eines der Pferde, welches bei dem neuen Fährenboot angewendet wurde, war früher ein Apfelschimmel gewesen, doch zu der Zeit, von der ich spreche, war es ein Weißschimmel geworden. Er war immer frisch und munter, denn er hatte einen liebevollen und gütigen Herrn. Nachdem die Pferde kurze Zeit in dem ihnen fremden Stalle gewesen waren, wurden sie eines Abends zum Flusse geführt, um getränkt zu werden, wie es dort Sitte ist. Der Diener ritt auf dem Braunen und ließ den Schimmel frei gehen, da er ihn als so zahm und folgsam kannte, daß er ihn saufen lassen konnte, wo es ihm beliebte. Ich stand zufällig mit meinem Freunde W—n, dem Fährenunternehmer von der canadischen Seite, nahe dabei und hatte so Gelegenheit, Augenzeuge von Allem zu sein, was der alte Grizzle, so hieß der Schimmel, unternahm. Sobald er um die Ecke des Hauses kam, wo er eine Aussicht auf seine auf der andern Seite des Flusses gelegene Heimath hatte, blieb er stehen und blickte starr hinüber. Dann ging er bis an das Ufer vor, hielt wieder und blickte kurze Zeit ernstlich nach dem anderen Ufer, dann wadete er bis an die Brust ins Wasser, trank ein wenig und blieb dann mit geschlossenen Lippen und die Augen fest auf irgend einen Gegenstand am jenseitigen Ufer geheftet eine Weile regungslos stehen. Offenbar schien er nun mit sich ins Reine gekommen zu sein, was er zu thun habe; nun wadete er wieder weiter in den Fluß, bis ihm das Wasser an die Rippen ging und dann stürzte er sich auf einmal mit einem Schwung in das tiefere Wasser, ohne weiter zu zögern. Der Strom war so stark und schnell, indem der Fluß über ein felsiges Bett mit einer Schnelligkeit von sechs Meilen per Stunde dahinwirbelt, daß es für das eben so muthige als anhängliche Thier unmöglich war, quer über den Fluß zu schwimmen, obgleich es mit großem Muth die Brust in die Wellen stürzte und mit merkwürdiger Kraft schwamm. Hätte es gerade querüber steuern können, so hätte ihm der Damm ein unübersteigliches Hinderniß dargeboten, so aber nöthigte ihn der Strom weiter nach unten, wo der Damm mit seinem untern Ende an eine Insel stößt, deren [illegible] seicht und niedrig ist, daher er hier im Stande war,

ziemlich bequem zu landen. Nachdem er Terra firma gewonnen hatte, schüttelte er das Wasser von seinen triefenden Flanken ab, hielt sich dort aber nur wenige Minuten auf, stürzte sich dann in das Bassin und gewann bald sein heimathliches Ufer. Die Entfernung von der Stelle, wo Grizzle in das Wasser ging, bis zu seinem Landungsplatze auf der Insel betrug etwa 700 Schritte; aber die Anstrengung, welche er bei dem Bestreben, quer durchzuschwimmen, machte, muß bei dem schnellen Laufe des Stromes eine sehr bedeutende gewesen sein. Beim Beginn seiner Reise war sein gebogener Hals und sein Widerrist über der Oberfläche des Wassers zu sehen, ehe er aber die Insel erreichte, konnte man nur noch seinen Kopf wahrnehmen. Er erreichte seine Stallthür, die Heimath, für die er so große Gefahr bestanden hatte, zu nicht geringer Verwunderung seines Eigenthümers. Dieser unerwartete Besuch machte auf seinen Herrn einen so günstigen Eindruck, daß er ein Gelübde that, wenn der alte Grizzle diese Flucht noch einmal unternehme, so werde er ihn nicht mehr nach dem Tretrade schicken. Grizzle wurde am folgenden Tage wieder hinübergeschickt, um das Boot zu treiben, allein er ergriff die erste beste Gelegenheit, um zu entwischen und schwamm wieder auf demselben Wege wie das erstemal zurück. Sein Eigenthümer war der Mann nicht, der ein gegebenes Wort brach und gab ihn später nicht mehr aus dem Stall, an den er so lange Zeit gewöhnt gewesen war, sondern behandelte ihn mit großer Freundlichkeit und Aufmerksamkeit."

Eine merkwürdige Begebenheit, welche sowohl für das Gedächtniß als auch die Anhänglichkeit des Pferdes spricht, erzählt Colonel Hamilton Smith. Er hatte zwei Jahre lang ein Dienstpferd, das er bei seinem Weggehen bei der Schwadron ließ, das aber später abgegeben und in London verkauft wurde. Etwa drei Jahre nachher reiste der Colonel zufälligerweise nach der Stadt, und als er beim Umspannen aus dem Wagen stieg, fesselte das Handpferd an der Deichsel seine Aufmerksamkeit, als er näher hinging, um es sorgfältiger zu besehen, fand er, daß das Thier ihn erkannte und seine Freude dadurch zu erkennen gab, daß es seinen Kopf an ihm rieb und mit den Vorderfüßen alle Augenblicke etwas trampelte; der Kutscher, der sich hierüber verwunderte, fragte, ob ihm vielleicht früher das Pferd gehört habe, und wirklich, es war das alte Dienstpferd des Colonel.

Eine wegen ihres Wohlwollens gegen die Thiere bekannte Dame beobachtete an ihrer Gartenthüre eines Tages ein elendes Pferd, dessen Widerrist aufgeschunden und blutrün=

ſtig war und das auf einem in der Nähe gelegenen offenen Platze graſen wollte. Sie ſuchte nun mit etwas Brod das Thier zur Gartenthüre zu locken und brachte es mit Hülfe ihrer Leute dahin, daß es ſich die Wunde mit einem auf Leder geſtrichenen Klebepflaſter bedecken ließ. Der Mann, dem das Pferd gehörte (einer jener unwiſſenden und rohen Bengel, welche gegen die Leiden jedes Geſchöpfes, nur nicht gegen ihre eigenen gleichgültig ſind), führte bald darauf das Pferd fort. Am nächſten Tage aber erſchien das Pferd wieder an der Gartenpforte, ſtreckte ſeinen Kopf herein und wieherte freundlich. Als man nach ihm ſah, fand man, daß das Pflaſter weg war, das entweder durch den Herrn des Pferdes oder dadurch entfernt worden ſein mochte, daß es ſich an dem ſchlechtgemachten Kummet rieb, das es tragen mußte. Es wurde abermals ein Pflaſter aufgelegt. Den Tag darauf kam aber das Pferd wieder, indem es dieſelbe Hülfe anſprach, die ihm auch wieder gewährt wurde. Auf dies blieb das Pflaſter liegen und das Pferd genas; aber ſo oft es nachher ſeine Wohlthäterin erblickte, kam es ſogleich zu ihr hin, gab durch Wiehern und Geberden ſeine Dankbarkeit zu erkennen. Dieſe Anekdote, für deren Wahrheit wir perſönlich einſtehen können, zeigt uns, in welchem Grade das Pferd für humane Behandlung empfänglich iſt und wie dankbar es ſich für empfangene Wohlthaten erweist. Der Menſch bedenke wohl, daß er gute Behandlung und Pflege einem Thiere ſchuldig iſt, aus deſſen Dienſtleiſtungen er ſo gar großen Nutzen zieht; nur zu oft vergißt er aber, daß er nicht nur gegen ſeine Nebenmenſchen, ſondern auch gegen die Hausthiere, welche ihm die Vorſehung zu ſeinem Fortkommen gab, Pflichten, ja wichtige Pflichten hat.

Nichts beweist mehr die Gelehrigkeit des Pferdes als die Künſte, welche es bei den Kunſtreitern unſeres modernen Cirkus ausübt. Sich legen und wieder aufſtehen auf das Commando, auf gegebene Signale verſchiedene Kunſtfertigkeiten machen, ſich todtſtellen, bei mimiſchen Kämpfen als Schauſpieler mitzuwirken, mit Geduld die das Zwerchfell erſchütternden verſchiedenen Späße des Buffo an ſich machen laſſen, Alles dies ſind Dinge, welche es lernt und mit bewundernswürdiger Geſchicklichkeit ausführt. In Abſicht auf Gelehrigkeit findet zwiſchen dem Pferde und dem Eſel gar kein Vergleich ſtatt, denn obgleich der letztere durch freundliche Behandlung weit beſſer zu behandeln iſt als man gewöhnlich annimmt, ſo iſt weder ſein Charakter ſo biegſam, noch iſt er überhaupt ſo völlig traktabel als das Pferd, und wir zweifeln, ob er je in den ſo eben angedeuteten Leiſtungen

jemals das Pferd auch nur einigermaßen ersetzen wird können. Er hat nicht die quecksilberne Beweglichkeit und das Feuer des Pferdes, sondern ist mehr ruhiger und nüchterner Natur, wenigstens in unserem Klima; in der That ist sein Eigensinn seit allen Zeiten sprüchwörtlich geworden und bildet mit dem edeln Temperament des Pferdes einen starken Gegensatz, allein es muß eingeräumt werden, daß es unter den Pferden manche Ausnahmen von der Regel gibt, und daß wir unter diesen zuweilen Individuen begegnen, welche außerordentlich bösartig und stetig sind, in den meisten Fällen rührte dies aber von einer ungeschickt strengen Behandlung in der Jugend her. *

Ein merkwürdiges Beispiel von Verschmitztheit und Gedächtniß eines Pferdes liefert folgende Anekdote. Der verstorbene General Pater, in Diensten der ostindischen Compagnie, war ein außerordentlich korpulenter Mann; während er zu Madras stationirt war, kaufte er ein starkes Pferd, welches aber nach wenigen Versuchen auf den Einfall kam, sich so oft als der General Miene machte, es zu besteigen, platt auf den Boden zu legen. Man versuchte alle möglichen Mittel, um ihm diese List auszutreiben, allein vergebens, und man lachte hierüber soviel auf Kosten der Korpulenz des Generals, daß dieser für gut fand, dieses Pferd an einen jungen Offizier zu überlassen, welcher nach einer entfernten Station im Inneren abzugehen hatte. Nach mehr als zwei Jahren mußte General Pater wegen einer Dienstreise Madras verlassen, um die an der Grenze stationirten Regimenter zu visitiren. Er reisete, wie dies in Indien Landessitte ist, in einem Palankin (eine bedeckte Sänfte, welche durch Menschen getragen wird). Den Morgen nach seiner Ankunft marschirten die Truppen aus, da er aber keine Pferde mitgebracht hatte, so suchte man nach einem, das er reiten könnte, allein es war schwer, ein für sein Körpergewicht taugliches Pferd zu bekommen. Endlich trat ihm ein Offizier ein sehr kräftiges Pferd ab, welches gesattelt und gezäumt vor die Fronte gebracht wurde. Der General kam aus seinem Zelt und wollte aufsteigen; kaum sah ihn

* Auch das ist häufig ein Grund zur Bösartigkeit, wenn man die Zuchthengste nicht ordentlich erzieht, an ein geregeltes Geschäft gewöhnt und gehörig dressirt, sondern sie träge im Stall stehen läßt und sie bloß täglich ein wenig spazieren reitet. Diese Thiere kommen bei einer solchen Behandlung, welche unbegreiflicherweise nur zu oft stattfindet, auf allerlei Thorheiten und Unarten, welche sich eben so sicher, ja leider noch sicherer auf die Nachzucht vererben, als die ihnen beigebrachte Geschicklichkeit und Folgsamkeit. Anm. d. Uebers.

aber das Pferd hiezu Miene machen, als es sich sogleich platt auf den Sand niederlegte, und weder durch Schläge noch durch Güte zum Aufstehen zu bringen war. Es war dies des Generals früheres Reitpferd, das seit der Zeit, als es von ihm weg war, dieses Manöver niemals versucht hatte, als bis es ihm wieder begegnete. Der General, als ein Mann von außerordentlich gutem Humor, begann bei dem allgemeinen Gelächter, das in der ganzen Front entstand, welche Zeuge von dieser spaßhaften Begebenheit war, herzlich mitzulachen.

Das folgende Beispiel von Gedächtniß und Vorsicht eines Pferdes, welches mit knapper Noth dem Unglück entging, von einem gefallenen Baume erschlagen zu werden, ist nicht uninteressant. „Während ich," erzählt der Berichterstatter, „an den Quellen des Susquehanna wohnte, besaß ich ein kleines amerikanisches Pferd, das Charlie hieß, und welches sowohl wegen seiner guten Eigenschaften überhaupt, als auch wegen seiner Anhänglichkeit an mich merkwürdig war. Alle Glieder meiner Familie hatten es gern; und als das allgemeine Lieblingsthier wurde es häufig bei der Arbeit geschont und bekam mehr Futter als alle anderen Pferde des Gutes. Nicht weit von meinem Wohnhause lag eine kleine aber üppige Weide, wo den Sommer über Charlie öfters grasen durfte. Als man, etwa zehn Jahre vor der Zeit, von welcher ich spreche, diese Weide angelegt und den Urwald, der an ihrer Stelle war, ausgerodet hatte, ließ man vier oder fünf große Zuckerahornbäume stehen. Obgleich diese Bäume sehr schöne Exemplare waren, boten sie doch keine große Zierde dar, indem ihre Stämme lang und kahl und ihre Kronen klein und nicht blattreich waren, wie es allgemein der Fall bei Bäumen jeder Gattung ist, die in den amerikanischen Wäldern im Geständ aufgewachsen sind; galten sie aber auch nicht als Zierrath, so gaben sie doch einen herrlichen Schatten. Charlie pflegte unter einem dieser Bäume, sowohl von den Gluten der Mittagssonne als auch vor den heftigen Stürmen und Regengüssen Schutz zu suchen, welche zuweilen dieses Land verwüsten. Bei einem Vorkommniß der letzteren Art, hatte sich Charlie unter seinen Lieblingsbaum in der Art gestellt, daß er den Schweif an dessen Stamm andrückte und seinen Körper ganz in der Richtung des Windes hielt, eine Stellung, welche er sich offenbar längst als die vortheilhafteste auserseher hatte, um der Heftigkeit des Windes zu entgehen, und da fühlte er sich wie zu Hause, denn er war oft an diesem Platze gestanden. Der Sturm kam nun heran und wüthete mit solcher Heftigkeit, daß der Baum, unter

welchem das Pferd Schutz gesucht hatte, buchstäblich mit den Wurzeln ausgerissen wurde. Ich stand gerade an einem Fenster, von welchem aus ich die ganze Scene überschauen konnte. In dem Augenblick, wo Charlie hinter sich die Wurzeln krachen hörte und vielleicht merkte, daß der Baum gegen seinen Schweif drücke, sprang er vorwärts, und kaum war er mit einigen schnellen Sätzen weg, als der Baum mit solcher Gewalt niederstürzte, daß der Schlag furchtbar war, denn es wurde dabei jeder Zweig zusammengebrochen. Ich habe schon oft Pferde erschreckt, ja in die höchste Angst versetzt gesehen, aber niemals sah ich etwas, das mit dem Schrecken Charlie's auch nur im geringsten vergleichbar gewesen wäre, und doch war Charlie bei gewöhnlichen Vorkommnissen kein feiges Thier. Er galoppirte umher, warf den Kopf in die Höhe und seine Mähne sträubte sich, dann blieb er plötzlich stehen und prustete wild, sodann stürzte er wieder in entgegengesetzter Richtung fort, hielt schnell und rannte nach einer anderen, und so noch lange nachher, als der Sturm sich gelegt hatte. Erst nach einigen Stunden schien er den Platz, wo er so großer Gefahr entgangen war, wieder zu erkennen. Die Freßlust war ihm für diesen Tag völlig vergangen, denn so lange es noch Tag war, wagte er nicht mit seinem Maule den Boden zu berühren. Am nächsten Tage schien seine Furcht etwas abgenommen zu haben, seine Neugierde war aber in ziemlichem Grade erregt, denn er lief langsam von einer Stelle zur anderen und hielt allemal, wenn es auf geringe Entfernung dem umgeworfenen Baume sich näherte, den er dann mit der äußersten Befremdung anstarrte, als wäre er gänzlich unfähig, den Vorgang des vorigen Tages zu begreifen. Ich besaß diesen Liebling noch viele Jahre nach dieser Geschichte, und gönnte ihm während der Sommermonate immer den Genuß seiner alten Weide; allein es war sehr ersichtlich, daß er niemals vergaß, wie er mit genauer Noth der Gefahr, erschlagen zu werden, entgangen war; denn weder die brennenden Strahlen der Mittagssonne, noch das furchtbare Toben der Gewitter waren im Stande, Charlie zu bewegen, unter den Bäumen Schutz zu suchen, welche noch immer auf diesem kleinen Weideplatz standen."

Einige Pferde sind von Natur furchtsamer als andere, und werden durch Gegenstände erschreckt, von denen andere gar nicht Notiz nehmen. Wir haben Pferde gesehen, welche durch ein Hochgewitter in furchtbare Angst geriethen, dagegen aber andere bemerkt, welche sich aus dem Zucken der Blitze und dem Rollen des Donners gar nichts machten. Einige

Pferde bleiben durch das Getümmel der Schlacht, mitten in dem Knattern der Musketensalven und umbrüllt vom Kanonendonner ganz unangefochten, während andere vor Schreck zittern und beben, ja selbst brüllen. In Fällen, wo Pferde bei einem Brand im Stalle stehen, lähmt die Furcht ihre Glieder vollkommen, und es ist daher sehr schwer, sie herauszubringen, wenn man ihnen die Augen nicht mit Blenden bedeckt oder zubindet, was in solchen Fällen immer geschehen sollte.

Zuweilen zeigen Pferde einen entschiedenen und unmotivirten Widerwillen gegen verschiedene Objekte; einige merkwürdige Fälle theilt Rodet mit: „Im Jahre 1806 besaß während der Schlacht bei Austerlitz ein piemontesischer Offizier eine sehr schöne und in vielen Beziehungen sehr brauchbare Stute, welche aber durch eine Eigenthümlichkeit sehr gefährlich für ihren Reiter wurde; sie hatte nämlich eine entschiedene Aversion gegen Papier, das sie, sobald sie es sah im Augenblick als solches bemerkte, und dies selbst im Dunkeln, wenn ein oder zwei Blätter Papier gegen einander gerieben wurden. Der Anblick oder das Hören dieses Materials brachte auf das Thier eine so schnelle Wirkung hervor, daß es in manchen Fällen den Reiter abwarf und in einem Falle, wo er mit dem Fuß im Bügel hängen blieb, ihn eine ziemliche Strecke weit über eine steinige Straße schleppte. In anderen Beziehungen hatte dieses Pferd nicht die geringste Furcht vor Gegenständen, welche sonst den meisten Pferden Entsetzen verursachen. Die Musik der Brigade, das Pfeifen der Kugeln, der Kanonendonner, das Bivouacfeuer oder das Glitzern der Waffen war ihm völlig gleichgültig. Die Confusion und das Geräusch des Angriffes machte keine Wirkung auf es, kein Geräusch, welches es auch sei, brachte das Pferd außer Fassung, nur das Sehen und Rascheln des Papiers brachte es zur Tollheit. Alle möglichen Mittel wurden angewendet, um es von dieser außerordentlicher Extravaganz zu heilen, sein Herr war aber am Ende genöthigt sie wegzugeben, da sein Leben in beständiger Lebensgefahr war.

„Eine, zu dem königlichen Garderegiment in den Jahren 1816 bis 1821 angehörige Stute war vollkommen gutartig, und zeigte weder gegen Menschen noch Thiere irgend eine Antipathie, nur konnte sie keinen Grauschimmel leiden; in dem Augenblicke, wo sie eines Grauschimmels ansichtig wurde, stürzte sie sich auf ihn und fiel ihn mit der größten Wuth an. Dies that sie überall und zu allen Zeiten. In Beziehung auf ihren Dienst bei der Parade, auf dem Marsch

u. s. w., sowie in der Action und im Betragen im Stall, ließ sie sonst nichts zu wünschen übrig; aber gegen Grauschimmel oder Schimmel hatte sie einen solchen Haß, daß es gefährlich war, sie, wenn auch entfernt, mit solchen in einen Stall zu bringen. Sobald sie nur von Ferne ein solches Pferd bemerkte, gleichviel, ob es ein Hengst war oder eine Stute, so ruhte sie nicht, bis sie ihren Reiter abgeworfen oder ihr Halfter zerrissen hatte, und stürzte sich mit der größten Wuth auf dasselbe, um es an tausend Stellen zu beißen. Gewöhnlich packte sie den Gegenstand ihrer Wuth am Kopf oder an der Kehle und hielt ihn so fest, daß sie ihn erstickte, wenn man nicht schnelle Hülfe schaffte. Selbst im Alter — im Jahr 1821 war sie 18 Jahre alt, war diese Wuth nicht ganz verwischt, wiewohl etwas gemildert. Kein anderer Gegenstand von weißer Farbe machte auf sie den geringsten Eindruck.

„Eine zu der fünften Husarenschwadron gehörige Stute scheute dagegen vor allen weißen, leblosen Gegenständen, wie weiße Mäntel oder Decken, Schürzen oder Hemden, besonders aber vor weißen Federn. Sobald sie irgend einen dieser weißen Gegenstände und namentlich, wenn in Bewewegung gesetzt, erblickte, sobald sie von einiger Größe und in etwas schneller Bewegung waren, so überkam sie eine panische Angst und suchte durchzugehen, waren sie aber nicht sehr groß und bewegten sie sich nur langsam, so stürzte sie sich wüthend auf sie und suchte sie mit den Vorderfüßen zu zertreten oder mit den Zähnen zu zerreißen. Anders gefärbte Dinge machten auf sie nicht den geringsten Eindruck, auch Schimmel oder weiße Pferde selbst, wenn sie schnell in ihre Nähe kamen, erregten sie nicht, wenn aber nur eine weiße Feder wallte oder ein weißes Stück Papier vor ihr niederfiel, so war ihre Furcht oder Wuth völlig unbezähmbar."

Rodet bemerkt zu diesen Fällen, daß sie wahre fixe Ideen seien. Merkwürdig ist, daß allemal das solchen Anfällen unterworfene Individuum eine Stute war.

Wir haben oft Gelegenheit gehabt zu beobachten, welche Sorgfalt und Vorsicht Pferden eigen war, welche auf rauhen und unwegsamen Pfaden zu gehen hatten, und schwierig zu passirende schroffe Abhänge mit schweren Lasten auf dem Rücken oder starkem Druck auf die Schultern überwinden mußten. In Derbyshire z. B. haben wir zu wiederholtenmalen gesehen, wie ein einzelnes starkes Pferd eine schwere Karrenlast Steinkohlen, die lange und furchtbar steile Steige, welche auf der alten Macclesfieldstraße nach Buxton hinabführt, ohne Hülfe oder Lenkung von Seiten des Kärrners hinabbrachte,

eine Aufgabe, welcher vielleicht ein an die glatten ebenen Straßen in der Nähe der Hauptstadt gewöhnliches Karrenpferd nicht gewachsen wäre.

Lord Brougham erzählt in seinen wissenschaftlichen Dissertationen, indem er von der Intelligenz der Thiere spricht, er habe einen Pony gekannt, der sowohl die Klinke der Stallthür als auch den Riegel der Hafertruhe habe öffnen können, und führt einen Fall an, wo ein Pferd die Klinke einer Koppel dadurch öffnete, daß es dieselbe wie ein Mensch hinabdrückte — Handlungen, von denen er bemerkt, daß sie die Thiere hätten durch Beobachtung lernen müssen, da sie dieselben Niemand darin unterwiese. Wir haben auch Pferde gekannt, die solches zu thun vermochten, und besonders einen wälischen Pony, der sich oft im Stalle losmachte, und die Thürklinke niederdrückte, um in das Freie zu eschappiren, wo seine Genossen weideten. Auch an anderen Hausthieren hat man ähnliche Künste wahrgenommen. Eine Katze, welche in unserem Besitz war, hatte die Gewohnheit, an der Thür emporzuspringen, und die Klinke zu öffnen, wenn sie aus dem Hause kommen wollte. In Alpengegenden macht man häufig die Bemerkung, daß Pferde, welche gewohnt sind, schwierige Päße zu übersteigen, selten einen falschen Tritt thun und auch keiner Stelle recht trauen, welche sie nicht als sicher kennen. Auch Pferde, welche an Marschgründe gewöhnt sind, vermögen auf ähnliche Weise mit solcher Sicherheit über Sümpfe zu kommen, daß sie selten auf eine Stelle treten, wo der Fuß keinen sichern Halt hat. Sir Walter Scott sagt in dem „Lied vom letzten Minstrel“ von Watt Tinlin:

„Ein rauches kleines Pferd er ritt,
Das durch das Moor mit sichrem Tritt
Gleich einem Hirsche fürder schritt.“

Es ist Thatsache, daß sich das Pferd gleich dem Hunde an die Umstände gewöhnt, von denen es umgeben ist, und daher Gewohnheiten annimmt und auf eine Weise reflektirt und empfindet, welche seiner Lebensart und den verschiedenartigen Einflüssen, denen es unterworfen wird, höchlich entsprechen. Von allen gezähmten Säugethieren steht sein physisches und psychisches Naturell nur dem des Hundes an Biegsamkeit nach. In Beziehung auf Statur findet unter den Pferden beinahe eine eben so große Verschiedenheit statt als unter den Hunden. Man findet deren von 9 bis 17 oder 18 Faust Größe, und es sind Fälle von höherer Statur

vorgekommen (1 Faust = 4 Zoll Duodecimalmaß). Bell gibt uns in seinem vortrefflichen Werke von den brittischen Quadrupeden Nachricht von einem sehr kleinen Pony, der ihm unter die Augen kam: „Vor einiger Zeit," sagt er, „ging ich ziemlich spät Abends durch eine der an London unmittelbar angrenzenden Straßen und bemerkte zwei Leute, neben welchen ein wunderschöner kleiner Pony ohne Zaum und Halfter herlief. Einer der Männer, der mit dem Pferdchen sehr vertraut zu sein schien, schlang seinen Arm um dessen Körper, lüpfte es leicht vom Boden und trug es eine kleine Strecke weit; dann setzte er es nieder, stieg mit einem Fuß über dessen Rücken und ritt halb, halb ging er, denn er berührte mit seinen Füßen den Boden auf jeder Seite. Nach einiger Zeit trug er das Pferd wieder eine kurze Strecke weit und kam endlich so an eine große Branntweinbrennerei, wo er das Thier die Treppe hinauftrug und mit ihm hinter der Thüre verschwand. Ob er sein Mahl mit ihm theilte, wissen wir nicht." In unserem Gedächtnißbuch haben wir das Maß eines sehr kleinen Pony, welchen wir in dem Museum der zoologischen Gesellschaft untersuchten: Höhe am Widerrist 34 Zoll (8 Faust 2 Zoll) Länge vom Oberhaupt bis zum Schweifansatz, die Krümmung des Halses und Rückens mit eingerechnet, 4 Fuß 2 Zoll. Es ist sehr wahrscheinlich, daß dies dasselbe Pony war, den Bell gesehen hatte. Er war gelehrig und fromm, zugleich aber lebhaft und gesund.

Im Museum der zoologischen Gesellschaft ist ein Exemplar von dem kleinsten bekannten Pony, welchen König Georg IV., zum Geschenk erhielt. Dieser war aber ungesund und ging ein, ehe er seine völlige Größe erreichte.

Von dem natürlichen Alter, welches das wilde Pferd zu erreichen pflegt, sind wir nicht unterrichtet. Im gezähmten Zustande lebt dasselbe etwa dreißig, zuweilen vierzig Jahre lang; allein wegen übermäßiger Anstrengung und Mißhandlung überleben nur wenige das sechszehnte oder achtzehnte Jahr und viele gehen ein, ehe sie das zehnte oder zwölfte Jahr erreicht haben.

Die Stute kann zwar schon mit zwei oder drei Jahren ein Fohlen zur Welt bringen, sie ist aber eigentlich erst mit dem vierten reif. Die Tragzeit beträgt elf Monate, genauer 12 Mondsmonate oder 48 Wochen oder 336 Tage; manche tragen aber nur 331, andere 394 Tage, jedoch ist dies nicht gewöhnlich; am häufigsten schwankt die Tragzeit zwischen 330 bis 340 Tagen. Das Junge wird, wenn es männlichen Geschlechts ist, als Hengstfohlen, wenn weiblichen, als Stutenfohlen bezeichnet, und behält diesen Namen bis zum vier-

ten Jahre, worauf es als Hengst, Stute ꝛc. unterschieden wird. Die Stute hat zwei Zitzen.

In unserer Geschichte des Hundes haben wir nachgewiesen, daß das männliche Elternthier, das die Erstgeburt erzeugt, auf die äußere Gestalt und den Charakter der nachgebornen Jungen, welche von andern Vätern erzeugt werden, einen bedeutenden Einfluß ausübt. Wir glauben, daß dieses geheimnißvolle Naturgesetz bei den Säugethieren weit verbreiteter ist, als man gewöhnlich vermuthet. Daß es auch beim Pferde sich als gültig erweist, ist durch die Erfahrung dargethan. Bell bemerkt ganz richtig, daß „die Wichtigkeit des Hengstes bei der Pferdezucht durch nichts klarer in die Augen springt, als durch die Thatsache, daß die Nachzucht der berühmtesten (Renn-) Pferde im Allgemeinen durch den Ruhm ihrer Väter sich als gut erhalten hat, denn unter den Descendenten des Eklipse waren nicht weniger als 364 Sieger auf der Rennbahn und die des Matcher Highfliers und anderer berühmter Pferde haben die eingeborene Vortrefflichkeit ebenfalls bewiesen.“ Die so sehr merkwürdige Thatsache aber, welche hierin einen Hauptbeweis liefert, und auf welche wir aufmerksam machen wollen, bezieht sich auf folgende Umstände, welche in den Briefen des verstorbenen Earl of Morton umständlicher geschildert, und in den Philosophical Transactions vom Jahre 1821 beschrieben sind. Offenbar lag dem Earl sehr viel daran, zwischen dem Pferd und dem Quagga ein Maulthier zu erzeugen, und zu diesem Zwecke bestimmte er eine herrliche Siebenachtelblut arabische Stute und einen schönen Quaggahengst. Das Produkt war ein weibliches Maulthierfohlen, das durch seine Gestalt und seine gestreifte Zeichnung entschieden seinen Ursprung vom Quagga beurkundete; sein Kopf war länger und breiter und sein Hals kürzer und weniger gebogen als bei der Vollblutstute; die Form der Kruppe war mehr eselartig und der Schweif sparsam mit Haaren besetzt. Die Stirne, der Hals, das Widerrist, sowie der Vorarm und die Hose hatten quaggaartige Streifen; ein schwarzer Aalstreif ging über den Rücken und die Mähne war dünn und grob; der Bastardcharakter war also evident. Das nächste Fohlen, das die Stute zur Welt brachte, war von einem arabischen Rapphengst; es war ein braunes Stutenfohlen mit einer kurzen steifen aufrechten Mähne gleich der des Quagga; Stirn, Hals, Schultern und Glieder hatten die entschiedenen Quaggastreifen und auf dem Rücken war ein schwarzer Aalstrich. Der Schweif war vollbehaart und die Gestalt in jeder Beziehung pferdeartig, es hatte $^{19}/_{20}$ arabisches Blut, allein mit der Mähne und den

Abzeichen des Quagga. Nun bekam diese Stute aus demselben Araberhengst ein braunes Hengstfohlen mit denselben Abzeichen, allein die Mähne war zwar lang, aber so steif und drahtartig, daß sie an der Seite des Halses einen Bogen bildete, ohne ihn zu berühren. Beide, das Stutenfohlen und das Hengstfohlen waren feurige, flüchtige und kräftige Thiere; die Portraits derselben befinden sich in dem Royal College of Surgeons.

Wir haben gesagt, das Pferd sei ein pflanzenfressendes Thier, allein es nimmt unter gewissen Umständen gleich andern Pflanzenfressern animalische Nahrung zu sich. In einigen Theilen Arabiens wird sowohl rohes als auch gekochtes Fleisch nebst Ueberbleibseln von des Herrn Tisch den Pferden gegeben, und ein Einwohner von Hamah versicherte dem Reisenden Burkhardt, er habe vor dem Beginn einer angreifenden Tour seinen Pferden oft gebratenes Fleisch gegeben, damit sie besser ausdauern sollten; derselbe besorgte, der Gouverneur möchte ihm sein Lieblingspferd nehmen, und daher fütterte er es vierzehn Tage lang mit nichts als gebratenem Schweinefleisch, das ihm solch ein feuriges Temperament beibrachte, daß es durchaus nicht mehr zu bändigen war, daher der Gouverneur davon abstand, es zu begehren.

Wir haben von der Wirksamkeit eines Beefsteake's gehört, wenn man es um das Gebiß befestige und also dem Pferde in das Maul gebe, wenn man Schnelligkeit und Ausdauer von ihm verlangen wolle; dies soll der berühmte Turpin bei seiner Rappstute benutzt haben, welche er in einer unglaublich kurzen Zeit von London nach York ritt.

In dem Edinburgh Journal of Natural History finden wir folgende Stelle: „Youatt versichert uns, daß in Auvergne dem Rindvieh, besonders wenn es krank und schwach ist, fette Suppen zur Stärkung gegeben werden. Dasselbe geschieht in einigen Theilen von Nordamerika, wo die Landleute im Winter ihrem Vieh ein Gemisch von fetter Fleischbrühe und Vegetabilien geben, um sie fähiger zu machen, die Unbilden der Witterung auszustehen.* Auch die englischen Thierärzte betrachten gute Fleischsuppe schon längst als ein Restaurativmittel für Pferde, welche durch lange Krankheit herabgekommen waren. Peall erzählt, es sei in einem Theile Indiens eine ganz gewöhnliche Praktik, unter das Korn, das

* In Schwaben geschieht es auch namentlich in der Nähe der Städte, daß dem Rindvieh Spühlicht gefüttert wird, diese Fütterung ist aber keineswegs besonders fett und theilt der Milch einen widrigen Geschmack mit; sie geschieht aus Noth, um anderes Futter zu sparen.
Anm. des Uebersetzers.

man schwachen Pferden gebe, animalische Nahrung zu mischen und diese Mischung zu einer Art von Paste zusammenzukochen, welche dieselben bald wohlleibig macht und ihre Kräfte neubelebt. Pallas berichtet uns, die russischen Bauern gebrauchen Hamsterfleisch, das sie getrocknet und gepulvert unter den Hafer mischen als Pferdefutter und bezwecken dadurch, daß ihre Pferde schnell einen außerordentlichen Grad von Wohlbeleibtheit bekommen. Anderson sagt in seiner Geschichte von Island, daß die Eingeborenen ihre Pferde mit getrockneten Fischen füttern, wenn die Kälte sehr intensiv sei und diese Thiere seien, obgleich klein, von sehr lebhaftem Temperament. Auch wissen wir, daß auf den Ferroe-, Orkney-, Westerinseln und in Norwegen, wo das Klima immer sehr rauh und kalt ist, dieses Auskunftsmittel in Anwendung kommt. Aber auch in einigen einem sehr warmen Klima angehörigen Länder, wie im Königreich Maskat im glücklichen Arabien, nahe bei der Meerenge Ormuz, einem der fruchtbarsten Theile Arabiens werden den Pferden in Zeiten der Futterklemme und bei kalter Jahreszeit Fische und andere animalische Substanzen gefüttert.

Es ist eine merkwürdige Thatsache, daß das Rennthier in Lappland den Lemming, ein kleines wanderndes Nagethier, verzehrt, welches oft zu Myriaden im Norden vorkommt, und nach Franklin pflegen die nordamerikanischen Rennthiere ihre abgefallenen Geweihe zu benagen und Mäuse zu fressen. Es könnte wohl sein, daß in diesen vom Eismeer begrenzten Regionen, welche so nahe am Polarkreise liegen, ein Antheil animalischer Nahrung als Lebensreiz für das von Moosen und Flechten lebende Rennthier nothwendig ist. Wir wissen ja, wie nothwendig für die Eingeborenen der Genuß des Thranes ist, und wie reichlich für sie in dieser Hinsicht die Vorsehung gesorgt hat.

Wir haben bereits die Hüfe des zu den Einhufern gehörigen Pferdes beschrieben, welche wir mit Hufeisen zu schützen pflegen. Dieses jetzt ziemlich allgemeine Verfahren geht offenbar nicht in das Alterthum zurück. In den ungeheueren Ebenen und Sandwüsten Centralasiens ist der unbeschlagene Huf für die Beschaffenheit des Bodens fest und hart genug. Hierauf scheint auch Jesaias anzuspielen, wenn er (5, 28) sagt: „seiner Rossen Hüfe sind wie Felsen geachtet,“ und Jeremias (47, 3.) „vor dem Getümmel ihrer starken Rosse so dahertraben.“

Eine Anmerkung des gelehrten Herausgebers der Pictorial Bible enthält in Beziehung auf die Stelle des Jesaias folgende Erklärung: „Die Anspielung auf die Härte der Pferde-

hüfe rührt wahrscheinlich von der Thatsache her, daß die Alten ihre Pferde nicht beschlugen, wenigstens keine Hufeisen aufnagelten, wie wir. Zwar gab es Pferdeschuhe von Leder, Gold und Silber, allein diese umfaßten den ganzen Huf und wurden umgebunden oder geschnürt, zumal aber nur bei manchen Gelegenheiten und selten gebraucht. Daher war die Härte des Hufhornes ein Gegenstand, den man sehr berücksichtigte, und Xenophon legt auf diesen Punkt viel Gewicht, indem er bemerkt, ein guter Huf müsse hart und hohl sein und, wenn er auf den Boden stampfe, tönen gleich einer Cymbel. Auch gibt er Mittel an, welche darauf hinarbeiten sollen, ein hartes Hufhorn zu erzeugen. Die Nothwendigkeit solcher harter Hüfe bei den Streitrossen war schon Homer einleuchtend, denn er gebraucht von ihnen immer den Ausdruck: „erzhufige Rosse."

Bei den Römern scheint bis zur Zeit des Julius Cäsar das Beschuhen der Pferde nicht Sitte gewesen zu sein. Von Nero sagt man, er habe seine Pferde mit Silberplatten, und von seiner zweiten Frau, der ruchlosen Poppäa, daß sie ihre Maulthiere habe mit Gold beschuhen lassen. Dies war kein Beschläg, sondern wahrscheinlich Schuhe; indessen spricht Sueton in seinem Leben des Caligula von eisernen Pferdeschuhen, welche mit Nägeln seien befestigt gewesen. *

Zaum und Zügel sind sehr alt (siehe Psalm 32, 9.); nichtsdestoweniger scheint es aber, daß sich manche Nationen des Alterthums weder dieses noch des Sattels und der Steigbügel bedient haben. Bekannt ist, daß die Numidier immer ohne Sattel ritten und zuweilen auch ohne Zügel; allein wir bekennen, daß es uns durchaus nicht klar ist, wie sie unter solchen Umständen fähig waren, im Getümmel der Schlacht ihre Pferde zu lenken.

Was den Steigbügel betrifft, so war er den alten Griechen und Römern unbekannt, und wenn wir nach den Basreliefs schließen dürfen, auch den Persern, Medern, Daciern u. s. w.; in der That behaupten einige, der Steigbügel sei vor dem elften Jahrhundert nicht in Gebrauch gekommen, allein Col. Smith glaubt, daß er bei den Angelsachsen schon im neunten Jahrhundert bekannt gewesen sei und schreibt dessen Erfindung den spanischen Sarazenen zu.

* Es ist aber dabei nicht gesagt, das diese an das Hufhorn angenagelt waren, es konnten solche Schuhe wohl hinter den Ballen mit Nägeln befestigt sein, ohne daß ein eigentliches Aufnageln statt fand; auch bedenke man, daß wenn von Nägeln die Rede ist, Clavus auch Spange oder Schraube heißt. Anm. des Uebers.

Ohne Zweifel wurde er nur allmählig angenommen und vielleicht ist sein Gebrauch noch jetzt nicht allgemein.

Man begreift leicht, daß es für einen bewaffneten Krieger immer schwer sein mußte, sein Schlachtroß ohne Steigbügel zu beschreiten, und daß um dieses zu erleichtern, manche sonderbare Hülfsmittel aufgesucht wurden. Man erzählt, daß Sapor, der König von Persien, den römischen Kaiser Valerian, seinen Gefangenen, gezwungen habe, niederzuknieen, und ihm als Aufsteigestein zu dienen, wenn er zu Pferde steigen wollte, und diese Art zu Pferde zu steigen war bei den orientalischen Herrschern lange Zeit an der Tagesordnung.

Sechstes Kapitel.

Von den hauptsächlichsten modernen Pferderacen.

So wie es in unseren Tagen über den Erdball verbreitet ist, diejenigen Regionen ausgenommen, wo totaler Futtermangel seine Einfuhr unmöglich macht — wie z. B. die traurigen Einöden des Polarkreises, bietet uns das Pferd in Beziehung auf Natur, Körperform und Farbe, höchst mannigfache Veränderungen dar. Wir haben das riesenhafte, schwere Bauernpferd, das kraftvolle Jagdpferd, das leichte sehnige Rennpferd, und den zwergartigen Pony, welche alle durch eigenthümliche Schönheiten und Vorzüge ausgezeichnet sind. Was die Farben betrifft, so unterscheiden wir: den Schimmel, den Falchen, den Fuchs, den Braunen, den Rappen, den Schecken und den Tiger. Beim Rappen, Braunen und Grauschimmel kommen nicht selten kreisförmige Zeichnungen von tieferer Farbe vor, was man geapfelt heißt. Beim Falchen zeigt sich nicht selten ein dunkler Aalstreifen über den Rücken, bei diesen bemerkt man aber niemals (?) die geapfelte Bildung; daraus, und weil sich bei diesen Farben oft an den Gliedern dunkle Streifen finden, schließt man auf einen bestimmten Ursprung dieser Thiere. Vielleicht könnte man auch hieraus auf einen Einfluß einer vorhergegangenen Kreuzung mit dem wilden Esel schließen, dessen Charakter sich hier und da in den vermischten Abkömmlingen äußern würde; allein gegen diese Annahme streitet die ausgezeichnete Länge und Fülle der Mähne und des Schweifes, während auf der andern Seite wenige Naturforscher geneigt sind, anzunehmen, daß die Pferderacen unerachtet ihrer Verschiedenheit, von mehr als einer Gattung abstammen. Dies ist ein Gegenstand, über den wir keine positiven Data haben, und es ist völlig nutzlos, mitten in der Ungewißheit Theoreme aufzustellen. Verschiedenheit in der Farbe kann als Beweis für constante Racen, aber nicht für bestimmte Species gelten.

Das arabische Pferd. Als das edelste unter den edeln, als dasjenige Pferd, welches mehr als jede andere Race zur Vervollkommnung des englischen Rennpferdes beigetragen hat, steht das Pferd des arabischen Beduinen da, welches zuerst unsere Aufmerksamkeit in Anspruch nimmt.

Wir glauben hinlänglich gezeigt zu haben, daß in dem frühesten Alterthum, die in Arabien hausenden Nomaden, keine Pferde besaßen, und daß ihre Reichthümer in Kameelen, Ochsen, Eseln, Schafen und Ziegen bestanden. Esau war ein Jäger, daher wir zu dieser Liste von Thieren den Hund beisetzen können, der für die Bewachung der Schaf- und Rinderheerden, und zur Abwehr der Raubthiere von denselben nothwendig war. Woher bekam aber Arabien seine Pferde? Stammen sie von der ägyptischen Race, mit welcher Salomo, das mosaische Gebot nicht achtend, seine Ställe anfüllte oder wurden sie durch die Scythenstämme von Hochasien eingeführt, welche in verschiedenen Zeiten zu Roß und zu Wagen sich einen Weg dahin bahnten, und die Stämme der Wüste unserer Zeit hervorbrachten. Vielleicht stammt es aus verschiedenen Ländern: von Parthien, Medien, Persien und Aegypten, woher auch Nubien, Numidien und das nördliche Afrika seine prächtigen Pferde erhielt. In Arabien hat, wie bekannt ist, das Pferd niemals eine größere Rolle gespielt, als das Kameel; und Einige haben versichert, daß um die Zeit der Hedschra (der Flucht Mahommeds nach Medina, im Jahre 622 n. Chr.) in diesem Lande nur wenige Pferden existirten, eine Versicherung, welche durch Burkhardt sehr unterstützt wird, indem er sagt: es sei keineswegs unter der wahren Schätzung, wenn man die Zahl der Pferde in Arabien, bis zu der Grenze von Syrien und an den Euphrat auf 50,000 annehmen — eine Annahme, welche weit unter der Ziffer ist, welche ein gleiches Areal in Europa oder Asien an Pferden liefern würde. Wir glauben, daß von denjenigen Arabern, welche an den Ufern des rothen Meeres wohnen, beinahe ausschließlich Kameele gebraucht werden, daß aber das Gegentheil bei den nomadischen Beduinen der Fall ist. In der arabischen Romanze vom Antar, der eine historische Person war und um den Anfang des sechsten Jahrhunderts lebte, bietet sich uns ein lebhaftes Gemälde der equestrischen Sitten der wilden Araber dar, in herrlichen, mit orientalischer Pracht ausgestatteten Schilderungen von Pferden und Reitergefechten. Auch muß man sich daran erinnern, daß nach der Zerstörung von Jerusalem sich ein großer Theil der Juden nach Arabien zurückzog, wo sie der lockern Verbindung und der Eifersucht der eingeborenen Stämme es verdankten,

daß sie zu beträchtlicher Macht gelangen konnten. Manche derselben nahmen die wilden Sitten der Wüste an, und erwählten ein wanderndes Leben, das mit allen seinen Gefahren und wechselnden Abenteuern verbunden war. Es hat sich in der Hammasa noch ein Gedicht von einem jüdischen Beduinen erhalten, welches den echten Geist arabischer Ritterschaft athmet. Diese wandernden, auf Abenteuer ausgehenden Beduinen waren Reiter und waren es vor den Zeiten Mahomeds, unter seinem Banner aber schwollen sie an, gleich einem Bergstrome, überfluteten die benachbarten Nationen, und bekehrten sie mit Hülfe des Speers und des Schwerts. Colonel Smith führt als Beweis dafür, daß sie schon in den frühesten Zeiten das Pferd besaßen, an: „Wir erinnern an Hirtius (de bello Alex.), wo gesagt wird, Cäsar habe einen arabischen Regulus, mit Namen Malchus, das heißt Melek, nach einer Kavallerieverstärkung abgesendet; später aber noch lange vor der Hedschra, hören wir von einem Kriege von vierzigjähriger Dauer zwischen den Stämmen Abs und Dobian, welche unbestrittenermaßen wegen eines Streites über den Sieg beim Wettrennen zweier Pferde, Dahes und Ghabra, entstand.“

Die Araber unserer Tage haben drei Pferderacen: die Attechi, die Kadishi, und die Koheili oder Kohlâni. Die beiden ersteren haben keinen Werth von Erheblichkeit, und werden nur zu gewöhnlichen Arbeiten verwendet. Die Kohlâni bilden die edle Race, welche selbst wieder in fünf Schläge zerfällt, und deren jeder zahlreiche Familien zählt. Von diesen Kohlâni behaupten einige Araber, sie stammen von den fünf Lieblingsstuten des Mahomed her, andere dagegen bestreiten diese Abkunft, und wollen die Genealogie bis auf die Pferde Salomo's zurückführen; noch andere aber schreiben die Abkunft der erlesensten Racen, den Hengsten und Stuten alter nomadischer Häuptlinge zu, deren Namen sammt denen ihrer Rosse, die Araber stets im Munde führen. Sei dem nun wie auch wolle, die Geschlechtsregister mancher Stuten vom edelsten Blut, gehen laut gut attestirten Dokumenten bis auf mehre Jahrhunderte zurück.

Dabei muß man aber bedenken, daß die Araber bloß Stuten reiten, und sowohl von diesem Umstande, als auch von dem genauen Verständniß, das zwischen Reiter und Pferd stattfindet, welches letztere wie ein Mitglied der Familie betrachtet wird, so wie wegen dem Stolz, den er in die Eigenschaften und auf die edle Ahnenschaft seiner Stute legt, ist es sehr schwer, eine zum Kauf zu erhalten; in der That gilt es als ein Verbrechen, eine Stute an einen Fremd-

ling abzugeben. Hengste kann man eher und um einen billigeren Preis bekommen, obgleich dieser schon sehr hoch ist. Von diesen werden manche durch die Türken aufgekauft, und viele kommen auf die Märkte von Basrah und Bagdad, um nach Indien verhandelt zu werden. In den Jahren 1810 bis 1816, wechselte der Preis eines arabischen Pferdes von 10 bis 120 Pfund Sterling; seither aber sind die Preise sehr gestiegen.* Selbst die Araber bezahlen für eine berühmte Stute, welche nicht an Fremde verkauft werden darf, über 200 Pfund Sterling (2400 Gulden), ja sogar die Summe von 500 Pfund (6000 Gulden) wurde schon bezahlt, was wenn man den Werth des Geldes in Arabien und Syrien in Rechnung bringt, ungeheuer ist. Burkhardt erwähnt einen Scheikh, der eine Stute von großer Berühmtheit hatte, für deren halben Antheil am Eigenthumsrecht er 400 Pfund (4800 Gulden) bezahlte.**

Bei der Geburt eines Fohlens von edler Abkunft, ist es

* Diese Angabe stimmt mit der des Col. Smith nicht überein, welcher uns mittheilt, daß im letzten Jahrhundert die Hengste der folgenden Abkunft weit höher bezahlt wurden. Die vom Stamm El-Nagdi, welche in der Nähe von Bassora aufgezogen wurden, erhielten Preise von 800 Piastern; eine Stute von dieser Abkunft wurde zu Acre um 15,000 Piaster verkauft. Der Piaster wird etwa zu 2 Franken oder 1 Gulden berechnet. Die vom Stamm Guelfe aus Yemen wurden verkauft zu etwa 4000, die vom Stamm Seklavy aus der östlichen Wüste ebenfalls zu 4000, die vom Stamm El-Mefki vom Distrikt Damaskus zu 3000, die vom Stamm El-Sabi etwa zu 2000 Piaster, die vom Stamm El-Trebi zu 900 oder 1000 Piaster. Außer diesen berühmten Stämmen werden die Monaki und Shehuhi von Yemen, die Roswallas vom Stamm Benilam und die Mualis im Süden von Palmyra sehr hochgeschätzt Außer diesem sind die bekannten Nedschids, welche in der Provinz gleichen Namens gezüchtet werden und in fünf große Stämme zerfallen, von hohem Werthe.

** Dieses Verhältniß von einem halben und zuweilen Drittels-Antheil an einem Pferde ist sehr sonderbar. Wie man weiß, wird eine Stute von durchaus alter und edler Abkunft selten unter andern Bedingungen verkauft als denen, daß der Verkäufer die Hälfte oder zwei Drittel an dem Eigenthumsantheil sich vorbehält. Verkauft er sie halb, so bekommt der Käufer die Stute in den Stall, ist aber verpflichtet, dem Verkäufer das erste Stutenfohlen zu überlassen, oder er kann dieses für sich behalten und die Stute zurückgeben; hat dagegen der Araber bloß ein Drittel der Stute verkauft, so nimmt sie zwar der Käufer auch in Besitz, aber er muß dem Verkäufer die zwei ersten Stutenfohlen oder eines derselben und die Stute zurückgeben Die nachfolgenden Stutenfohlen gehören dem Käufer, sowie auch alle Hengstfohlen, welche im ersten sowie im folgenden Jahre die Stute zur Welt bringt Daher kommt es, daß die meisten edeln hochgültigen Stuten der Araber das Eigenthum von zwei oder drei, ja oft einem halb Dutzend Leuten sind. Zuweilen wird eine Stute mit der merkwürdigen Bedingung verkauft, daß der Besitzer alle Beute, welche er erobert, mit dem Verkäufer theilen muß.

gebräuchlich, daß der Besitzer eine Anzahl glaubwürdiger Zeugen versammelt, und ein National (Beschreibung der Abzeichen) des Fohlens aufsetzt, nebst den Namen seines Vaters und seiner Mutter, welches sodann attestirt wird. Dieses Certifikat edler Abkunft (der Adel der Elternthiere wurde in ihrer Jugend auf ähnliche Art bezeugt, und ist im Allgemeinen wohl bekannt) kommt häufig in eine kleine lederne Tasche, und wird dem Fohlen um den Hals gehangen, damit es vorgezeigt werden kann, wenn es verlangt wird.

Das weit berühmte arabische Pferd ist eher von kleiner, als großer Statur, selten größer als 14½ bis 14¾ Faust, von schlanker und sehniger Bildung, mit sehr schön angesetztem Kopf, und voll Leben und Feuer. Die Augen sind groß, hell und offen; die Stirn ist kurz und viereckig, die kleinen und spitzen Ohren stehen weit auseinander, das Maul ist kurz und fein, mit großen, offenen Nüstern; der Hals ist schön gebogen (Schwanenhals), die Brust hat ein mäßiges Volumen, und ist besonders hinter dem Ansatz der Vorderfüße weit, so daß die Lungen gehörigen Spielraum haben, der Schweif ist hoch angesetzt und wallt gleich der Mähne, die Glieder sind zart und in den Gelenken gut mit einander verbunden, die Fesseln schief und federkräftig, und die Hüfe klein und hart. Die hinteren Gliedmaßen stehen sehr gut im Sprunggelenk, die Muskeln treten entschieden markirt hervor, und die feine Haut ist von einem sichtbaren Netzwerk von schwellenden Venen erfüllt. Jede Bewegung wird leicht, fest und mit ausnehmender Freiheit ausgeführt, und obgleich das arabische Pferd, wenn es auf kurze Strecken gilt, dem englischen Rennpferd an Schnelligkeit nicht beikommt, so ist seine Ausdauer bei weitem größer, und es vermag sich bei knapper Kost kräftig zu erhalten. Das ist das Bild des mit so großem Recht hochgeschätzten arabischen Pferdes.

In der Behandlung seines Pferdes weicht der Araber vom englischen Pferdewärter ungeheuer ab. Die Fohlen werden mit Kameelsmilch ernährt, und man sieht sie an der Seite ihrer großen Pflegmütter, an welche sie sich sehr anhänglich erweisen, oft hergaloppiren. Sie bilden einen Theil der Familie des Beduinen, und werden mit den Einwohnern des Zeltes auf das Innigste vertraut, sie kommen wenn man sie beim Namen ruft, und bezeigen sich so gescheit und gelehrig wie ein Hund. Die Hengstfohlen werden mit dem Alter von zwei Jahren angewöhnt und zugeritten, der Sattel kommt alsdann selten von ihrem Rücken. Das Pferdefutter besteht aus fünf bis sechs Pfund Bohnen oder Gerste, nebst einem kleinem Antheil an Strohhäcksel; es wird bloß

Morgens und Abends gefüttert und erhält dabei etwas Wasser, einige Datteln und Kameelsmilch oder Grünfutter. Das ganze Jahr hindurch, sowohl Sommers als Winters, bleibt das Thier der Luft ausgesetzt, indem man es unter Tags an das Zelt anbindet oder auch in dessen Umgebung frei laufen läßt. Wenn sein Herr reiten will, so darf er ihm nur rufen. Bei Nacht schläft es mitten unter der Beduinenfamilie, wo es sich weder vor Jemand fürchtet, noch Jemand etwas zu Leide thut. Zu jeder Zeit ist es bereit, mit seinem Herrn auf dem Rücken durch die Wüste zu jagen, bloß geleitet durch ein Halfter,* und strengt, wenn es die ermahnende Stimme des Reiters hört, seine Muskeln auf das Aeußerste an. Eine Strecke von 50 engl. Meilen (etwa 17 Stunden) jagt die feurige Stute des Beduinen in voller Kraft dahin, ohne zu halten, mit glänzenden Augen, weiten Nüstern und herrlich in ihrer Vollkommenheit — ja man hat von Pferden gehört, die mit kurzer Rast und wenig Futter 120 Meilen (40 Stunden) zurückgelegt haben, und — man merke wohl — dies thun Thiere, welche in des Herren Zelt fromm sind wie Lämmer und anhänglich wie Hunde.

Colonel Hamilton Smith spricht von einer Wette, von der vor einigen Jahren in den Zeitungen die Rede war, wo ein arabisches Pferd zu Bungalore, in der Präsidentschaft Madras, in vier Tagen einen Weg von 400 Meilen (133 Stunden) zurücklegte. Derselbe berichtet nach Frazer ein noch schlagenderes Beispiel von dem Feuer der Schnelligkeit, Ausdauer und Kraft des arabischen Pferdes: Frazer legte die Strecke zwischen Schiras und Teheran, von 522 Meilen (180 Stunden) auf dem Araber des Aga Bahram in sechs Tagen zurück, hielt drei Tage Rast, kam in fünf Tagen wieder zurück, blieb neun Tage zu Schiras und kehrte in sieben Tagen wieder nach Teheran zurück. Ein anderes Pferd des Aga trug ihn von Teheran nach Kum, eine Strecke von 84 Meilen (28 Stunden) in etwa zehn Stunden, denn er ritt mit der Morgendämmerung im Frühjahr weg, und war zwei Stunden vor Sonnenuntergang an Ort und Stelle. Dies sind aber nur die ausgezeichnetsten Pferde von arabischem Vollblut zu leisten im Stande.

Es ist nicht zu verwundern, daß die Araber ihre Pferde lieben, da diese mit solch edeln physischen und psychischen Eigenschaften begabt sind, und Mahomed hat diese Ge-

* So viel bekannt, haben übrigens die Araber sehr scharfe Stangenzäume. Anm. d. Uebersetzers.

Fig 12. Arabisches Pferd.

fühle den Muselmännern mit den Worten eingeprägt, welche er über das Pferd sagt: „Du sollst für den Menschen eine Quelle von Glück und Reichthum sein — dein Rücken sei der Sitz der Ehre und dein Bauch die Quelle des Reichthumes; — jedes Gerstenkorn, das man dir gibt, soll für den Sünder Vergebung erkaufen" Hiezu kommen noch die Gesetze der Humanität und des liebevollen Betragens gegen die Thiere, welche der Koran gebietet und zu deren Befolgung sich alle Muselmänner von Natur hingezogen fühlen. In Beziehung auf das Pferd aber kennt ihre Zuneigung keine Grenzen, und erscheint, wenn wir nicht den orientalischen Gefühlen und deren Sprechweise Rechnung tragen, gegenüber von unserer Kälte extravagant.

D'Arvieux beschreibt die Gefühle eines Arabers gegen seine Stute, welche er unter der Bedingung der Theilhaberschaft an einen Marseiller Kaufmann verkauft hatte. Die Stute, welche von der edelsten Vollblutrace abstammte, hieß Tuissa, sie war jung, von auserlesener Schönheit, und der Kaufmann hatte seine Theilhaberschaft mit 1200 Kronen bezahlt. Der Kaufmann hatte ihre ganze Genealogie, welche von väterlicher und mütterlicher Seite einen fünfhundertjährigen und öffentlich beglaubigten Stammbaum auswies. „Ibrahim — so hieß der Araber — machte in Rama häufige Besuche, um diese Stute, welche er außerordentlich liebte, zu besuchen. Ich habe oft das Vergnügen gehabt, ihn zu betrachten, wie er sie streichelte und küßte und dabei vor Lust jauchzte. Da umarmte er sie, rieb ihr mit seinem Taschentuch die Augen aus und sagte ihr tausend Liebkosungen und Segenssprüche, während er mit ihr sprach: Du mein Augapfel! meine Seele! mein Herz! Muß ich denn so unglücklich sein, dich an einen fremden Herrn verkaufen zu müssen, und bin nicht im Stande, dich allein zu halten! Ich bin arm, meine Gazelle! Du weißt es wohl, mein süßes Leben, daß ich dich aufgezogen habe, wie mein Kind; ich habe dich nie geschlagen, nie gescholten, sondern dich lieb gehabt wie meinen Augapfel! Gott erhalte dich, meine Theuerste! Du bist schön, du bist süß, du bist liebreich! Gott bewahre dich vor dem bösen Blicke! — In dieser Weise fuhr er fort, sagte ihr tausend ähnliche Dinge, und endlich umarmte er sie, küßte sie auf die Augen und nahm, als er fortging, den zärtlichsten Abschied von ihr." Oft sind aber auch arme Beduinen durch die verführerischsten Anerbietungen nicht dazu zu bewegen, sich von ihrer Stute zu trennen. Zu Zeiten Ludwigs XIV. trat der französische Consul zu Said mit einem armen Beduinen in Unterhandlung wegen des Kaufes einer herrlichen

Stute, die dessen Vermögen ausmachte, und zwar aus Auftrag seines Königes, für den das Pferd bestimmt war. Der Araber war lange Zeit unschlüssig, endlich aber gab er, da ihm eine sehr hohe Summe angeboten wurde, seine Zustimmung zu dem Handel. Indessen wagte es der Consul nicht, ohne nähere Instruktion eine so starke Zahlung zu machen, und schrieb deßhalb nach Versailles, um über den stipulirten Kaufschilling verfügen zu können. Der König gab Ordre, das Geld auszuzahlen. Nun gab der Consul dem Araber sogleich Nachricht hievon, der auch alsbald auf seiner prächtigen Stute erschien, und das Gold, das er verlangt hatte, wurde ihm aufgezählt. Der Araber, der mit elenden Lumpen bedeckt war, stieg ab, sah auf das Gold, seufzte, blickte nach seiner Stute und redete sie folgendermaßen an: Wem soll ich dich jetzt überlassen? Europäern, die dich kurz anbinden, die dich schlagen, die dich elend machen werden? Kehre zurück mit mir, meine Schöne, mein Liebling, mein Juwel und erfreue die Herzen meiner Kinder!" Nach diesen Worten sprang er auf ihren Rücken und galoppirte in vollem Laufe der Wüste zu.

Auch d'Arvieux erzählt eine Anekdote von ähnlichem Charakter Monro gibt auch Nachricht von dem großen Widerstreben, mit welchem die Araber in den Verkauf ihrer Stuten einwilligen: „Bei meinem Ausflug an den Jordan, ritt einer der Araber von der Eskorte, ein großer Gauner, eine sehr schöne Schimmelstute. Ihre großen feurigen Augen, ihre schöne offene Stirne, und ihr kleiner feingebildeter Kopf, nebst zarten Lippen und weiten Nüstern zeichneten sie vor allen aus. Ihre Rippen, Schenkel und Schultern boten den Anblick des edelsten Modelles dar, die Knochen erschienen ausgeprägter als sonst bei den syrisch arabischen Pferden, und ihr steter Gang hatte das eigenthümlich aristokratische Auftreten edler Pferde, so wie die Art, wie sie den Schweif trug, sich als ein untrügliches Zeichen von guter Abkunft bewies. Ich fragte nach dem Preis, nachdem ich aber die verlangte Summe bewilligt hatte, begehrte der Araber ein Drittel weiter. Nach vielem Hin- und Herreden war ich auch damit einverstanden, allein er verlangte wieder einen ähnlichen Aufpreis. Dies ist ohne Ausnahme Handelspraktik der Araber, und ist mir beim Miethen der Pferde oft vorgekommen, denn wenn man über den Miethzins einig geworden war, und sie bildeten sich nach etwa zwei Tagen ein, sie hätten mehr bekommen können, so bekümmerten sie sich nicht mehr um den Vertrag, sondern vergrößerten ihre Forderung. Daher setzte ich meine Handelsversuche nicht weiter fort; der

Araber aber versicherte mir, er liebe seine Stute mehr als sein eigen Leben, und Geld habe er nicht nöthig, denn wenn er auf ihr sitze, so fühle er sich so reich als ein Pascha. Schuhe und Strümpfe hatte er nicht, und der wahre Werth seiner Kleidung und sonstigen Effekten mochten sich ungefähr auf siebenzehn Batzen belaufen."

Der Beduine oder Bedawi macht aus seiner Stute das, was wir aus unserem Hund machen, nämlich einen Hausfreund, und das Thier versteht auch seines Herrn Worte und Handlungen. Wenn er auf seinem Pferde durch die Wüste rennt, so reicht ein Wort hin, um es im vollen Rennlauf zu pariren, eine Berührung der Hand, um es auf das Aeußerste anzuspornen. Wenn er seinen Speer oder irgend einen anderen Gegenstand verliert, so hebt ihn das Thier mit seinen Lippen auf und übergibt ihn dem Herrn. Es ficht, um ihn zu vertheidigen, und weckt ihn, wie man sagt, bei Annäherung von Gefahren vom Schlafe auf. Gewöhnt an beinahe unglaubliche Anstrengungen, ernährt mit geringen Rationen, den Wechselfällen der Witterung ausgesetzt, scheint das arabische Pferd wie geschaffen für die nomadische Räuber, welche sich seines Besitzes rühmen. Es verbindet in der glücklichsten Weise Schnelligkeit, Energie, Muth, Gelehrigkeit und Ausdauer, und daher gibt es weder in Europa, noch in Asien, noch in Nordafrika irgend einen berühmten Pferdeschlag, welcher nicht großentheils von dem arabischen abstammte. Das englische Vollblutpferd verdankt der Vermischung mit arabischem Blute seine Vollkommenheit.

Außer dem echten arabischen Pferde findet man in Syrien das turkomanische oder Turkypferd und das Kurdypferd. Das turkomanische Pferd hat seine Schönheit und seine guten Eigenschaften von dem arabischen, ist aber größer, in Beziehung auf Ausdauer jedoch beinahe gleich. Seine ganze Erscheinung ist edel und kriegerisch, und die prächtigen Sättel und Geschirre der Osmanen tragen viel dazu bei, seine Gestalt zu heben. Im Allgemeinen ziehen die Osmanen diese Race der reinen — mehr schmächtigen — arabischen vor, und reiten ihre Pferde so zu, daß sie nicht nur mit großer Grazie gehen, sondern vom Stehen weg im Galopp ansprengen, leicht voltiren, sich wenden und in vollem Rennlauf pariren. Sie spielen die gefährlichen Spiele des Dscherid, wobei sie Kugeln gegen einander schleudern, zu Pferd auf ihren wohldressirten Thieren, welche auf die leiseste Berührung vom Zügel oder Sporn gehen. Freilich ist das Gebiß, dessen sie sich bedienen, furchtbar scharf, und drückt den Hinterkiefer, wenn der Zaum stark angezogen wird, gewaltig

Fig. 13. Turkomanisches Pferd.

zusammen; das weiß das Pferd nur zu gut, und man bedarf daher nur der geringsten Berührung des Zügels, um es gehorsam zu machen.

Die Kurdyrace steht zwischen der turkomanischen und der reinen arabischen, sie hat viel von der Leichtigkeit und Flüchtigkeit der letzteren und ist sehr schön und sehr ausdauernd. Diese Race kommt in ganz Persien vor und wird dort sehr geschätzt.

In der Behandlung ihrer Pferde weichen die Turkomanen beträchtlich von den Beduinen ab. Der Verfasser der Geschichte von Palästina sagt: „In Syrien und überall im westlichen Asien leben die Pferde von nichts Anderem als Gerste und Strohhäcksel; sie werden regelmäßig Morgens und Abends gefüttert und fressen in der Zwischenzeit meistens nichts. Im Stall wird ihnen das Futter in Trögen vorgelegt, im Freien aber in härene Futtersäcke gethan, welche so an dem Halfter befestigt werden, daß das Pferd leicht daraus fressen kann. Im Frühjahr werden die Pferde 20 bis 50 Tage lang mit grüner Gerste gefüttert, welche zu der Zeit geschnitten wird, wo das Korn in die Aehren zu schießen beginnt. Dies nennt man auf Gras setzen, und während dieser Zeit tüdern die Thiere beständig in freier Luft; die ersten acht oder zehn Tage lang werden sie weder geritten noch gestriegelt, noch herumgetrieben. Nachher reitet man sie wie gewöhnlich, allein nur wenig, da sie während der Grasperiode nicht viel arbeiten sollen. Einige füttern ihre Pferde mit geschnittener grüner Gerste in ihren Hofräumen, aber man glaubt allgemein, daß das Tüdern auf den Gerstenäckern, wo sie durch einen langen ledernen Riemen auf einen bestimmten Platz confinirt sind, ihnen besser bekommt. Man glaubt, daß diese Graskur für die Gesundheit der Pferde von großem Einfluß ist, und daß sie dadurch ein glänzendes Haar bekommen. Anstatt der Streu bewirft man den Stallboden mit Ueberbleibseln von Futter, nebst Pferdemist, welchen man an der Sonne getrocknet hatte.“ Die Stute des Beduinen kennt solchen Luxus nicht, sie hat keinen Stall, bekommt nicht das Luxusfutter der grünen Gerste und wird nicht gewartet, aber sie wird auch nicht in der Schule der Reitbahn gedrillt. Statt des Grünfutters dienen die ärmlichen Kräuter der Wüste; Datteln und Kameelmilch, etwas Gerste und Strohhäcksel macht ihr Stallfutter aus. Der blaue Himmel ist ihr Stall, mit der Ausnahme, wenn sie ein Fohlen säugt, denn dann darf sie in das Zelt des Herrn. Vom Striegel weiß sie wenig, auch lehrt man sie keine graziösen Schritte machen; wenn sie das rechte Alter

hat, besteigt sie ihr wilder Herr, und fegt mit ihr dahin über die Wüste, bis sie ermattet nach dem heimischen Zelte kommt, wo sie von den Gliedern der Familie gehätschelt wird und bekannte Stimmen sie trösten. Ihr Herr ist stolz auf sie, allein Stolz ist nicht das einzige, was er fühlt; Zuneigung, Liebe mit dem wärmsten Interesse für ihr Wohlergehen. Er kümmert sich nicht viel um prächtige Schabracken, noch um künstliche Gangarten; es genügt ihm, daß sie flüchtig und treu sei und ihn wie ein Sturmwind zum Raube trage.

Während die benachbarten Völker die Hengste für den Reitdienst vorziehen, wählen die Beduinen sich Stuten; den Grund hiefür sucht man in der größeren Geduld und Ausdauer der letzteren, und besonders auch darin, weil die Stuten nicht wie die Hengste, den Herrn, der, an seinen Feind heranschleichen und ihn jählings überfallen will, durch Wiehern verrathen. Dies war offenbar anfänglich der Grund hiezu, und die Gewohnheit hat dieses Verfahren allgemein eingeführt.

Das persische Pferd. — In Persien kommen verschiedene Pferderacen vor, welche alle mehr oder weniger mit arabischem Blute gekreuzt, im Allgemeinen aber größer und grobknochiger sind; manche sind wundervolle Kavalleriepferde, andere dagegen Klepper ersten Rangs, indem sie große Sicherheit auf den Füßen und außerordentliche Ausdauer besitzen. Major Keppel führt ein Beispiel eines Courriers an, den er zwischen Kermanschar und Hamadan, welche 120 englische Meilen von einander entfernt sind, begegnete und der diese Reise, welche durch ein rauhes Gebirgsland führt, in etwas über 24 Stunden zurücklegte, den nächsten Morgen aber auf demselben Pferd nach Teheran ritt, das 200 Meilen weiter ist, und dachte, diesen Ort am zweiten Tage zu erreichen.

Die Chausseen, oder besser, geschlagenen Wege in Persien sind bekanntlich schlecht und rauh, die aber, welche über Gebirge führen, können wohl den kühnsten Reiter besorgt machen; allein der Perser vertraut auf den sichern Fußtritt seines Pferdes und galoppirt furchtlos drauf los, als ginge es über den ebensten Rasengrund. Die Perser sind von Kindheit an Reiter und sind der Ansicht, daß ein Pfad, der für eines Menschen Fuß sicher ist, es auch für den des Pferdes sein muß. Daher reiten sie unbesorgt über felsige Abhänge und steinige Bergpfade dahin, und ihre Pferde sind diese schwierigen Wege so gewöhnt, auf welchen andere, die nur Ebenen und sanfte Ansteigungen gewöhnt sind, nicht fortkommen würden, daß selten ernstliche Unfälle vorkommen. Vierzig bis fünfzig englische Meilen im Galopp über solche Pfade zu reiten, ist etwas ganz Gewöhnliches, und in der

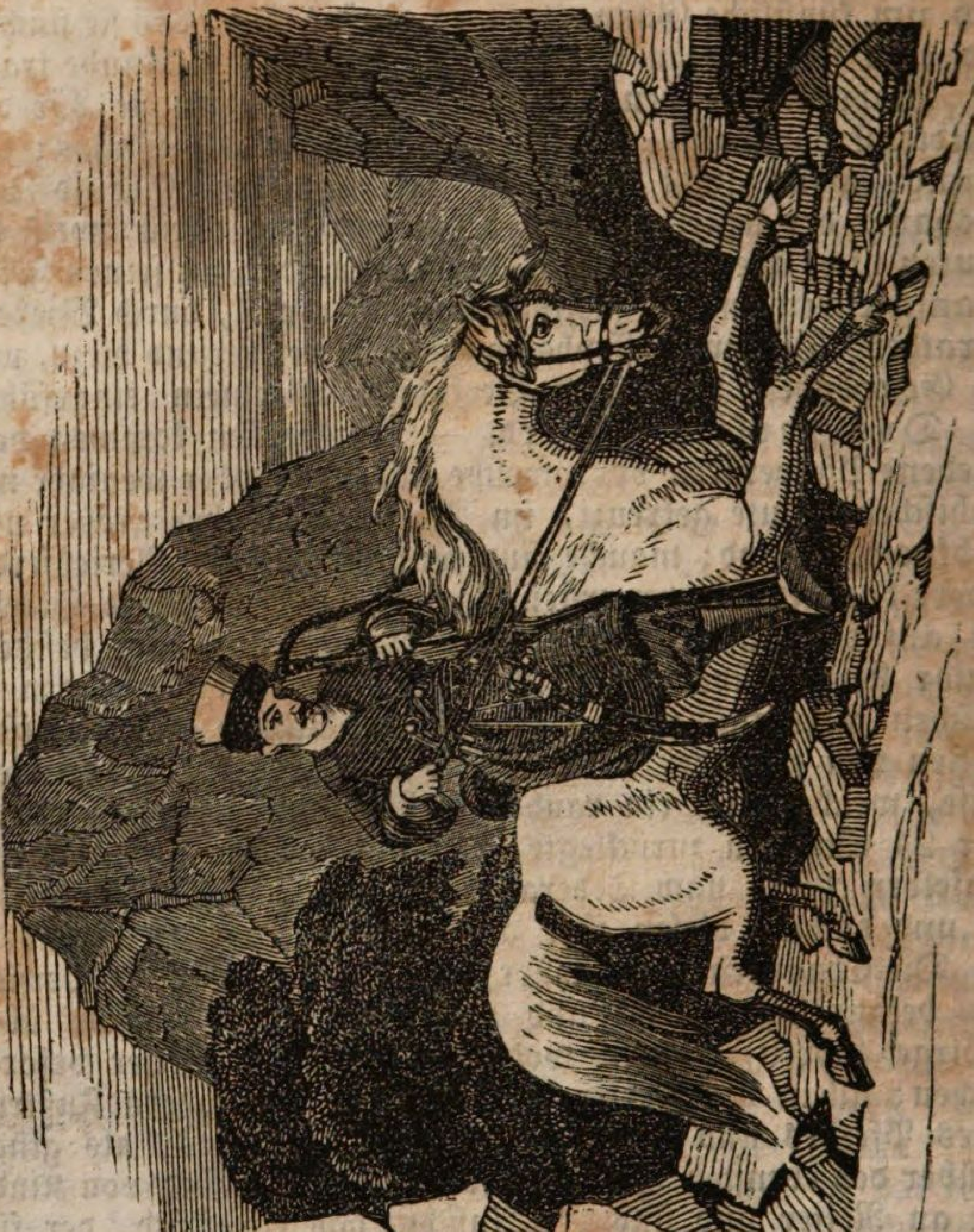

Fig. 14. Tatarischer Courrier.

That, selbst persische Pferde von geringerer Race machen mit Lasten von mehr als 300 Pfund auf dem Rücken außerordentliche Tagemärsche, indem sie in der Ertragung von Strapazen eine ungemeine Ausdauer beurkunden. In Persien werden die Pferde mit feinem Strohhäcksel und Gerste gefüttert, und man gibt ihnen ihre Ration selten anders als Morgens und Abends; etwa eine Stunde nach jedem Futter bekommen sie Wasser; auch versieht man sie in den rauheren Jahreszeiten sorgfältig mit Decken. Bei warmem Wetter werden sie unter Tags im Schatten der Zelte oder der Bäume gehalten und kommen bei Nacht in Gehöfte oder Stallungen, wo sie mittelst Fesselriemen so befestigt werden, daß sie nicht an einander kommen und sich schlagen können, denn sie sind sehr geneigt zu streiten und kämpfen oft furchtbar mit einander; die Kampflust der persischen Hengste ist oft nicht zu bändigen. Trotz aller dieser Sorgfalt kommen sie zuweilen los und dann entsteht ein schrecklicher Kampf, sie beißen und schlagen gegen einander in der wüthendsten Weise und sind nicht ohne die größte Schwierigkeit und Gefahr von einander zu trennen. Ihr gegenseitiger Haß ist aber nicht auf solche Gelegenheiten beschränkt, denn auch in den Reitereigefechten scheint die Kampflust der Reiter auf die Pferde überzugehen, und während jene ihre Säbel schwingen, zerren sich diese mit den Zähnen herum. Das Feuer dieser Pferde macht es oft schwer, sie gehörig zuzureiten und anzugewöhnen. Morier erwähnt einer sonderbaren Methode, welche er in einem Theil von Persien ausüben sah, um über das Temperament eines sehr bösen Pferdes Herr zu werden, wo andere Hülfsmittel von keiner Wirkung waren. Man zog dem Pferde einen Beißkorb an und ließ es ledig in einer Koppel gehen, dann ließ man zwei andere Pferde hinein, welche, da sie keinen Beißkorb hatten, es nach Lust angreifen konnten. Diese Schule schlug so gut bei ihm an, daß es ein ganz ander Thier wurde und sich eben so ausgezeichnet an Gelehrigkeit erwies, als vorher an hartnäckiger Wildheit.

In Persien gibt man den Pferden anstatt der Streu getrockneten und gepulverten Roßdung, und Morgens und Abends werden sie mit Strohwischen abgerieben. Sie werden auch regelmäßig eingeübt, und wenn man sie, um ihre Schnelligkeit und Ausdauer zu erproben trainirt, so läßt man sie schwitzen, so daß sie außerordentlich mager werden. Tscherkessische, turkomannische und Kurdypferde sind sehr gesucht, und an der Küste des persischen Golfes ist eine Pferderace von weißer Farbe mit schwarzbraunen Flecken von großem Werthe.

Das persische Gebiß ist sehr scharf und der Bügel besteht dort aus einem flachen Eisenstück, das etwa sechs Zoll lang und vier breit ist, die Seiten sind aufgebogen und haben scharfe Ecken, welche anstatt der Sporen an den Flanken des Pferdes gebraucht werden; auch bedienen sich die Perser langer und schwerer Peitschen und lieben prachtvolle Schabracken. Ihre Saumrosse und Maulthiere werden mit Rollen und Schellen aufgeputzt, so daß ein beständiges Geklingel dadurch entsteht. Die Packpferde in England so wie die schweren Zugpferde putzte man früher auch so heraus, dies ist aber jetzt außer Gebrauch gekommen.

Das türkische Pferd. Die türkische Pferderace ist vorzugsweise tatarischer und arabischer Abkunft, bei den besseren herrscht aber das arabische Blut vor. Viele dieser Pferde zeigen ein auserlesenes Ebenmaß der Körperverhältnisse, sie sind voll Feuer und Temperament, zugleich aber sehr fromm. Sie haben indessen weniger Ausdauer als die echten Araber.

Das marokkanische oder Berberpferd. Schon in einer sehr frühen Periode des Alterthums war die Nordküste von Afrika wegen seiner Pferde und Reiter berühmt; auch ist das dortige Pferd noch bis auf diesen Tag nicht degenerirt. Der Berber ist schön und flüchtig mit herrlicher Action und feurigem Temperament, allein noch etwas kleiner als der Araber, da er selten mehr als 14 Faust erreicht; Mähne und Schweif sind voll und lang. Bei manchen Schlägen herrscht das arabische Blut sehr vor und diese sind wegen ihrer wunderbaren Ausdauer berühmt. Die Mauren reiten nur Hengste und besteigen sie nicht vor dem vierten Jahre; dann aber müssen sie eine strenge Schule durchmachen, werden selten abgesattelt und bekommen Strohhäcksel und Gerste oder Dheura, zuweilen mit Kameelsmilch und Datteln, dies aber bloß einmal täglich. Ihre Energie ist aber so groß, daß sie über den brennenden Sand und den rauhen Wellengrund der Wüste 50 bis 60 Meilen in einem Futter galoppiren, ohne hierdurch ermüdet zu werden. Es gibt dort eine berühmte Race, welche die Moghribins die „Trinker des Windes" nennen, deren Ausdauer außerordentlich sein soll. Diese sind klein und sehr mager, haben aber eine fabelhafte Stärke und Energie; man behauptet, sie werden bloß alle drei Tage mit Kameelsmilch und einigen Datteln gefüttert, aber vor dem siebenten Jahre nicht geritten. Als Fohlen werden sie von Kameelen aufgesäugt und man läßt sie bei diesen Pflegemüttern lange, ehe man sie entwöhnt.

In Libyen und Nubien sind herrliche Pferderacen,

deren einige von ziemlich großer Statur und sehr kraftvoll; andere sind dem arabischen und Berberpferde in Beziehung auf Gestalt und Größe ähnlich und offenbar von arabischem Ursprung. Eine schwarze Race mit weißen Gliedern, die durch ungeheure Kraft sich auszeichnet, ist sehr gesucht. Thiere von diesem Schlage sind oft 16 Faust hoch und größer, mit langer Mähne und Schweif. Die Araberstämme zu Sennar und Darfur besitzen edle Pferde, welche sie zur Giraffenjagd brauchen, und eine herrliche Race ist in Nigritien. Die Schuas an den Ufern des Tschad führen jährlich 2 bis 3000 Pferde nach Sudan aus, wo sie gute Preise erhalten, da die dortigen Pferde weit geringer sind. Eine kleine Pferderace wird in der Landschaft Ashanti gezüchtet. Bei den Behermis und bei dem näher am Aequator wohnenden Mauren und Arabern sind auch gute Pferde zu finden. Sehr schöne Pferde, meistens Rappen, welche aus Kreuzungen zwischen Arabern oder Berbern und europäischen Racen entstehen, werden am Kap der guten Hoffnung gezüchtet.

Das indische Pferd. Die besten Pferde Indiens sind von arabischer oder persischer Abkunft, denn die alten, eingeborenen Racen sind sehr gering. Moore bemerkt in seinen Notizen über den indischen Archipelagus, daß in allen östlich von Buramputer und südlich vom Wendekreis liegenden Ländern das Pferd, sei es von welcher Gestalt und Race, wenig mehr sei als ein Pony. Diese Thatsache wird, wenn man Bengalen verlassen hat, zuerst in den Landstrichen Cassay Ava und Pegu ersichtlich. Hier ist das Pferd selten größer als 13 Faust, aber dabei ziemlich schön gestaltet, lebhaft und feurig. Je mehr man gegen Süden und Osten vordringt, desto kleiner wird das Pferd, und die von Lao, Siam und den südlichen Provinzen von China sind kleiner und minder gut gestaltet als die von Ava und Pegu. Barrow sagt in seinen Reisen in China (Reise von Tong-tschu-fu nach der Provinz Canton): „Die Pferde werden selten zum Luxus oder zur Arbeit gebraucht, und die wenigen zum Ackerbau benutzten Thiere, als meistens Esel, Maulthier oder Büffel leben im Winter von Kaff und Stroh und suchen ihren Sommerunterhalt an den Rainen, wo grobes Gras wächst, und nähren sich außerdem von den Riedgräsern, welche in diesem Theile des Landes wachsen, das nichts als Moorgrund besitzt. Die Siamesen und Cochinchinesen haben keine Reiterei und machen von ihren Ponies keinen andern Gebrauch, als daß sie sie zum Vergnügen reiten; selbst für diesen Zweck sind sie aber nicht sehr gesucht, indem die höhern Stände

sich hiezu des Elephanten bedienen. * In der malayischen Halbinsel findet man das Pferd nicht, denn es gibt in diesem Land weder Chausseen noch weite Ebenen, und die Eingeborenen, welche an den bewaldeten Ufern der Flüsse leben, sind gewohnt, Canoes und Boote anstatt der Reitpferde und Zugthiere zu gebrauchen. In Sumatra aber kommen zwei Racen von Ponies, die Atschin und Betta, vor, welche zwar klein und feurig sind, aber besser für den leichten Zug als für den Reitdienst taugen."

Gehen wir auf die Insel Java über, so finden wir dort, wenigstens in Beziehung auf Größe, eine bessere Ponyrace. Hier kann man zwei bestimmte Racen unterscheiden, deren eine den Ebenen, die andere den bergigen Distrikten angehört. Die erstere ist zuweilen über 13 Faust groß, aber von grober Gestalt und langsamem und schläfrigem Temperament, die Bergrace ist sehr klein, aber thätig und hart. In Java werden die Ponies als Reitpferde und Saumrosse gebraucht, aber — von den Eingeborenen gar nicht — nur wenig zu landwirthschaftlichen und andern Zugarbeiten. Europäer dagegen spannen diese winzigen Ponies in ihre Chaisen ein, und wenn man vierspännig fährt, so kann man auf den guten Chausseen des Landes wohl 10 bis 12 Meilen (4 Stunden) in der Stunde zurücklegen. Das Fuhrwerk ist dabei außerordentlich leicht gebaut und man hätte wohl ein Dutzend solcher Ponies nöthig, um eine Kutsche, welche gewöhnlich zwei gute Postpferde ohne Schwierigkeit auf derselben Straße 15 Meilen (5 Stunden) weit bringen, fortzuziehen. Da nun ein Pferd von der gehörigen Größe so viel leistet als sechs solcher Ponies und gewiß nicht mehr verzehrt als zwei derselben, so ist, wenn man die Kosten berechnet, bei der Anwendung dieser Thiere zur Arbeit wenig Vortheil zu erwarten. Auf den Inseln Bali und Lombock gibt es auch Ponies, aber von sehr schlechter Race, jedoch in der nahegelegenen Insel Sambara findet man zwei gute Racen, die Tamboro- und Bimarace. Diese Ponies, namentlich die von der letzteren Race, sind schön und werden in großer Masse ausgeführt; sie haben viel Ebenmaß und Feuer, kleine Köpfe und feine Glieder, aber ihre Haut ist dick und barsch, ein Umstand, der gerade nicht für Vollblut zeugt. In Flores, der Sandelholzinsel, und in Timor kommen etliche Ponies vor, die Molukken und Neuguinea scheinen deren aber keine zu besitzen. Borneo hat an seinem nordöstlichen Ende, gegen-

* Ein Pony von Birma von sehr kleiner Sta'ur wurde einige Jahre lang in dem zoologischen Garten in Regentspark gehalten.

über der Gruppe der Suluinseln, Pferde, in den andern Theilen sind sie aber selten oder fehlen gänzlich. Auf den Philippinen dagegen kommt das Pferd vor und ist in Celebes häufig, wo, wie wir erwähnt haben, es sowohl im wilden als im gezähmten Zustande vorkommt. Die Ponies von Celebes werden im Allgemeinen als die beste Race aller Inseln des indischen Archipelagus angesehen.

Den Versicherungen der Reisenden zufolge besteht unter den verschiedenen Ponyracen im indischen Archipelagus eine sehr große Verschiedenheit in Hinsicht der Farbe, und daraus kann man den Schluß ziehen, daß diese von sehr verschiedenen Pferderacen abstammen. Die vorherrschende Farbe des Pony von Achin ist die Scheckenfarbe, eine Färbung, welche um so seltener wird, je mehr man östlich vorrückt. Die Ponies von Betta sind meistens braun und mausfahl. In Java kommen meistens Braune und Grauschimmel vor, Rothschimmel und Mausfalben sind nicht ungewöhnlich, und zuweilen sieht man Rappen und Kastanienbraune; die Javanesen haben aber gewöhnlich ein Vorurtheil gegen diese Farben und besonders die Kastanienbraune, welche daher bei öffentlichen Gelegenheiten nie gebraucht werden dürfen. Die Ponies von Bima sind meist Grauschimmel, Rothbraune und Schwarzbraune und in Celebes und den Philippinen herrschen Schimmel und Füchse beinahe mit Ausschluß von andern Farben vor.

In Dukhun oder Deccan wird eine Ponyrace, welche die Mahratten Tuttu nennen, sehr sorgfältig gezüchtet und werth gehalten; vielleicht stammen die Ponies des Archipelagus unter anderen von dieser ab; ohne Zweifel müssen wir aber, um ihr eigentliches Vaterland herauszubringen, uns nach dem Continent von Indien oder nach China wenden.

Eine schöne und feurige Ponyrace, welche von der Tatarei herstammt und wegen ihrer Sicherheit auf den Füßen berühmt ist, wird zu Lodur in dem Himalayagebirge gebraucht, und dort besteht ein Etablissement für die Invaliden und Reconvalescenten der indischen Armee. Diese Ponies haben sehr viel Blut und sind von sehr symmetrischem Körperbau. Sie sind ungemein spürkräftig und entwickeln beim Uebergang über die furchtbarsten Gebirgspässe eine außerordentliche Vorsicht und Intelligenz, offenbar weil sie wissen, daß sie jeder falsche Fußtritt ins Verderben bringt. Der Reiter, der ganz abhängig von seinem Pony bleiben muß, würde sehr unvorsichtig handeln, ihn durch Lenkung in seinem Gange stören zu wollen; er muß sich ihm gänzlich überlassen, da dieser gewöhnlich seine Aufgabe so sicher als möglich vollführt.

Das Kosackenpferd. Wenn wir uns an die östliche Grenze von Europa wenden, so begegnen wir zuerst den Kosacken am Don und an der Wolga, welche als Reiter berühmt sind und sich wegen der Schnelligkeit ihrer Bewegungen als leichte Kavallerie furchtbar gemacht haben. Die Kosackenpferde sind keineswegs ansehnliche Thiere und scheinen für den ersten Anblick den schweren Dienst eines strapazenvollen Feldzuges nicht gewachsen zu sein. Dennoch aber beunruhigten die Kosacken auf solchen Pferden, während des furchtbar kalten russischen Winters die napoleonische Armee auf ihrem Rückzuge. Diese Pferde sind rauhhaarig, mager, eckig und ziemlich klein; allein sie sind dabei stark, flüchtig und fähig die größten Entbehrungen zu ertragen. Bei dem schlechtesten Wetter, wo bloß durch Kälte und Erschöpfung Hunderte von französischen Soldaten, sammt ihren Pferden zu Grunde gingen, waren die Kosacken mit ihren hageren Kriegsrossen stets lustig und thätig. Wenn sie rasten wollten, kratzten sie den Schnee in der Runde weg und zündeten ein Feuer an, worauf die Soldaten sich um dieses lagerten, die gesattelten Pferde hinter sich, und dies genügte als Schutz vor dem eisigen Winde.

Dieser Art ist das Pferd der Kosacken; dieser Art auch das des Baschkiren und Kalmucken, so wie das mancher Völkerstämme im südlichen Sibirien, vom Ural bis zu der Lena. In diesem großen Distrikte gibt es Heerden von verwilderten oder halbwilden Pferden, und von solchen, die man wohl für ganz wild und nicht für Abkömmlinge einer gezähmten Race ansehen kann.

In Rußland gibt es einige gute Pferderacen, welche mehr oder minder entfernt von Kosackenpferden abstammen, aber durch tscherkessisches, persisches und arabisches Blut verbessert sind, und sowohl hier als auch in Polen und in der ganzen Ukraine, längs dem Dniepr ist eine langmähnige mit einem Aalstreifen versehene Falbenrace zu Hause.

In Siebenbürgen, Ungarn, der Wallachei und Moldau ist die gewöhnliche Pferderace klein aber sehr kräftig, mit hervorstehenden Knochenfortsätzen und Muskelansätzen, großen Augen, kleinem Maul und offenen Nüstern. Vorn hat ihre Brust keine große Breite, allein hinter den Schultern ist der Brustkorb schön gewölbt und weit; die Kruppe ist abgeschliffen und der Schweifansatz niedrig, die Glieder sind fest und die Hüfe gesund und hart. Eine sehr ausgezeichnete Mittelrace, als Kreuzung zwischen der alten gemeinen Race und türkischen oder arabischen Pferden existirt dort nach Desmarest unter dem Namen des edlen sieben-

bürgischen und Moldauer Pferdes. In einigen gebirgigen Distrikten herrscht eine kleine Falbenrace vor.

Norwegen, Schweden und Finnland haben kleine, aber starke und dauerhafte Pferde; und die isländische Race, welche diesen ähnlich, aber noch kleiner ist, und durch die alten norwegischen Kolonisten eingeführt wurde, wird wegen ihrer Dauerhaftigkeit gerühmt, indem sie bei keinem oder geringem menschlichen Schutze den Unbilden eines arktischen Winters Widerstand leistet. Nach einem im Jahre 1804 angestellten Census waren damals in Island 26,254 Pferde. Sie sind den shetländischen Ponies sehr ähnlich.

Von der Ausdauer des schwedischen Pferdes und von der guten Behandlung, welche ihm durch seine Besitzer zu Theil wird, gibt uns Sir A. de Capell folgende Schilderung: „Während wir die Pferde wechselten, wurden wir nicht wenig durch die eigenthümliche Gruppirung unterhalten, in welcher die Bauern und ihre Pferden mit einander frühstückten, denn ihr Mahl war gemeinsam und bestand in großen Stücken eines harten Roggenkuchens. Dies ist beständig ihre Nahrung unterwegs und bildet in der That in ganz Schweden das hauptsächlichste und häufig das einzige Subsistenzmittel der Landleute. Ehe sie auf eine Reise gehen, binden sie einige dieser Kuchen zusammen, welche ihnen und ihren Pferden zum Unterhalt dienen. Da die letzteren zuweilen drei oder vier Eigenthümern angehören, so ist es unterwegs außerordentlich unterhaltend, die häufigen Ermahnungen derselben anzuhören, indem ein Jeder für sein Pferd Schonuug empfiehlt, und während sie an den Seiten des Fuhrwerkes herspringen, suchen sie auf alle Weise den Kutscher zu überreden, ihr Pferd sei ein Thier von so vortrefflichen Eigenschaften, daß man nicht im mindesten eine Peitsche brauche, während sie vielleicht ihm zu gleicher Zeit einen Wink geben, daß, soviel sie von dem Pferde des Nachbars wissen, dieses recht gut dann und wann einen Hieb brauchen könne. Die wunderlichen Scenen, welche auf solche Zwiegespräche folgen, bilden nicht den am wenigsten amüsanten Theil der Reise. Ihre Liebe zu ihren Pferden ist so groß, daß ich sie wirklich habe Thränen vergießen sehen, wenn sie bemerkten, daß sie über Kräfte angestrengt worden seien. In der That aber ist die Schnelligkeit, mit welcher diese Thiere arbeiten, erstaunlich; wenn man annimmt, daß sie kaum größer sind als Ponies. Sieben oder acht englische Meilen (drei Stunden etwa) legen sie mit Leichtigkeit zurück, und da in Schweden die Landstraßen durchgängig gut sind, so lassen sie meistens nicht ab, zu galoppiren bis sie das Posthaus erreicht haben."

Deutschland besitzt vortreffliche Pferde von verschiedener Race, und eine derselben ist eine edle Rappace, welche von den Holländern Hartdraver und von den Franzosen Ardrave genannt wird, was so viel heißt als Schnelltraber.

Diese Pferde sind 14 bis 16 Faust groß; ihr Kopf ist klein, die Schultern gut und schief gestellt, die Hüften breit und hervorragend, die Kruppe kurz und breit (Kuppelkreuz), die Glieder muskulös und rein, an den Fesseln haben sie aber starke Köthenhaare. Sie besitzen ziemlich viel Feuer, aber wenig Ausdauer. Wir glauben, daß einige deutsche, Kavallerieregimenter mit diesen Pferden remontirt werden. Desmarest bezeichnet das hannöverische Pferd als vortrefflich und sagt, es seien entweder Dunkelfüchse oder Rappen. Die friesische Race seint der vorigen ähnlich zu sein, ist aber im Leibe verhältnißmäßig länger. Die sogenannten Pferde von Holland, Flandern, dem Norden der Picardie und die von Berg und Jülich, Trier, Köln und Mainz sind von friesischer Race.

Die große flämische Rappace ohne weiße Abzeichen von massivem Körperbau, sehr großem Kopf, schweren Gliedern, kurzen Fesseln, großen Hüfen und großen Köthenzöpfen ist wohl bekannt, wir haben durch Kreuzung dieses schweren Thieres mit feineren Racen von besserem Blut unsere schönsten schweren Wagenpferde erhalten.

Da wir von den deutschen Pferden sprechen, so wollen wir einige Beobachtungen mittheilen, welche vor einigen Jahren im Quarterly Review gegeben wurden und sich auf den Unterschied der Behandlung der Kutsch- oder Postpferde in Deutschland und in England bezieht. Der Verfasser sagt: „Was in Beziehung auf die Behandlung der Kutschpferde, besonders für den Blick des Engländers, am meisten auffallend erscheint, ist das, daß die Deutschen diesen Thieren den freien Gebrauch ihrer Augen lassen. Sobald sie im Zuge nachlassen oder verdrossen werden, so sehen sie, daß der Postillon die Peitsche über sie schwingt, und dann kennen sie genau die Grenze seiner Geduld und wissen, daß, nachdem er acht-, zehn- oder zwölfmal geknallt hat, ein Hieb folgt. Während sie vorwärts traben, haben sie immer ein wachsames Auge auf den Kutscher; sobald er das zeitraubende Geschäft des Feuerschlagens beginnt, um seine Pfeife anzuzünden, mäßigen sie sogleich ihren Schritt, indem sie so gut wissen, als wenn es ihnen Archimedes bewiesen hätte, daß er nicht Feuer schlagen und sie zugleich peitschen kann. Keine Bewegung im Wagen entgeht ihnen, und jeder genaue Beobachter, der einem deutschen Fuhrwerk begegnet, muß schon eingesehen

haben, daß die guten Pferde sehr gut merken, daß sie einen Kutscher, drei corpulente Baronessen nebst dem Herrn und dem Dienstmädchen ziehen müssen, und daß dies an einem heißen Sommertage wahrhaftig kein Spaß ist. Was ist dagegen unsere Methode? Um das Pferd zum Zuge anzugewöhnen, legen wir ihm Aufsatzzügel an den Hals, einen Schweifriemen unter den Schweif, einen Kammdeckel auf den Rücken, eine Gurt um den Leib nebst Zugriemen an den Seiten, und damit es nicht sehe, daß diese Dinge, welche bloß reiben und drücken, keine Fähigkeit haben, ihm mehr zu Leid zu thun, wird das arme Thier durch Scheuleder geblendet und in diesem furchterregenden Zustande der Unwissenheit, durch einen oder zwei Stallknechte am Kopf, und einen anderen an seiner Seite, ohne recht zu wissen, was mit ihm geschieht, an die Deichsel und das Zugscheit eines Fuhrwerkes befestigt. Schlägt es, und wenn auch nur nach einer Bremse, so bekommt es sogleich eine schwere Strafe, die es nicht versteht; irgend etwas hat es geschlagen oder gestoßen, allein da die Furcht alle Gefahr größer erscheinen läßt und namentlich bei einer Sache, die wir nicht kennen, oder wegen der wir nicht besorgt sind, so denkt es sich etwa, das Zugscheit, das ihm vielleicht an die Fersen kam, sei ein feindliches Thier, oder meint, wenn die Deichsel gegen seinen Leib kommt, es werde in dieser Richtung angefallen. Angenommen auch, daß es mit der Zeit sich an diese Erscheinungen gewöhnt und, wie man sagt, ruhig im Geschirr wird, so versteht es doch immer bis zum letzten Augenblick seines Lebens eigentlich nicht, was es genirt oder was das Rasseln hinter seinen Füßen bedeutet. Das plötzliche Fühlen eines Peitschenhiebs ist für es ein Schmerz, den es nur zu gut kennt, aber das unde derivatur dieser Empfindung kann es sich nicht erklären, denn es weiß ja nicht, wann und aus welcher Ursache es gepeitscht wird. Fällt irgend etwas Unbedeutendes oder eine Unregelmäßigkeit vor — wie wenn z. B. ein harmloser Riemen, der gewöhnlich auf seinem Rücken liegt, los wird und an seiner Seite herabfällt, so kommt das unglückliche Thier, das seines Gesichtes, der natürlichen Laterne des Verständnisses, nach jener Seite hin beraubt ist, in die größte Bestürzung. Gesetzt den Fall, es liefe durch seine beständige Anstrengung im Zuge, wie dies buchstäblich oft der Fall ist, auf seinen letzten Beinen, und wenn nun zufällig seine Scheuleder abfielen, so würde der Anblick seines wohlaussehenden Herrn, seiner schmucken Herrin, und seines feinen gelben dahinrollenden Wagens es dergestalt in Schrecken versetzen, daß es wahrscheinlich davon

jagen, und durch den Anblick, daß dies alles ihm nachfolgt, zu immer stärkerer Flucht angetrieben würde. Ich weiß wohl, daß manche meiner Leser und besonders meine Leserinnen, sich werden bewogen finden, auszurufen: Wie kann man doch deutsche Pferde bewundern! Kann irgend ein Thier besser gefüttert und wärmer gekleidet sein als unsere Pferde? Sind sie in ihrem schwarzen, mit Silber beschlagenen Geschirr nicht fast eben so prächtig geschmückt, als wir selbst? Gibt es irgend ein Vergnügen in der Stadt, wobei sie nicht sich zeigen dürfen? Brauchen wir sie nicht, wenn wir in die italienische Oper, zu Bällen, Spielen, zu den Conzerten eines Paganini fahren rc., und kommen sie nicht in einer Nacht zu zwei oder drei Routs? Sieht man unsere Pferde je vor gemeinen Schuppen stehen? Und kommen sie nicht jeden Sonntag so regelmäßig als wir selbst an die Kirche? Ich erkenne ergebenst die Macht dieser Bemerkungen an; nur beharre ich auf der Behauptung, daß diese Thiere außerordentlich gern den freien Gebrauch ihrer Augen haben, und auch ihre Köpfe gern so tragen, wie sie ihnen die Natur geformt hat, deßhalb habe ich schlechten Geschmack genug, um die tölpelhaften deutschen Stallknechte und Kutscher unseren gewichsten englischen vorzuziehen." *

In Frankreich scheint man erst seit den letzten Jahrzehnten eine systematische Aufmerksamkeit auf die verschiedenen Pferderacen zu haben. Indessen findet man in der Normandie eine gute und kräftige Race, meist Füchse und Grauschimmel, meistens aber von der ersteren Farbe, und Colonel Smith sagt, er habe zu München die Gardeküraſſiere mit normannischen Pferden (der alten Fuchsrace) beritten gesehen, welche die bairische Regierung ausgelesen habe, und die einen Theil der Kriegscontribution ausmachten, welche Frankreich in den Jahren 1815 und 1816 den vereinigten Armeen habe bezahlen müssen; nie habe er die französische königliche Garde so gut beritten gesehen, noch seien ihre Pferde in so guter Ordnung gewesen, als wo sie in deutsche Hände gekommen seien. Seit dieser Zeit ist die französische Reiterei besser remontirt. Im Jahre 1838 hatten wir Gelegenheit, ein

* Es ist merkwürdig, daß die ausgezeichnetsten englischen Schriftsteller, wie außer Martin auch Youatt und Blaine, die deutschen Pferderacen immer fast mit Stillschweigen übergeben, und nicht einmal die herrlichen Gestüte Preußens, Baierns und Württembergs zu kennen scheinen, da doch englische Pferde genug bei uns eingeführt, und auf mancherlei, zum Theil recht schätzenswerthe Weise fortgezüchtet, beziehungsweise gekreuzt werden, andererseits aber Deutschland auch Pferdeschläge besitzt, die sehr der Erwähnung würdig sind.

Anmerk. d. Uebers.

Kavallerieregiment zu beobachten (welches damals zu Versailles stand), das prächtig beritten war; die Pferde waren wunderschön, und in der gegenwärtigen Zeit bietet Algerien unbeschränkte Mittel dar, um die französische Pferderacen auf die höchste Stufe der Vervollkommnung zu bringen. Huzard sagt, manche Autoritäten betrachten das normännische Pferd als den Abkömmling einer alten dänischen Race, und glauben, daß diese Race zur Zeit der Seekönige in dieses Land eingeführt worden sei. Dies ist nicht unwahrscheinlich.

Desmarest spricht von einer „edeln Limousinrace" von großer Schönheit, Leichtigkeit und Lebhaftigkeit, auch von einer „edeln Navarrarace" von spanischer Abkunft, welche in Navarra, Bearn, Condomois, le Pays de Foix, Rousillon ꝛc. gezüchtet werde. Diese beiden Racen aber, sagt er, seien völlig degenerirt. War wohl das Pferd von dieser Race, welches in Shakspeare's König Heinrich V. der Dauphin so sehr herausstreicht, indem er ausruft: „Es ist der Fürst der Gäule; sein Wiehern ist wie das Gebot eines Monarchen, und sein Anstand nöthigt Huldigung ab." Desmarest gibt auch eine Race von hellgrauer Farbe an, welche nur auf der Insel Camargue und in den Sümpfen bei Arles (in der Provence) vorkommen, und welche das ganze Jahr vollkommen frei laufen, und sich wie ein wildes Pferd fortpflanzen soll. Es ist feurig und thätig. Auch spricht er von einer Ardennenrace, und schildert sie als geschickt und abgehärtet, und erwähnt die arbeitsame Race von der Franche-Comté. Allein sowohl diese, als andere ältere Racen, verschwinden mehr und mehr, da sie durch andere mehr moderne verdrängt werden; sie sind die entarteten Sprößlinge besserer Pferderacen, und wahrscheinlich dazu bestimmt, durch sorgfältige Selbstzucht mit der Zeit wieder gehoben zu werden.

Im östlichen und südlichen Frankreich, vom Jura gegen die Provence hin, wird die Schweizer- oder helvetische Race nicht selten als Post- und Kutschpferd angewendet. Diese Pferde sind meistens Rappen, und gedrungene, muskulöse und ausdauernde Thiere, von guter Mittelgröße, mit schwerem Kopf, stumpfen Maul, breiter Kruppe und behaarten Köthen. Diese Race wäre großer Verbesserung fähig.

Von Frankreich aus wollen wir uns nach Italien wenden. Wenn wir bedenken, daß die alten Römer, da sie ihre Eroberungen auf die ganze Welt ausdehnten, die Produkte anderer Länder nach Rom brachten, so müssen wir nothwendiger Weise annehmen, daß es damals in Italien verschiedene Pferderacen gegeben habe, als: die thessalische,

armenische, gallische, gothische, germanische und altitalische, welche mehr oder weniger untereinander gekreuzt wurden. Da aber die Verbesserung der Pferdezucht nicht systematisch betrieben wurde, und manche kindische Einbildungen auf die Ansichten und Meinungen der Alten hierin Einfluß hatten, und zwar nicht bloß im Volke, sondern bei Leuten höheren Standes, so darf man nicht erwarten, daß ihren Bemühungen irgend eine vorzügliche Race ihr Dasein verdankt. Als Rom fiel und die Gothen, Ostgothen und Longobarden nach einander Italien überschwemmten, mußte der Charakter der Pferderacen nothwendig ein anderer werden, und diese kamen wieder unter den Einfluß der türkischen, barbarischen und ungarischen, und anderer Racen, wodurch zuletzt edle Pferdeschläge zum Vorschein kamen. Daher besitzt in unserer Zeit Italien gute Pferderacen, deren einige noch den Namen Barbari oder Berberpferde haben, obgleich man nicht genau weiß, mit welchem Recht sie ihn führen. Ein Schriftsteller sagt, indem er von den neapolitanischen, eleganteren Wägen spricht, die mit rastloser Schnelligkeit durch die Straßen fahren: „In früheren Zeiten, pflegte man zu Ende des Carnevals und am Anfang der Fasten, große Wagenrennen zu halten (diese waren Ueberbleibsel aus der antiken Zeit), und manche der größeren Familien, hatten zahlreiche und vortreffliche Gestüte, und züchteten sehr schöne und feurige Pferde. Obgleich diese Züchtungsanstalten für Vollblutpferde gänzlich aufgehört haben, so ist im Allgemeinen das gewöhnlich im Königreich Neapel gebrauchte Pferd durchaus nicht schlecht, und manche Theile von Calabrien, so wie einige Distrikte von Apulien und den Abruzzen liefern noch immer ausgezeichnete Thiere. Das neapolitanische Pferd ist klein, aber sehr gedrungen und kräftig, sein Hals ist kurz, und stiermäßig, und sein Kopf verhältnißmäßig groß; kurz, es hat den Typus des Pferdes der antiken Basreliefs und anderer römischer Skulpturen, welche man in diesem Lande findet, völlig an sich. Es kann von mäßigem Futter leben, erträgt Entbehrungen gut und ist einer ungeheuern Arbeitsleistung fähig; häufig ist es eigensinnig und bös, allein diese Mängel hat man größtentheils einer barschen Behandlung zuzuschreiben, denn bei geeignetem freundlichen Umgang, wird es im Allgemeinen sehr gelehrig und gutartig, obgleich von sehr feurigem Temperament, gefunden. Die neapolitanische Reiterei, welche beinahe gänzlich mit diesen kleinen Pferden beritten ist, die unter der glühenden Sonne des südlichen Italiens aufwachsen, widerstand dem harten Winter des denkwürdigen russischen Feldzuges besser als beinahe alle anderen;

und es ist eine merkwürdige Thatsache, daß Napoleon bei seinem Rückzuge von Moskau seine Rettung einem Corps von dreihundert neapolitanischen Reitern verdankte, welche immer frisch und im Stande waren, ihn zu eskortiren." Die Buffalari oder die Hüter der Heerden wilder Büffel in den wilden Marschgründen Calabriens, Apuliens und den pontinischen Sümpfen, sind alle mit Pferden von großer Lebhaftigkeit und vielem Feuer beritten, ohne welche es ihnen nicht möglich wäre, ihrer Aufgabe, diese Heerden nach Hause zu treiben, zu genügen.

Ein Schriftsteller in dem „Penny Magazin" gibt an, daß die große Anzahl von Pferden, welche auf den ungeheuern Bauerngütern in Campanien gehalten werden, viel zur Charakteristik dieser Art der Wirthschaft beitragen. „Es war," setzt er bei, „nichts Ungewöhnliches, drei bis vierhundert Pferde von allen Sorten auf einem Gute zu finden. Viele derselben, welche völlig wild liefen, und zu keinem Dienste angewöhnt waren, schienen zu nichts Anderem gehalten zu werden, als zum Ausdreschen des Korns, denn diese rohe und an das graue Alterthum erinnernde Art zu dreschen, ist noch in ganz Unteritalien zu Hause. Auf diesen ungeheuren Bauerngütern denkt kein Faktor, kein Capo oder Oberhirte, ja kein Viehtreiber daran, zu Fuße zu gehen; wenn er nur eine halbe Viertelstunde Wegs zurückzulegen hat, springt er in seinen schwerfälligen antiquirten Sattel. Man kann wohl sagen, sie bringen ihre halbe Lebenszeit zu Pferde zu. Der Faktor eines Freundes, der uns seine Wirthschaft zeigen wollte, hielt, ehe wir zweihundert Schritte weit gegangen waren, an, und schnappte nach Luft, indem er sagte: „für die Infanterie tauge ich nichts, aber ich bin gut zu Pferde;" und dies bewies er auch, als wir alle aufgesessen waren. Der Stall ist gewöhnlich ungeheuer groß und es ist immer eine gewisse Anzahl von Pferden gezäumt und gesattelt da, um jeden Augenblick benützt werden zu können. Wenn diese Leute zu Pferde sind, der Faktor und die Oberhirten mit Musketen und die Hirten und Viehtreiber mit langen Lanzen bewaffnet, und über die Ebene hingaloppiren, so sehen sie in einiger Entfernung aus, wie eine Bande arabischer Räuber. Einige dieser Pferde sind alt, gut zugeritten und sehr geduldig und gelehrig, denn sie bleiben oft unangebunden Stundenlang, der glühenden Sonnenhitze und der furchtbaren Verfolgung der Stechmücken und Bremsen ausgesetzt, welche dort größer sind und schärfer stechen, als ich irgendwo sonst gefunden habe. Fohlen, welche für den Reitdienst bestimmt sind, werden von den Viehtreibern

eingefangen und dressirt, die für den Zug bestimmten aber werden als wild verkauft."

Derselbe Schriftsteller gibt uns zugleich Nachricht, daß noch vor wenigen Jahrzehnten der römische und neapolitanische Adel einen Stolz auf seine Gestüte gehabt, und herrliche Pferde, sowohl für den Reit- als für den Wagendienst gezüchtet habe. Die Familie Borghese war im Besitz einer besonders schönen Race von einer merkwürdigen bronzeartigen Farbe. Diese Race war noch um das Jahr 1796 in voller Blüte und sehr zahlreich, während der Kriege und Plünderungen aber, welche die französische Revolution mit sich brachte, wurden die Zuchtstuten weggeführt und der ganze Pferdeschlag verschleudert, so daß späteren Nachforschungen zufolge, dieser ganze Typus völlig verloren ist. Da die französischen Eindringlinge sich damit beritten machten, so ist es wahrscheinlich, daß die meisten borghesischen Rosse in der Schlacht oder durch die Strapazen des Marsches zu Grunde gingen. Kreuzungen zwischen dieser und anderen kommen in Toskana, im Neapolitanischen und im Kirchenstaate vor, das reine unvermischte borghesische Blut aber sieht man nirgends mehr. Im Süden von Italien herrschte der barbarische Gebrauch, die Vollblutpferde mit einem rothwarmen Eisen an der Flanke zu zeichnen, welches die Krone des Eigenthümers oder eine Königskrone oder sonst eine Devise aufdrückte. Die Armuth welche auf die Kriegszeiten und Revolutionen folgte, und die Aufstellung des französischen Erbrechtes in einem großen Theil der Halbinsel, wodurch nach wenigen Generationen die wohlhabensten Familien zu Grunde gehen mußten — dies war Schuld, daß keine guten Gestüte mehr eingerichtet und keine ausgedehnteren Versuche gemacht wurden, um die alte italienische Pferdezucht wieder aufzufrischen. Hier und da findet man einen Liebhaber, welcher hinlänglich mit Glücksgütern gesegnet ist, um die Mittel zu besitzen, der Pferdezucht einige Aufmerksamkeit zu schenken; faßt man aber die ganze Halbinsel ins Auge, so ist deren Anzahl sehr gering. Die einzigen Pferde, welche nun in der römischen Campagna gezüchtet werden, sind eine Mischlingsrace. Es sind lauter Rappen, und ihre Gestalt ist weder entschieden gut noch entschieden schlecht. Sie werden alle ganz gelassen und sind keineswegs ohne Feuer. Zuweilen trifft man unter ihnen Individuen von wahrhaft bewundernswürdigen Qualitäten an. In unseren Eisenbahnzeiten klingt es fast lächerlich, von der Schnelligkeit irgend einer anderen Art zu reisen zu sprechen; vor einem Vierteljahrhundert aber war eine der ausgezeichnetsten Posten die zwischen Rom und

Neapel! Gewiß sahen wir nie in einem anderen Lande, selbst England nicht ausgenommen, wenn man den Postillonen doppelte Trinkgelder versprach, Postkutschen von solcher Schnelligkeit. Die meisten Reisenden werden sich an die Scampatori oder Weglauferpferde der pontinischen Sümpfe erinnern. Diese sind alle Poledri, d. h. Fohlen oder sehr junge Pferde, hitzig, wild, bös und beinahe nicht angewöhnt, was aber das Feuer, den Athem und den schnellen Lauf betrifft, erregen sie oft Erstaunen. Die größte Gefahr besteht darin, sie zum Einspannen zu bringen. Sehr oft sind sie kaum vorher eingefangen, und von den Sümpfen her oder von den an die Sümpfe stoßenden großen Ebenen, welche beinahe so wild sind als die in arabischen Wüsten, aufgestellt worden. Da sind nun oft ein halb Dutzend Leute nöthig, um ein Paar Pferde zum Einspannen zu bringen, und ihren Ungestüm zu mäßigen, wenn dies geschehen ist. Bei vier dieser prustenden, wiehernden, schlagenden und beißenden Teufeln in Pferdegestalt ist die Arbeit, sie einzuspannen, erschrecklich. An jedem Pferdskopfe stehen einige Bursche, welche sie mit Leibeskräften halten müssen, während die Postillone in die Sättel kommen; waren nun die Reiter zu Pferde, da ging es an ein Schreien und Kreischen und die Scampatori flogen in einem Galoppe dahin, wie der Pfeil vom Bogen und mäßigten ihre Gangart selten bis zum nächsten Posthaus, das etwa 12 bis 15 Meilen (4 bis 5 Stunden) entfernt war. „Da ist weiter nichts zu machen," sagte ein alter neapolitanischer Priester, als ruhig zu sitzen und zu beten: der Herr habe Erbarmen mit uns." Was das Anhalten betrifft, so ging das nie oder selten, denn die Poledri hatten gewöhnlich das Gebiß zwischen den Zähnen und die Meisterschaft über ihre Reiter. Glücklicherweise war der Weg mehrere Meilen breit und so eben wie ein Spieltisch, eine Strecke weit war aber dicht an einer Seite des Weges ein schrecklich tiefer Austrocknungskanal, den der Pabst Pius VI., hatte anlegen lassen. Die Postmeister hielten diese Poledri gewöhnlich für die Engländer bereit, „denn," sagten sie, „unser Mylordo hat es immer gern, wenn es schnell geht und versteht sich was auf Pferde."

Eine leichte Pferderace ist in Italien unter dem Namen Barbari bekannt. Diese Barbari oder Berber, werden zu jenen Wettrennen gebraucht, welche das Hauptvergnügen beim Carneval zu Rom und in anderen Städten ausmachen. Sie sind klein, denn sie erreichen selten die Höhe von 14 Faust, allein rein von Gliedern, gut gemodelt, gedrungen und lebhaft; sie entwickeln viel Feuer und zeigen manche

Eigenschaften von gutem Blut. Nichtsdestoweniger sind sie einem englischen Pony von der Halblut- oder Dreiviertelblutrace nicht zu vergleichen. Wenn wir von den Wettrennen der Italiener mit ihren Barbari sprechen, so muß man sich nicht denken, daß sie mit denen von Newmarket oder Epsom die entfernteste Aehnlichkeit haben. Erstens werden die Pferde nicht geritten, daher können keine Jockeykniffe gebraucht werden, ferner werden sie durch den Jubelruf des Volkes vom Ablaufposten fortgetrieben, durch scharfe an sie befestigte Instrumente angetrieben, und ihre Köpfe sind mit bunten Federbüschen geziert.

Die Beschreibung eines solchen Rennens entnehmen wir der Beschreibung eines Augenzeugen: „An eine Gurt, welche jedem Pferde um den Leib angelegt ist, sind einige lose Riemen befestigt, an deren Enden kleine bleierne Kugeln sind, von denen scharfe Stahlspitzen ausgehen, so daß durch die Bewegung, welche während des Rennlaufes diesen Riemen mitgetheilt wird, ein beständiges Spornen der Flanken und des Bauches entsteht; auch sind Blätter von Rauschgold, Papierstreifen und andere Substanzen, welche bei der Bewegung ein raschelndes Geräusch verursachen, an den Rücken der Pferde befestigt. Die zuletzt erwähnten Gegenstände dienen

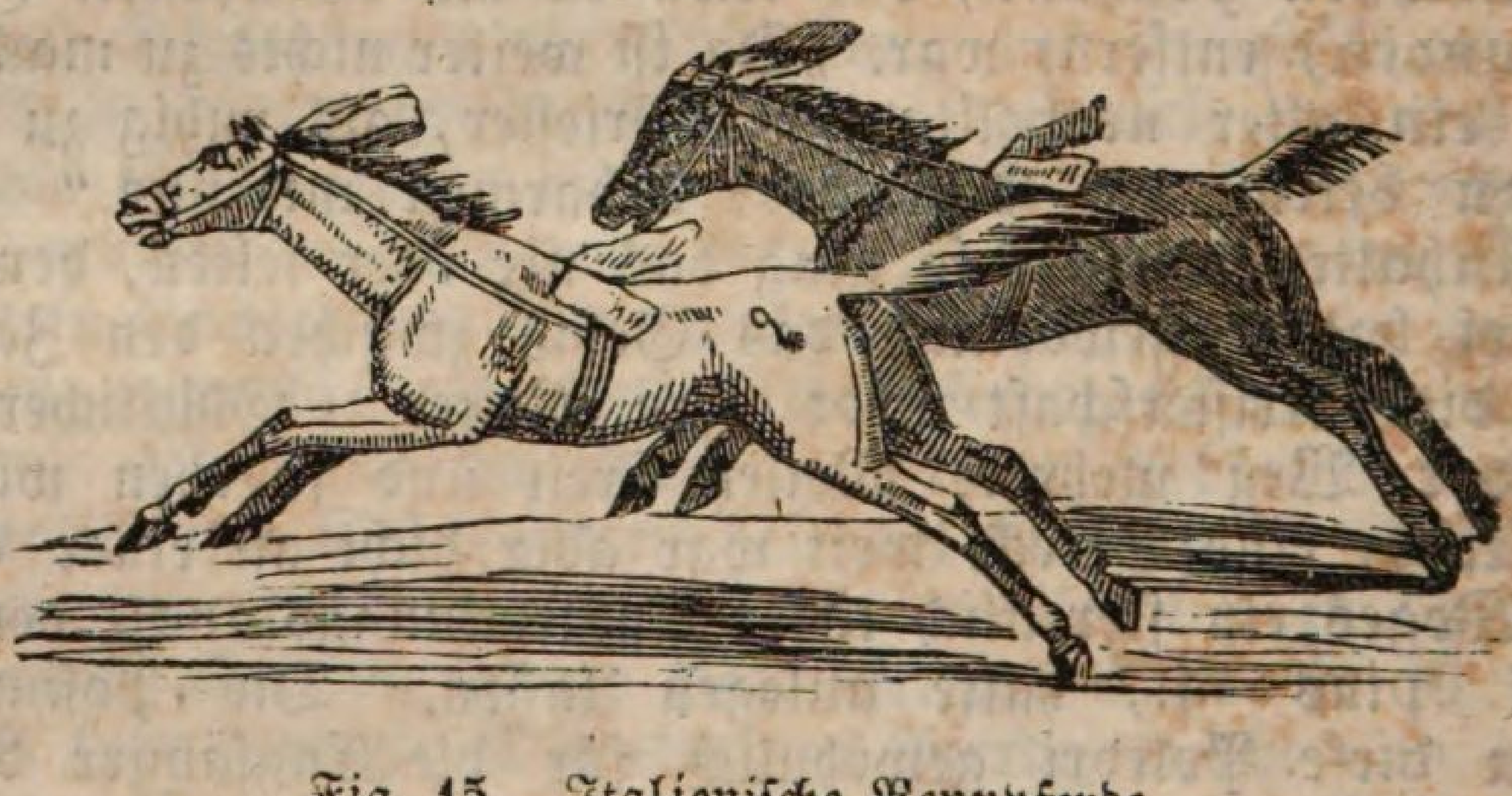

Fig. 15. Italienische Rennpferde.

dazu, die Thiere in Unruhe und Thätigkeit zu versetzen, als wäre es nicht an den stachligen Bleikugeln genug. Das Steigen, Schlagen, Schnauben und Prusten dieser also aufgestutzten Pferde kann man sich leicht vorstellen. Der interessanteste Zeitpunkt ist der kurz vor dem Ablauf. Ein sehr

starkes Seil, das auf jeder Seite durch eine Maschine festgehalten wird, dient dazu, die Straße des Corso zu sperren, und jeder Mann bringt nun sein Pferd, das er mit aller Macht halten muß, vor dieses Seil. Die Trasteverini und viele von den Bauern, in der Nähe von Rom, sind außerordentlich schöne muskelkräftige Leute; und da sie gewöhnlich mit nackten Armen und Hälsen an ihre Arbeit gehen, und bei dieser Gelegenheit mit ihren aufgeregten Pferden einigen Kampf um die Meisterschaft zu bestehen haben, so stellt sich die Aktion ihrer Glieder und das Muskelspiel derselben so günstig dar, daß sie einem Maler oder Bildhauer als Studie dienen können. Da die Rosse aber keine Reiter haben, so ist bei diesem Rennen mehr Lebensgefahr als bei den unsrigen. Zuweilen gewinnt ein Pferd die Oberhand über den Mann, der es hält, und bricht aus, ehe man den Corso vom Volke geräumt hat, in welchem Falle, sowie durch andere Zufälligkeiten, meistens beklagenswerthe Ereignisse die Folge sind.

„Sobald alles fertig ist, so setzt sich vom anderen Ende des Corso eine Truppe Dragoner in Bewegung, und galoppirt gegen den Ablaufposten, um die Straße zu säubern; nun ziehen sich diese Soldaten zurück, und bald hernach erscheint auf einem, in der Nähe des Ortes, von wo aus das Rennen beginnt, errichteten Balkone, ein Trompeter und gibt das Signal. Bei dem Schmettern der Trompete fällt das über die Straße gespannte Seil zu Boden, die Leute, welche die Pferde hielten, lassen sie los, und diese rennen dahin wie Pfeile vom Bogen geschossen. Je schneller sie laufen, desto mehr werden sie gestachelt. Man hat beobachtet, daß einige dieser Pferde so listig sind, zu halten, damit das Stacheln der bleiernen Kugeln aufhöre, im Allgemeinen rennen sie aber im tollsten Rennlaufe dahin, und zeigen zuweilen Eifersucht und Neid, daher sie einander mit den Zähnen zu fassen und zu beißen suchen.

„Der Preisrichter ist keine geringere Person als der Gouverneur von Rom selbst, der an einem Fenster des venetianischen Palastes steht, an welchem der Gewinnpfosten, oder wie ihn die Römer nennen, „la ripresa de 'barberi“ angebracht ist. Etwas jenseits dieses Palastes ist die Straße durch Wände von ausgespanntem grünem Zeug gespannt, welche die Pferde oft für eine Mauer ansehen, nicht selten aber auch durchbrechen. Der Preis, den der Eigenthümer des gewinnenden Pferdes erhält, ist bloß eine Ehrenfahne und ein Stück gestickten Zeuges.

„Während der ersten sechs Tage des Karneval, das in Rom auf die Dauer von acht Tagen festgesetzt ist, rennen

Stuten, Berberhengste und andere Pferde abwechslungsweise, während der beiden letzten Tage aber rennen alle Gattungen von Pferden durcheinander, und daher wird der Tumult, die Gefahr und die Confusion hiedurch auf das Aeußerste gesteigert.

„Obgleich Wetten, welche unseren Rennen ein so gefährliches Interesse verleihen, dort gar nicht gewöhnlich sind, und der Werth des Preises höchst gering ist, so geht doch nichts über den Eifer der leicht aufzuregenden Italiener bei dieser Gelegenheit. Während des Rennens begrüßen die Zuschauer das Pferd, welches sich gut hält, mit betäubendem Bravorufen, und zischen und utzen ebenso lärmend diejenigen aus, welche zurückbleiben."

In Corsika existirt eine kleine, aber lebhafte und thätige Ponyrace, welche von einem uralten Pferdestamm herrührt. In Sardinien ist eine sehr schöne Pferderace, für deren Veredlung die Regierung durch ein Gestüt sorgt, wo arabische und spanische Hengste gehalten werden. Auch besteht dort eine Zucht kleiner Ponies. Außerdem findet man auf dem Territorium der Baltei und der Murra, sowie auf der Insel St. Antiochio, wo auch der Muflon als wild angetroffen wird, eine Gattung wilder Pferde von unzähmbarem Temperament, welche von einigen Naturforschern für ursprüngliche wilde gehalten werden.

Von Italien wenden wir uns nach Spanien. Spanien scheint offenbar seit den frühesten Perioden eine edle Pferderace besessen zu haben. Man muß bedenken, daß zu der Zeit, als Spanien von den Iberiern und Celten bevölkert wurde, die Phönizier nicht nur mit diesem Lande Handel trieben, sondern daß sie dort ausgedehnte Niederlassungen besaßen, und ohne Zweifel vom westlichen Asien Pferde einführten. Nachher haben wahrscheinlich die Karthager bei ihrer Invasion numidische und libysche Pferde dahin gebracht, von denen wohl manche, die den Unfällen des Krieges entgingen, sich mit den einheimischen vermischt haben. Als Spanien von dem punischen Joche befreit und zu einer römischen Provinz gemacht wurde, war es wegen seiner Pferde berühmt, deren eine Menge für den Bedarf von Rom gezüchtet wurden. Zu einer weit späteren Periode überfluteten die Westgothen, Vandalen und Sueven Spanien, und brachten dorthin eine kräftige Rapprace von großer Gestalt, welche bei der Austreibung der Sueven und Alanen durch die Westgothen auf das Ufer des nördlichen Afrika verpflanzt wurden. Im Jahre 711 gingen während der Regierung des Gothenköniges Roderich die Araber des nördlichen Afrika unter Tarik

Ebn Zeyad nach Spanien über, und es wurde das Land in zwei Reiche getheilt, bis zuletzt nach Verfluß von acht Jahrhunderten die Macht der Sarazenen gebrochen wurde. Mit den afrikanischen Arabern kamen ihre herrlichen Schlachtrosse in dieses Land, und Andalusien, das die vier maurischen Königreiche: Sevilla, Cordova, Jaen und Granada umfaßt, ist noch jetzt wegen seiner schönen Pferderace berühmt. Eine derselben, die schönste, wurde auf den Hügeln von Ubeda,

Fig. 16. Abbildung des andalusischen Schlachtrosses des Cid.

auf der Weide von Cordova und in der Kartause von Jerez gezüchtet. Es ist indessen zu bemerken, daß kurz nach der Austreibung der Mauren die Verschlechterung des andalusischen Pferdes begann, und diese Entartung machte während der Kriege auf dieser Halbinsel und den nachfolgenden politischen Unruhen reißende Fortschritte; jedoch ist keineswegs deßhalb daran zu zweifeln, daß die andalusische Race in kurzer Zeit wieder zu ihrem früheren Grade von Vollkommenheit gelangen könnte. Braunen, Rappen und Grauschimmel sind die Hauptfarben der andalusischen Race. Die Glanzrappen werden als von der besten Race und größten Kraft am höchsten geachtet. Einige wenige Milchschimmel kommen unter dem Namen Perlinas vor, allein nach der Farbe, ihrer Augen und ihrer Haut zu schließen, sind sie Albinos. Von der andalusischen Race stammen die verwilderten Pferde in Peru und Mejiko her.

Gehen wir nun zu dem Pferde von Großbritannien über, das Pferderacen besitzt, die — in manchen Beziehungen — über allen anderen stehen. Wir haben bereits bemerkt, daß die Römer bei ihrer ersten Invasion in England Pferde fanden, daß die Eingeborenen kleine, aber dauerbare und feurige Pferde besaßen, welche sie an ihre Streitwägen anjochten und in deren Führung sie sich als außerordentlich geschickte Wagenlenker bewiesen. Daß sich das brittische Pferd dadurch bedeutend verändert hat, daß während der Herrschaft der Römer auf unserer Insel von Italien, Gallien und Spanien daselbst Pferde eingeführt wurden, unterliegt nicht dem geringsten Zweifel; was für neue Racen aber entstanden und welchen Grad von Verbesserung diese erreichten, sind wir nicht im Stande, genau auszumitteln. Wir wissen übrigens, daß eine Ponyrace stets gehalten und in großer Anzahl nach Rom gebracht wurde. Höchst wahrscheinlich stammen noch gegenwärtig manche unserer Ponies von diesem alten Geschlechte her und behaupten sich auf unserer Insel einen Boden.

Man ist berechtigt, zu glauben, daß die Römer, nachdem sie ihre Besitzungen in England aufgaben, eine werthvolle Pferderace zurückließen, welche den Angelsachsen zu gut kam, die sich kurze Zeit nachher auf der Insel niederließen. Welche Aufmerksamkeit aber der Pferdezucht gewidmet wurde, ist bis auf Athelstan nicht gewiß, welcher (im Jahre 930) die Ausfuhr von Pferden unter allen Umständen verbot, mit der Ausnahme als Geschenk für Monarchen, woraus man schließen kann, daß das englische Pferd auf dem Continent hochgeschätzt wurde. Außer den Maßregeln, die einheimische Race zu erhalten, sann Athelstan darauf, sie zu verbessern, und

erhielt um dieselbe Zeit von Hugh oder Hugo dem Großen (der seine Schwester Ethelda geheirathet hatte und Gründer der Dynastie Capet wurde) einige deutsche Rennpferde oder Pferde, welche sich durch Schnelligkeit und Dauer auszeichneten. Aus diesem Umstande können wir abnehmen, daß schon vor der Zeit der Eroberung durch die Normannen die englischen Pferderacen allmählig verbessert wurden, und von den Normannen steht nichts anderes zu erwarten, als daß sie hiezu noch weit mehr beitrugen, denn die normännischen Barone waren mit sehr schönen Pferden versehen. Manche, wie Wilhelm der Eroberer selbst, hatten spanische Streitrosse, und von ihnen, die das Land mit dem Schwert erobert hatten, wurden später Gestüte von dieser Race eingeführt. Obgleich die Figuren der Tapeten von Bayeux roh sind, so

Fig. 17. Wilhelm I. und Toustain, von den Tapeten von Bayeux.

lassen sie uns doch den Schluß ziehen, daß die Pferde der Normannen leichter gewesen seien, als die Streitrosse der in vollkommene Stahlrüstung gehüllten Ritter der darauf folgenden Zeitperiode; denn die Armatur jener Zeit war ni-

übermäßig schwer, sie bestand nur in einer leichten Tunika, auf welche Stahlringe angenäht waren, an dieser war eine Art von Pumphosen und eine Leibjacke befestigt, während der Helm eine bloße Kappe darstellte, mit einem Fortsatz über die Nase herab, der das Gesicht vorn schützte. Anstatt einer schweren Turnierlanze hatten sie leichte Lanzen oder auch Wurfspieße, und das Pferd war durch keine Metallplatten geschützt. Später kam eine schwerere Armatur auf, man verlangte daher auch nach schwereren Pferden, und die normännischen Barone versäumten es nicht, auf die Züchtung eines Thiers, das für ihre Macht eine so große Stütze und für die Bewahrung ihrer Würde so wesentlich war, ein sorgfältiges Auge zu haben. Es mag interessant sein, zu untersuchen, welchen Einfluß die Kreuzzüge auf den Charakter des englischen Pferdes ausübten, denn gerade durch die Kreuzzüge kam die europäische Ritterschaft in Berührung mit den feurigen und edeln Racen Arabiens und Syriens.

Die Geschichte sagt uns, daß der verderbliche Kreuzzug, in welchem Richard Löwenherz eine so hervorstechende Rolle spielte, Frankreich und England entsetzlich viel Menschen und Geld kostete; allein da so viele Ritter, Edle und Leute von Rang sich dieser Expedition anschlossen, und ihre wohldressirten Streitrosse mit sich nahmen, so mußten nothwendiger Weise beide Länder einen großen Verlust an Pferden erster Qualität erleiden, welcher besonders England betraf, denn der König von Frankreich kehrte vor Beendigung des Krieges zurück und ließ nur zehntausend Mann in Palästina. Nach Vollziehung eines Waffenstillstandes mit Saladin, kamen die, welche diesen mühevollen Feldzug überlebt hatten, zurück, aber in welchem Zustand! — nicht wie sie fortgegangen waren, im Glanze der Ritterschaft, sondern ruinirt an Gesundheit und Vermögen, und obgleich zu verschiedenen Zeiten eine Menge herrlicher Rosse von den Sarazenen mochten erbeutet worden sein, so fanden nur wenige von diesen vielleicht keines den Weg nach dem brittischen Gestade. Richard besaß zwar zwei Pferde orientalischer Abkunft, welche in Cypern gekauft worden waren, und diese waren wegen ihrer unüberwindlichen Schnelligkeit berühmt; außerdem hatte er auch arabische Pferde, allein der Schiffbruch, den er erlitt, und die nachherige Gefangenschaft in Oesterreich sind Beweis genug, daß weder diese noch irgend etwas von seinen Effekten nach England gelangte. Dies waren die Schicksale des dritten Kreuzzuges; aber auch nicht der, welchen Prinz Eduard (nachmals Eduard I.), der Sohn Heinrichs III. anführte, war durch irgend Vortheil gekrönt.

Wahrscheinlich war die Seltenheit edler Gestüte in England nach dem Tode des Richard Löwenherz der Grund, warum König Johann, der sonst keine sehr schätzenswerthe Eigenschaften besaß, der Verbesserung der englischen Pferderacen große Aufmerksamkeit schenkte. Es wurden von Flandern hundert auserlesene Streitrosse eingeführt, und durch diesen Umstand kamen die schweren Pferdeschläge in Aufnahme; endlich brachte dieser Monarch ein Gestüt von den vortrefflichsten europäischen Pferden zu Stande. Während der folgenden Regierungen erhielten wir spanische Berber, riesenhafte Streitrosse oder Destrieri aus der Lombardei, und schwere flandrische Pferde, welche oft mit ungeheueren Summen bezahlt wurden; auf diese Weise aber bildeten sich einige bestimmte Racen oder Schläge außer dem Pony. Eine von diesen Racen war das Streitroß, welches dazu geschaffen war, einen Krieger in der schweren Rüstung jener Zeit zu tragen, welche schon dem Reiter, um wie viel mehr also dem Pferd als drückende Last erschien und dieses war in ähnliche Stahlpanzer gehüllt. Die Eigenschaften, welche man von diesen Pferden verlangte, waren ungeheure Kraft und Ausdauer, wobei aber ein gewisser Grad von Flüchtigkeit, verbunden mit Feuer, Muth und edler Action, nicht fehlen durfte. Vielleicht können wir in einigen reingezüchteten Hengsten unseres massiven reingliedrigen Wagenschlages Repräsentanten dieser Turnierpferde sehen, welche sich gleich diesen durch wallende Mähne, gebogenen Hals, starke Schultern, runden Leib und breite Kruppe auszeichnen; auch unsere edelsten und feurigsten größeren Kutschpferde geben ein Bild hievon. Die hauptsächlichsten Farben waren Rappen, Braunen (bay, braun, daher Bayard) und Grauschimmel (Lyard, Apfelschimmel; Sulyard, Grauschimmel in der alten Heraldik) oder Schimmel (Blanchard).

Außer dieser zum Kriege tüchtigen Race gab es noch offenbar eine andere, leichtere, welche in Beziehung auf Eigenschaften und Größe sich verschieden verhielt. Von diesem Schlage waren einige zum Klepperdienst tauglich, da sie Kraft, Thätigkeit und Ausdauer besaßen; andere aber, von noch leichteren Formen, wurden als Paradepferde bei Schaugeprängen oder bei verschiedenen Jagdvergnügungen gebraucht, wie bei der Falkenjagd, Hasenjagd u. s. w.

Leichter gebaute Pferde wurden oft Rennpferde genannt und zu Wettrennen gebraucht, welche schon zu den Zeiten Heinrichs II. zu Smithfield ausgeübt wurden, obgleich damals das Rennen noch nicht das war, was es heutzutage ist. Nichts desto weniger gereichte es den Sportsmen der alten

Fig. 18. Hasenjagd nach altem Styl.

Tage zu großem Vergnügen, und brachte die brutale Gewohnheit, Pferde zur Thierhatz zu gebrauchen, wie dies einmal Sitte war, außer Gebrauch, so wie das kindische Vergnügen, Ponies zum Tambourinschlagen oder zum Schlagen auf klingende Schilde, sowohl mit den vorderen als hinteren Füßen, abzurichten, was nach dem Takte der Bewegungen des Dressirenden und der dies begleitenden Musik geschehen sollte.

Fig. 19.

Fig. 20.

Pferde, welche das Tambourin schlagen.

Eine weitere, für alle Zeitalter wichtige Race ist das schwere Zugpferd. Diese Race, welche von den Kriegern, Edeln und Rittern geringgeschätzt wird, mußte nothwendig, je nach den Umständen, welche auf sie einwirken, verschieden ausfallen; allein mit der Verbesserung der andern Pferdeschläge mußte das schwere Zugpferd — wiewohl langsam — gehoben und in ein Pferd verwandelt werden, das der Ackerbauer mit Stolz betrachtete. Es mochte weniger in die Augen fallen und weniger Feuer haben, als das schwere Streitroß, war aber ebenso kräftig und abgehärteter.

Unter der Regierung Heinrichs II. wurde der Verbesserung der englischen Pferdezucht ein neuer Aufschwung gegeben, denn dieser Monarch, der diesem Gegenstande nicht wenig Aufmerksamkeit schenkte, unterstützte die Einfuhr von Pferden, welche dazu tauglich schienen, unseren einheimischen Racen aufzuhelfen. Fitzstephen spricht von dem Vergnügen, das die Bürger von London an dem Wettrennen zu Smithfield hatten. So gab also, nachdem durch die Feldzüge in Palästina England an Pferden arm geworden war, König Johann den ersten Anlaß zu Verbesserung der Pferdezucht, welche nachher unter manchem nachfolgenden Scepter Fortschritte machte. Wir sehen aus einem Edikt König Richards II., welches die Regulirung der Pferdepreise betrifft, daß Linkolnshire, Cambridgeshire und das Nord- und Ostriding vor

Yorkshire schon damals, wie auch jetzt, als vorzügliche Pferdezuchtdistrikte galten.

Als die Bürgerkriege der Häuser York und Lancaster begannen und England im Blute watete, kann man nicht erwarten, daß mitten in dem Getöse der Schlachten und dem Streit und Hader an einen Gegenstand gedacht wurde, dessen genaue Verfolgung persönliche Sicherheit und öffentliche Ruhe verlangt; daher wurde auch in diesen Zeiten die Züchtung der verschiedenen Pferdeschläge hintangesetzt, die durch Krieg und Raub herbeigeführten Verluste wurden nicht ersetzt und es machte sich eine augenscheinliche Verschlechterung bemerkbar. Offenbar wurde auch kein entschiedener Schritt zur Verbesserung gethan, als bis zu der Zeit jenes gefühllosen Monarchen Heinrichs VIII., welcher ein Gestüt von spanischen Streitrossen und Zeltern anlegte und einige Dekrete in Beziehung auf die Größe der Zuchtpferde erließ, in welchen er bestimmte, die Hengste dürfen nicht weniger als 15, und die Stuten nicht weniger als 13 Faust messen. Außerdem verordnete er, von diesen Pferden sollten in dem Parke eines jeden Edelmannes zum Behufe der Züchtung eine bestimmte Anzahl unter der Aufsicht des Magistrates gehalten werden, welcher sich dann und wann durch eine Rundschau in den Parken, Gemeindeplätzen und Weidegründen von dem Bestande des Pferdestapels zu überzeugen und alle solche wegzuschaffen habe, welche geringe und ungattige Thiere wären. Die Folge dieser Gesetze, welche nach Heinrichs VIII. Tode abgeschafft wurden, ist einigermaßen problematisch. Während der Regierung der Königin Maria führte ohne Zweifel der Adel spanische Pferde ein, da dieses Land nach der Vermählung der Königin mit einem Infanten von Spanien (nachmals Philipp II.) für England offen stand. Indessen waren edle andalusische oder asturische Pferde nur in beschränktem Maße im Besitze des Adels, und daher haben wir Grund, anzunehmen, daß die Landschläge in geringem Werthe standen. In der That ist es, vergleichungsweise gesprochen, nicht so gar lange her, daß die Clevelandbraunen, das gedrungene Pferd von Suffolk und der moderne Lincolnshirerapp nebst den großen Grauschimmeln, zu der jetzigen Vollkommenheit gelangten.

Welche Verbesserung in Beziehung auf Pferdezucht während der Regierung der Königin Elisabeth vorgenommen wurde wissen wir kaum, wir glauben aber, daß nichts von allgemeiner Wichtigkeit hierin geschah. Ohne Zweifel besaßen Privatleute flüchtige und gut gezüchtete Pferde; aber, obgleich die Reiterei der Königin nicht gerade ausgezeichnet beritten

war, so lesen wir doch von Pferderennen, welche in dieser Zeit gehalten wurden, und erfahren, daß sie nicht nur sehr stark im Schwange gingen, sondern mit solch einem Eifer im Wetten getrieben wurden, daß dadurch manches Edelmanns Vermögen eine Erschütterung erhielt. Jarvis, der im Jahre 1559, ein Jahr nach der Thronbesteigung Elisabeths, ein Buch über die Behandlung der Pferde schrieb, spricht von Rennpferden; allein es scheint offenbar, daß die Wettrennen jener Zeit bloß Privatwetten von Edelleuten waren, welche ihre Pferde selbst ritten, und nicht nach bestimmten, allgemein gültigen Renngesetzen oder einem, nach gewissen festen und allgemein anerkannten Regeln fixirten Systeme geschahen. Auch war man augenscheinlich über die Wichtigkeit des Wettrennens, abgesehen vom hohen Spiel, durchaus noch nicht ganz aufgeklärt, denn wir finden, daß Lord Herbert von Cherbury in seinen Memoiren (welche 1764 bei Horace Walpole in seiner Privatpresse zu Strawberry Hill gedruckt wurden) das Wettrennen unter diejenigen vornehmen Passionen rechnet, welche eines Mannes von Ehre unwürdig seien. Seine Worte sind: „Die Uebung, welche ich nicht lobe, ist das Pferderennen, denn es ist damit gar zu viel Betrügerei verknüpft; auch sehe ich nicht ein, welches Vergnügen ein tapferer Mann an einem Thiere haben kann, dessen Hauptvortheil darin besteht, daß es uns zu schneller Flucht verhilft." Lord Herbert lebte unter der Regierung der Elisabeth, Jakobs und Karls I., und seine Bemerkungen beweisen entweder, daß das Rennen schlecht ausgeführt und geleitet wurde, oder sie sind eines Mannes von Nachdenken nicht würdig; denn obgleich wir die schmählichen Betrügereien der Rennbahn mit vollem Herzen tadeln, so muß doch zugestanden werden, daß wir der Einrichtung von Wettrennen nach bestimmten Prinzipien unter dem Schiedsgericht von Männern von Ehre und Ansehen den Ruhm unseres Pferdes verdanken.* Zu den Zeiten Lord Herberts aber wurde das Pferderennen ohne System getrieben und höchst wahrscheinlich ohne alle Ordnung

* Wir glauben eher, daß England seine gute Pferdezucht seinen guten Züchtungsgrundsätzen verdankt, als der Rennbahn, welche, wie die aus ihr hervorgegangenen Resultate zeigen, nur auf eine Einseitigkeit hinarbeitet, welche der Engländer, der in erster Linie überall Kaufmann ist, nicht verlassen wird, so lange sie rentirt. Man bedenke nur, daß das beste Rennpferd zu sehr vielen wichtigen Gebrauchszwecken unnütz ist, und daß namentlich das englische, je mehr es an Schnelligkeit auf kurze Distanz gewonnen, desto mehr an Ausdauer verloren hat, daher es gegen arabische und russische Pferde immer verliert, wenn die Wette anstatt auf Strecken von einigen Stunden auf Tagreisen geht.

Anm. d. Uebers.

ausgeführt. Während der Regierung Jakobs I. nahm das Pferderennen einen bestimmten Charakter an und wurde durch feste Regeln bestimmt. Die Race, welche zu dieser Uebung besonders taugte und wegen ihrer Schnelligkeit dazu ausersehen wurde, verbesserte man nun durch Kreuzung mit arabischem, türkischem und berberischem Blut. Jakob I. führte das arabische Pferd ein und kaufte einen sehr berühmten Hengst von einem Kaufmann Namens Markham, für die damals enorme Summe von 500 Pfund; auch kaufte er ein Pferd, das der Türkenschimmel hieß und von der Nordküste Afrika's stammte, einem gewissen Place ab, welcher später unter Oliver Cromwell Gestütsmeister wurde. Man wußte damals den Werth dieser arabischen Pferde nicht gehörig zu schätzen, indem man für große, grobknochige Gestalten eine Vorliebe hatte; Jakob I. aber blieb beharrlich bei den Ideen, die er einmal gefaßt hatte, und bewies damit, daß er ein eben so guter Pferdekenner als König war. Während seiner Regierung waren die hauptsächlichsten Gestüte zu Goterly in Yorkshire zu Croydon in Surrey und zu Theobalds bei Enfield Chase, wo der König zuweilen residirte. Die Pferde wurden regelmäßig trainirt und das Gewicht, das ein jedes tragen mußte, genau bestimmt. Die Rennen wurden zu jener Zeit gewöhnlich Glockenrennen genannt, da der Preis eine kleine goldene Glocke war.

Wir haben hier zwei berühmte Pferde anzuführen, den Helmsleytürken, welcher durch George Villiers, den ersten Herzog von Buckingham, gebracht wurde und den Marokkoberber, welchen Lord Fairfax brachte. Nun wurden die Charaktere des Rennpferdes dahin modifizirt, daß man Schnelligkeit und Feuer der Größe und den groben Knochen vorzog.

Karl I., der ein großer Beschützer des Wettrennens war, richtete die Rennen zu Newmarket ein; es war auch gebräuchlich, zu Hyde Park Wettrennen zu halten, diese scheinen aber nicht lange bestanden zu haben. Nach dem Fall Karls I. wurden die Rennen aufgehoben, bis Karl II. auf den Thron kam. Dieser Monarch war ein großer Freund von dem Rennwesen und schickte seine Stallmeister nach der Levante, um arabische Hengste und Stuten anzukaufen. Er stiftete Wettrennen auf der Datchet Wiese, während er zu Windsor residirte und brachte die Newmarketrennen wieder empor, wohin er selbst Rennpferde brachte. Die Preisglocke wurde zu einer silbernen Schale im Werthe von hundert Guineen, und auf diese königliche Gabe wurde der Namen und Stammbaum des gewinnenden Pferdes eingravirt. Während der

nachfolgenden Regierungen von Jakob II., Wilhem III. und der Königin Anna wurde das Rennwesen fleißig betrieben und von den Regenten unterstützt. Unter Wilhelm III. wurde der berühmte DarleyAraber, der aus der Wüste Palmyra stammte, eingeführt. Dieses Pferd wurde der Stammvater mehrer berühmter Renner; er war der Vater von Flying-Childers und der Begründer der Sippschaft des Eclipse. Später trug der Berber Lord Godolphins, gewöhnlich der Godolphin-Araber genannt, zum Ruhme des englischen Rennpferdes bei und begründete die Matchemrace. Auch den Byerley-Türken müssen wir anführen, den Stammvater des Herodblutes, zu welchem Highflyer gehörte, zu seiner Zeit das beste Pferd in England. Von diesen und andern orientalischen Rossen, wie Berbern, Arabern und Persern ist eine Race entstanden, welche, was Feuer und Flüchtigkeit betrifft, von keiner in der Welt erreicht wird.

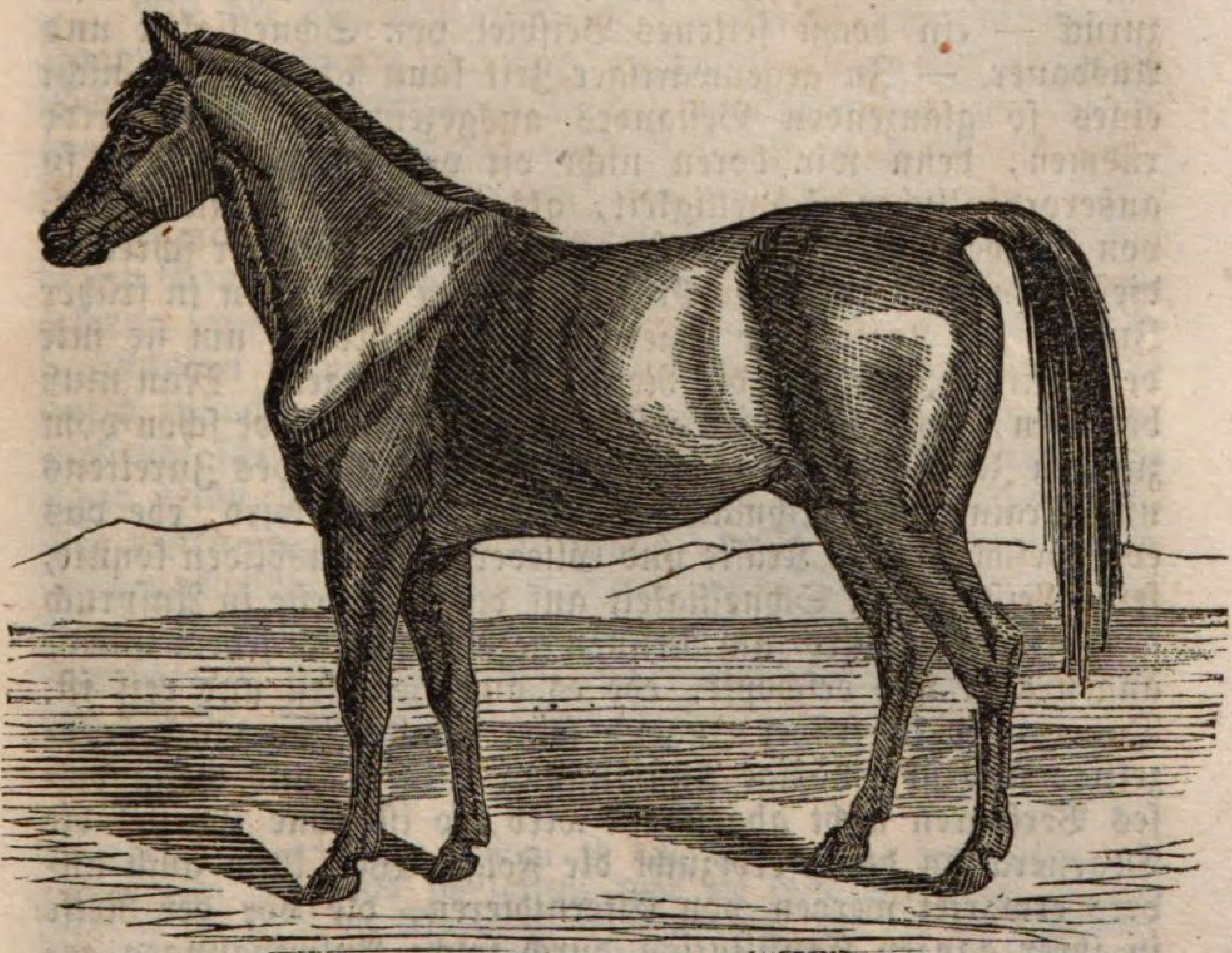

Fig. 21. Englisch-arabisches Pferd.

Als Beispiele von Rennern, welche wegen ihrer außerordentlichen Flüchtigkeit berühmt waren, wollen wir die fol-

genden anführen: der Braun Malton des Marquis von Rockingham legte zu York die Strecke von vier englischen Meilen in 7 Minuten und 43½ Sekunden zurück. Flying-Childers, der für das schnellste Pferd gilt, das je erzeugt wurde, durchrann in einer Sekunde eine Strecke von 82½′, oder beinahe eine (engl.) Meile in der Minute. Auf dem Rennen auf große Distanz zu Newmarket, wo die Bahn 4 Meilen und etwa 380 Yards lang ist (etwa 21,624′ rhein. oder nicht ganz zwei Wegstunden) legte es diese in 7½ Min., und auf dem Rennen auf kurze Distanz, wo die Bahn 3 Ml. 6 Furlongs und 93 Yards (etwa 19,602′ rhein. oder 1½ Wegstunde) lang ist, in 6 Min. 40 Sek. zurück.

Nebst dem Flying-Childers wurde Eclipse für das schnellste Pferd gehalten, war aber vielleicht nicht flüchtiger als Firetail, der im Jahr 1772 in einer Minute und vier Sekunden eine englische Meile zurücklegte. Im Jahr 1786 legte Hulls Pferd Quibbler eine Strecke von 23 Ml. (etwas über 7 Wegstunden) auf der Ebene zu Newmarket in 57 Min. und 10 Sek. zurück — ein höchst seltenes Beispiel von Schnelligkeit und Ausdauer. — In gegenwärtiger Zeit kann sich England nicht eines so glänzenden Bestandes ausgezeichneter Rennpferde rühmen, denn wir hören nicht oft von Beispielen von so außerordentlicher Schnelligkeit, als die Pferde entwickelten, von welchen wir so eben gesprochen haben, und wir schreiben diesen Umstand der bösen Praktik zu, daß man schon in früher Jugend die Kräfte der Thiere zu sehr angreift, um sie mit dem dritten Jahr auf die Rennbahn zu bringen. Man muß bedenken, daß, wenn dies geschehen soll, die Pferde schon vom zweiten Jahre an an das anstrengende Geschäft des Zureitens und Trainirens durchmachen müssen, deßhalb wird, ehe das edle Geschöpf seine Kräfte und Glieder recht ausbilden konnte, seine Leistung an Schnelligkeit auf das Aeußerste in Anspruch genommen; es wird zum Rennen gezwungen, in jedem Gliede angestrengt und erschöpft, ehe es ausgewachsen und reif ist. Daher wird in früher Jugend seine Constitution durch frühzeitige und übermäßige Anstrengung ruinirt, und wenn dieses Verfahren nicht abgeschafft wird, so ist ohne Zweifel die Degeneration der Pferdezucht die Folge. Was kann auch anders erwartet werden von Elternthieren, die vor der Reife in ihrer ganzen Constitution durch solche Anstrengungen gebrochen sind, als eine entartete Nachzucht? *

* Diese Entartung ist bereits eingetreten; es wird aber dieses schwindelhafte Treiben auf der englischen Rennbahn nicht nachlassen, so lange die Engländer am Continent willige Käufer für ihre entarteten Voll-

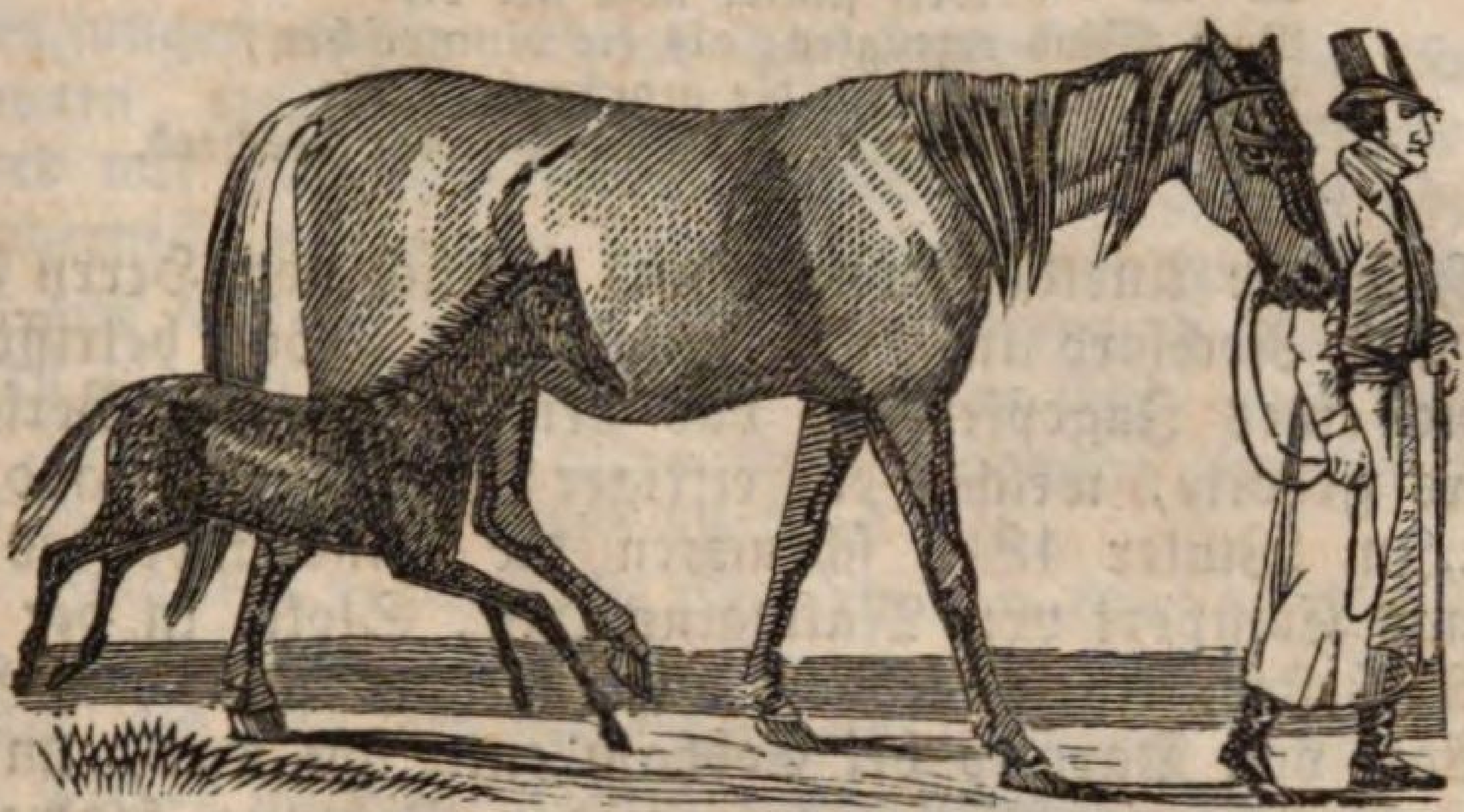

Fig. 22. Englische Vollblutstute nebst Fohlen.

Mit der Vervollkommnung der Vollblutrace ist die des Jagdpferdes unserer Zeit enge verbunden, von welchem große Schnelligkeit, Kraft und Ausdauer verlangt wird. Die Hirschjagd und Fuchsjagd wird gegenwärtig mit einer lebensgefährlichen Schnelligkeit betrieben; der ungestüme Reiter treibt sein Pferd zu den furchtbarsten Sprüngen an und mäßigt dessen Gang auch nicht auf schwerem Boden, Weizen-, Brachäckern, schwierigen Hohlwegen und mit Gestrüpp und Brombeerstauden bewachsenen Heiden. Stolz und gut eingeübt durch manche lange Jagd, erwartet das edle Thier seinen, vielleicht schweren Reiter zu tragen, und aufgeregt durch die Jagd selbst strengt es jeden Muskel und jede Sehne an. Die besten Jagdpferde sind beinahe Vollblutpferde, vielleicht Siebenachtelblut, und verbinden, dank sei es einer verständigen Züchtungsweise, gute Knochen und Muskeln von enormer Stärke mit Feuer und Geschwindigkeit. Der Art sind die Pferde, von welchen Somerville sagt:

blutpferde finden; dieses System ist sehr einträglich, denn wenn von zehn Fohlen nur eines im dritten Jahr ein Gewinner wird, so verlohnt es sich wohl der Mühe, sie heranzuziehen, und daß ein schnellerer Umtrieb im Gelde dadurch geschieht, wenn man nicht erst das vierte oder fünfte Jahr zum Rennen abwartet, liegt auf platter Hand. Bei dem Engländer verderbt hierin sein Handelsgeist das, was seine höchst solide Kenntniß und Erfahrung in der Thierzucht gut gemacht hat, und leider sucht nur zu oft der Continent dessen Handelspraktik nachzuahmen, ohne dessen besonnene Leitung und Kenntniß in der Thierzucht dabei sich immer aneignen zu wollen. Anm. d. Uebers.

— — — weit flinker noch als die
Vom Wind erzeugten, als die olympischen,
Womit Achill durch die gedrängte Reihe
Der Helden stürmt', die festen Glieder brechend.

Folgende Anekdote wurde uns kürzlich von Herrn Comport aus Rochford in Essex mitgetheilt. Sie betrifft das Geschick eines Jagdpferdes, das dem Vater des Berichterstatters gehörte, welcher ein eifriger Liebhaber der Jagd war.

„Im Winter 1812 scheuchten die Windhunde des Mr. Thomas Comport von Malmains Hall, Stoke, in der Nähe von Rochester, einen Rehbock auf, welcher aus dem Parke des Earl von Darnley bei Cobham entwischt war, und der mehr als zwanzig Meilen in gerader Richtung fortrannte. Es ist hier nicht Zweck, diese Jagd zu beschreiben, welche sehr überraschend war, sondern wir halten uns an eine Begebenheit, die im Verlauf derselben vorkam. Mr. Comports Pferd, ein Wallache, mehr als 17 Faust groß, und fähig, 18 Stein (etwa 250 Pfund) zu tragen, was ungefähr Mr. Comports Gewicht sammt Sattel und Zeug war, gelangte während dieser merkwürdigen Jagd an eine dem Mr. Comport unbekannte Einfriedigung, welche dieser aber für nichts anderes als eine Hecke und einen Graben hielt. Die Hecke war auf einem hohen Erdaufwurf, und der Graben, der vor derselben lag, etwa 6 Fuß breit. Mr. Comport ritt sein Pferd gegen die Einfriedigung, welche dieses in einem Sprung übersetzen wollte, als es aber just über der Hecke war, bemerkte Mr. Comport, und offenbar auch sein Pferd, daß auch auf der andern Seite der Hecke ein anderer breiter Graben sei. Das Hineinfallen in diesen zweiten Graben schien unvermeidlich, als zu des Reiters Erstaunen, das Pferd sich noch einen Schwung gab, indem es die Füße unter den Leib brachte, und den zweiten Graben mit Sicherheit übersprang. Mr. Comport, der vor nicht langer Zeit gestorben ist, und mehr als vierzig Jahre lang seinen Parforcehunden nachgerannt war, erzählte oft, das sei der außerordentlichste Sprung von allen, die er gesehen, oder von denen er gehört hätte."

Ohne Zweifel mußten hiebei sowohl Roß als Reiter eine außerordentliche Kaltblütigkeit und Geistesgegenwart gehabt haben.

Irland ist wegen einer schönen und sehr edlen Race von Jagdpferden berühmt, welche ungemein viel Feuer, Muth, Kraft und Schnelligkeit besitzen. Diese Pferde sind eckiger gebaut als die englischen und man kann im Allgemeinen sagen, weniger gut geribbt, trotzdem aber erstaunlicher An-

strengungen fähig. Ueber die hohen Wälle und Kalksteinmauern, welche die Felder abtheilen, setzt das irische Jagdpferd mit ganz besonderer Geschicklichkeit, anstatt aber solche Hindernisse mit einem hirschartigen Satze zu überspringen, wie das unvergleichliche englische Jagdpferd thut, setzt es zuerst die vorderen, dann die hinteren Füße auf der Spitze der Mauer auf und führt seinen Sprung hinüber dennoch mit der Leichtigkeit eines Hirsches aus.

Folgende vortreffliche Bemerkungen über die Behandlung des Jagdpferdes entlehnen wir aus der Penny Cyklopädie, zumal als die hier niedergelegten leitenden Grundsätze auf alle Pferde anwendbar sind, von welchen man schnelle und anstrengenden Dienstleistungen verlangt, wie auch der Klepper und das Kutschpferd:

„Während der Jagdzeit wird das Jagdpferd gut gefüttert und erhält solche Futtergattungen, welche in kleinem Volumen viel Nahrungsstoff enthalten. Heu bekommt es nur wenig, selten mehr als acht bis zehn Pfund per Tag und an dem Tage vor der Arbeit noch weniger. Die Quantität Körnerfutter (Hafer) beläuft sich auf 14 bis 16 Pfund täglich. In den meisten Ställen, wo Jagdpferde gehalten werden, hat man ein wohlbegründetes Vorurtheil gegen das Füttern mit Häckseln und Hafer und Bohnen werden selten gerissen.* Nach einem Tage von ungewöhnlicher Anstrengung wird ein Kleienschlapp gegeben und ist auch zu anderen Zeiten gut, wenn nicht mehr als gewöhnlicher Dienst verlangt wurde, vorausgesetzt, daß man wenigstens zwei Tage verstreichen läßt, ehe man das Pferd wieder auf die Jagd bringt.

„Kein Pferd darf weiter getrieben werden, wenn es unzweideutige Zeichen von Unwohlsein kund gibt, und solche sind: ein langsamer werdender Schritt, ein wankender Gang, schwer in der Hand Liegen, schnelles Athemholen gleich einem unterbrochenen Seufzen und eine eigenthümliche convulsivische Bewegung des Zwerchfells, als ob das Herz schnell an die Seite schlüge. Eine Aderläße, die Anwendung einer herzstärkenden Arznei und langsames Führen nach dem nächsten warmen Stall sind die besten Restaurationsmittel hiegegen;

* Das Häckselfüttern hat den Nachtheil, daß die Pferde sich an allzulangsames Fressen gewöhnen, und daß man daher länger nach dem Futter warten muß, bis man sie an den Dienst bringt, als wenn dies nicht der Fall ist; die Bohnen (Ackerbohnen) sind ein sehr nahrhaftes Futter und besonders zuträglich, wenn sie gerissen werden. Warum man gegen das Reißen des Hafers und der Bohnen ist, ist nicht abzusehen, denn die Pferde füttern sich besser von gerissenem als ungerissenem Körnerfutter. Anm. d. Uebers.

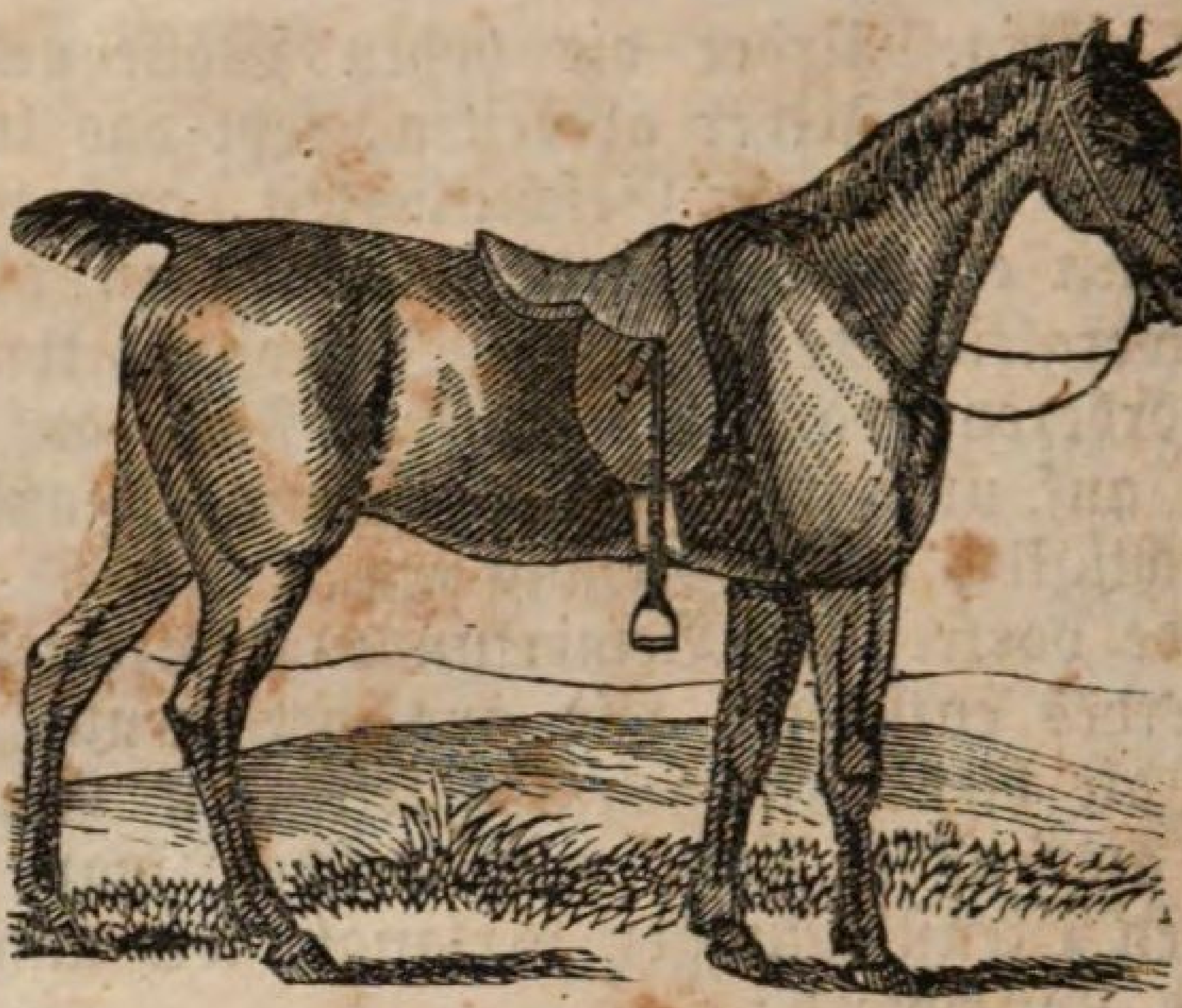

Fig. 23. Englisches Jagdpferd.

das herzstärkende Arzneimittel (wie warmes Bier, warmer Wein u. s. w.) würde wenige Stunden nachher, wenn schon die Entzündung begonnen hat, direkt schädlich sein.

„Ist die Jagdzeit vorbei, so bringt man sobald das erste Gras schön hervorsproßt, die Jagdpferde in die Koppeln, gibt ihnen dort zweimal täglich ein Haferfutter und macht ihnen einen Schuppen zurecht, unter dem sie gegen den Sturm und die Sonne ein Unterkommen finden; dort bleiben sie nun bis in die Mitte Juni's, wo die Mücken ihnen lästig zu werden beginnen. Es ist lieblich anzusehen, wie die Thiere diese kurze Zeit hindurch ihrer Freiheit genießen, die sie so gut verdient haben. In den letzten Jahren ist es aber in die Mode gekommen, sie in Laufställen unterzubringen, aus welchen sie nur auf eine Stunde kommen, um im Schritt spazieren geritten zu werden, bis man sie wieder für den nächsten Winter trainirt.

„Nichts ist so grausam und so irrig als diese letztere Praktik; denn es gibt wenige Pferde, welche nicht während der Jagdzeit auf ihren Schenkeln und Vorderfüßen etwas struppirt worden wären. Aber nichts ist so erfrischend für solche Füße als die feuchte Kühlung auf dem Rasenboden, welchen sie zu jener Zeit begehen sollen, und es gibt keine Arznei, welche so sicher und wirksam wäre, als das junge Frühlingsgras, welches alle bösen Säfte des Körpers ausstößt.

„Das Trainiren des Jagdpferdes zu seinem Dienst ist eine sehr einfache Sache. Durch Uebung und Laxirmittel

sucht man es von allem überflüssigen Fett und Fleisch zu entledigen, ohne es zu schwächen. Die Laxirmittel sind nicht nur nützlich, sondern unentbehrlich; allein die Hauptsache ist das, daß man alle Kräfte, welche das Thier besitzt, gradweise übt, ohne es außer Athem zu setzen oder durch Uebertreiben ihm zu schaden."

Die Pferde, welche gegenwärtig zum Klepperdienst oder für die leichte Reiterei gezüchtet werden, sind Halbblut oder Dreiviertelblut; der Art sind auch die leichteren Kutschen- und Postpferde, welche früher auf manchen Landstraßen sehr häufig gebraucht wurden, wo sie jetzt durch den Dampf überflüssig gemacht worden sind.

Es ist nicht so gar lange her, daß es nur wenige Postkutschen gab, und zwar nicht wie jetzt deßhalb, weil nun nach allen Richtungen Eisenbahnen gehen, sondern weil die Straßen für solche Fuhrwerke beinahe unpassirbar waren, und daher pflegten die Herrn beinahe ausschließlich zu Pferde zu reisen — was nicht ohne begründete Furcht vor berittenen Straßenräubern geschah. Unsere Leser erinnern sich vielleicht an die Schilderung Sir Walters Scott's von der Reise des jungen Obaldiston nach dem Norden und an sein Abenteuer mit Morris in dem Romane Robin der Rothe. Dies ist ein treues Gemälde von der Art zu reisen in der ersten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts. Es ist Thatsache, daß, als der Binnenhandel in England sich zu entwickeln begann und gute Straßen selten waren — sie wurden nicht lange nach jener Zeit errichtet — ein gut gebauter Klepper ein sehr wichtiges Thier war, und dies weit mehr als in unsern Tagen, wo es keinem Menschen einfällt, von London nach York zu Pferde zu reisen. Der alte Klepper von der Zeit unserer Großväter war ein starkes muskelkräftiges Pferd mit festen, gutgestellten Gliedern von guter Action und fähig, enorme Strapazen auszustehen. Wahrscheinlich war er vom Halbblut oder von einem Dreiviertelblutpferd und einer der leichteren Wagenschläge erzeugt. Man verlangte von ihm weniger rasche Bewegungen als Ausdauer und dies suchte beim alten Klepper der Züchter zu erreichen.

Obgleich die folgende Anweisung zur Behandlung des Kleppers manchem Leser als überflüssig erscheinen möchten, so unterlassen wir es doch nicht, sie anzuführen, weil sie sich auch auf den Einspänner des Reisenden beziehen lassen, welcher nicht selten so edel, oder doch beinahe so edler Abkunft ist als das Jagdpferd.

„Das Pferd muß für die Gangart, die Distanz der Reisestrecken und für die Last, die es zu ziehen oder zu tra-

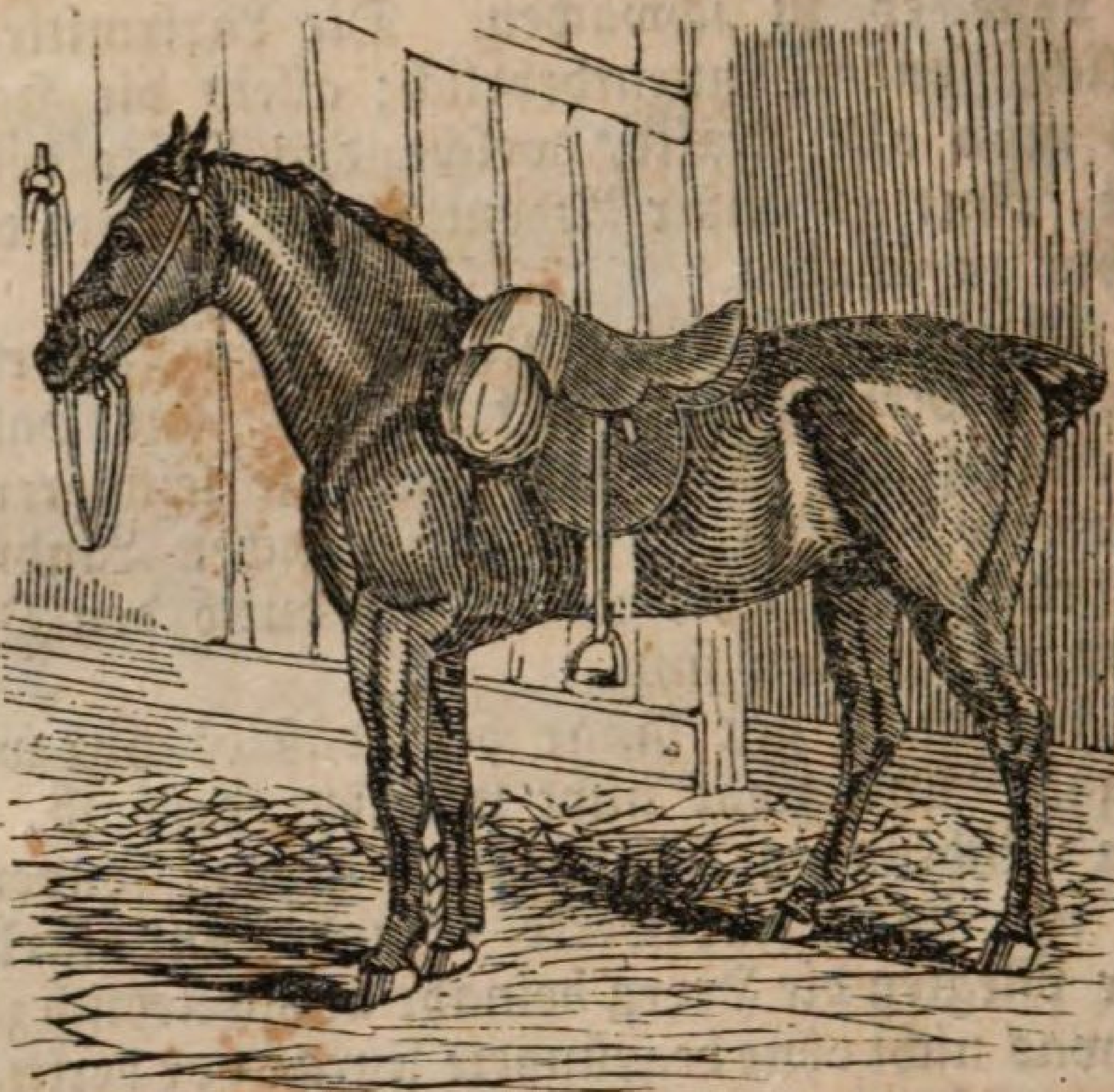

Fig. 24. Klepper, wie er früher im Gebrauch war.

gen hat, eingeübt werden, und wenn dies nicht geschehen kann, so muß in der ersten Zeit die Gangart mäßig und die Tagreisen kurz sein. Für eine Reise von 300 Meilen (etwa 100 Wegstunden) kann man dem Pferde Tagmärsche von 20 bis 25 Meilen zumuthen und jeden Tagmarsch auf zwei Stationen einrichten, wobei man eine Geschwindigkeit von 6 Meilen (2 Stunden) per Stunde verlangt, am Sonntag aber einen Rasttag gibt. Dies kann ein gut conditionirtes Pferd leisten und die Zahl der Arbeitsstunden ist täglich etwa vier Stunden.

„Das Tränken des Pferdes ist ein sehr wichtiger, allein oft vernachlässigter Theil der allgemeinen Behandlung, indem man häufig die Art des Wassers nicht gehörig beachtet. Man kennt allgemein den Unterschied zwischen hartem und weichem Wasser; das erstere enthält gewisse salzartige Bestandtheile, welche auf manchen Körper chemisch zersetzend wirken, indem sie z. B. Seifenwasser gerinnen machen, und die Auflösung anderer verhindern wie beim Theekochen, beim Gemüsekochen, beim Bierbrauen. Man kann nun natürlicher Weise annehmen, daß verschiedene Sorten von Wasser auf die thierische Oekonomie eine verschiedene Wirkung haben, und dies ist in der That der Fall. Hartes Wasser, beson=

ders Pumpwasser, das frisch vom Brunnen kommt, macht den Pferden, die nicht daran gewöhnt sind, Schüttelfrost oder Kolikschmerzen, oder es thut den Kräften des Thieres wesentlich Eintrag. Stallknechte, welche Renn- und Jagdpferde zu besorgen haben, wissen dies sehr gut, und das Pferd hat die Eigenthümlichkeit, daß es das reinste Brunnenwasser verschmäht, wenn es fließendes von einem Fluß oder selbst trübes Sumpfwasser haben kann. Wo man daher die Wahl hat, so ziehe man das weichere Wasser vor.

„Die Temperatur des Wassers ist von weit größerem Einfluß als dessen Härte. Selten bekommt Wasser von einem Teich oder Fluß schlecht, allein seine Kälte, wenn es frisch von der Quelle kommt, hat oft einen sehr schädlichen Einfluß ausgeübt. Kolik, Krämpfe und in Folge dessen oft der Tod sind auf solch einen kalten Trunk vorgekommen. Daher sollte das Wasser immer einige Stunden lang im Stalle stehen.*

„Manche Leute haben ein Vorurtheil dagegen, ihre Pferde nach Belieben trinken zu lassen; man glaubt, sie werden dadurch erkältet, oder sie leiden an den Lungen oder werden unfähig für schwere Arbeit. Gewiß ist dies der Fall, wenn das Pferd, nachdem es sich vollgetrunken, unmittelbar darauf in scharfen Galopp gesetzt wird, allein dann nicht, wenn man ihm gestattet, seinen Durst öfter und in kleineren Rationen zu stillen. Ein Pferd, das zum Wasser freien Zugang hat, trinkt während eines Tages nicht so viel als eines, das um seinen ausgedörrten Gaumen zu letzen, so schnell als möglich hineinsauft, und nicht weiß, wenn es aufhören soll.

„Auf einer Reise darf man mit völliger Sicherheit dem Pferde mehr Wasser reichen lassen als gewöhnlich im Stalle. Eine Stunde vor der Arbeit darf man es schon eine Maß Wasser trinken lassen, eine größere Quantität möchte nicht anzurathen sein. Alsdann wird es seine Arbeit mit mehr Lust und größerer Wirkung vollbringen, als wenn sein Gaumen ausgetrocknet ist, und es einen quälenden Durst leiden muß. Das Vorurtheil, das hiegegen die Stallknechte haben, welche das Rennpferd und Jagdpferd besorgen, ist eben so grausam als schädlich in seinen Folgen. Ist die Arbeit oder die Reise

* Wenn dies in wohl zugedeckten Gefäßen geschieht, so ist hiegegen nichts zu haben, geschieht es aber im offenen, so setzt sich der Dunst des Stalles in das Wasser ab, und nichts kann für das Pferd schädlicher sein als ein solches Wasser. Besser ist es immerhin, etwas heißes Wasser unter das kalte zu gießen, bis dieses temperirt wird und es dann dem Pferde zu geben, wenn man kein Fluß- oder Teichwasser haben kann.
Anm. d. Uebers.

vollbracht und hat das Pferd sich einige Minuten verschnauft, so wird eine halbe oder ganze Maß es sehr erfrischen und ihm kein Leides thun. Dann kann man ihm seinen Hafer geben, den es nun sogleich aufnimmt, und ehe es ihn ganz gefressen hat, darf man ihm so viel zu saufen geben, als es mag.

„Gegen das Ende des Tagewerkes sollte der Reisende die Gangart seines Pferdes etwas mäßigen, damit dieses an seinem Ruheplatz so trocken und abgekühlt gelange, als es die Umstände erlauben. Ist es warm, so muß es etwas herumgeführt werden, sonst schwitzt es im Stalle wieder; ist es feucht, so muß es trocken gerieben werden; je früher dies geschieht, desto besser ist es, und nachdem es bedeckt, gefüttert und getränkt ist, so mache man ihm eine weiche Streu und überlasse es seiner Ruhe.

„Bei Pferden, von welchen Schnelligkeit bei ihren Dienstleistungen verlangt wird, wie bei dem Lohnkutschpferd, dem Postpferd muß man darauf sehen, daß sie so viel zu fressen bekommen, als ihnen beliebt, allein ihnen zu jeder Zeit nicht mehr vorlegen, als sie zu verzehren im Stande sind. Die tägliche Ration hängt von dem Grade der Arbeit und der Freßlust des Pferdes ab, man kann aber im Durchschnitt 66 ℔ Häckfel, 17½ ℔ Bohnen (Ackerbohnen) und 77 ℔ Hafer per Woche annehmen. Ist die Arbeit ungewöhnlich streng, so kann am Hafer abgebrochen, an den Bohnen zugelegt und etwas Gerste beigegeben werden.“

Nun können wir uns zu dem schweren Zugpferde wenden, von denen es in England eine schönere Zucht gibt als in der ganzen Welt. Zwar sind zwischen diesen edeln Thieren, den Giganten ihrer Race, und dem halbverhungerten, schlechtgebauten Lastthier, das den Karren des Aepfelkrämers zieht, viele Zwischenstufen, und diese geringeren und vernachlässigten Thiere dienen dazu, uns zu zeigen, was das frühere, schwere Zugpferd war, bis durch sorgfältige Züchtung und verschiedene Kreuzungen aus ihm der Klepper von Suffolk, der Braun von Cleveland und der ungeheure Rapp oder Apfelschimmel von Lincolnshire wurde.

Den gedrungenen Klepper von Suffolk trifft man gegenwärtig selten mehr rein an, indem er mit andern Racen stark gekreuzt wurde, denen er seine compakte Gestalt und seine Kraft mittheilte. Wir vermuthen, daß er viel zur Bildung des alten Kleppers beigetragen hat.

Was den Clevelandbraunen betrifft, so kommt er in seiner größten Reinheit vorzugsweise in Durham und Yorkshire vor; er ist eine der Quellen unserer besten Jagdpferde,

welche durch wiederhohlte Kreuzung mit dem Vollblutpferde entstanden sind, und eine einfache Kreuzung zwischen ihm und dem Vollblutpferd von gehörig starken Knochen und guter Größe bildet das herrliche Kutschpferd mit gebogenem Hals und edler Haltung. Außerdem stammen von ihm unsere besten Paßgänger und Tilburys.

Der Rapp von Lincolnshire übertrifft alle anderen Racen an Größe und massiver Gestalt und ist ein herrliches Thier. Er verdankt seine vollkommenen Eigenschaften dem flandrischen Pferd und bildet jene bewundernswürdige Pferderace, welche man hauptsächlich an den Wägen der Brauer und Destillateurs zu London sieht. Niemand kann sie ansehen, ohne durch ihre Erscheinung gefesselt zu werden. Ihre Stärke ist unglaublich und viele haben eine Größe von 17 Faust und mehr. Auch gibt es eine eben so große Grauschimmelrace, welche an Kraft und Größe jenen nichts nachgibt; offenbar kommen diese aus einer Kreuzung der alten Grauschimmelrace und den ungeheuren flandrischen Pferden. Eine Kreuzung zwischen dem schweren Pferde von Lincolnshire und dem alten Suffolkklepper (punch) ist wegen ihrer ausgezeichneten Thätigkeit geschätzt.

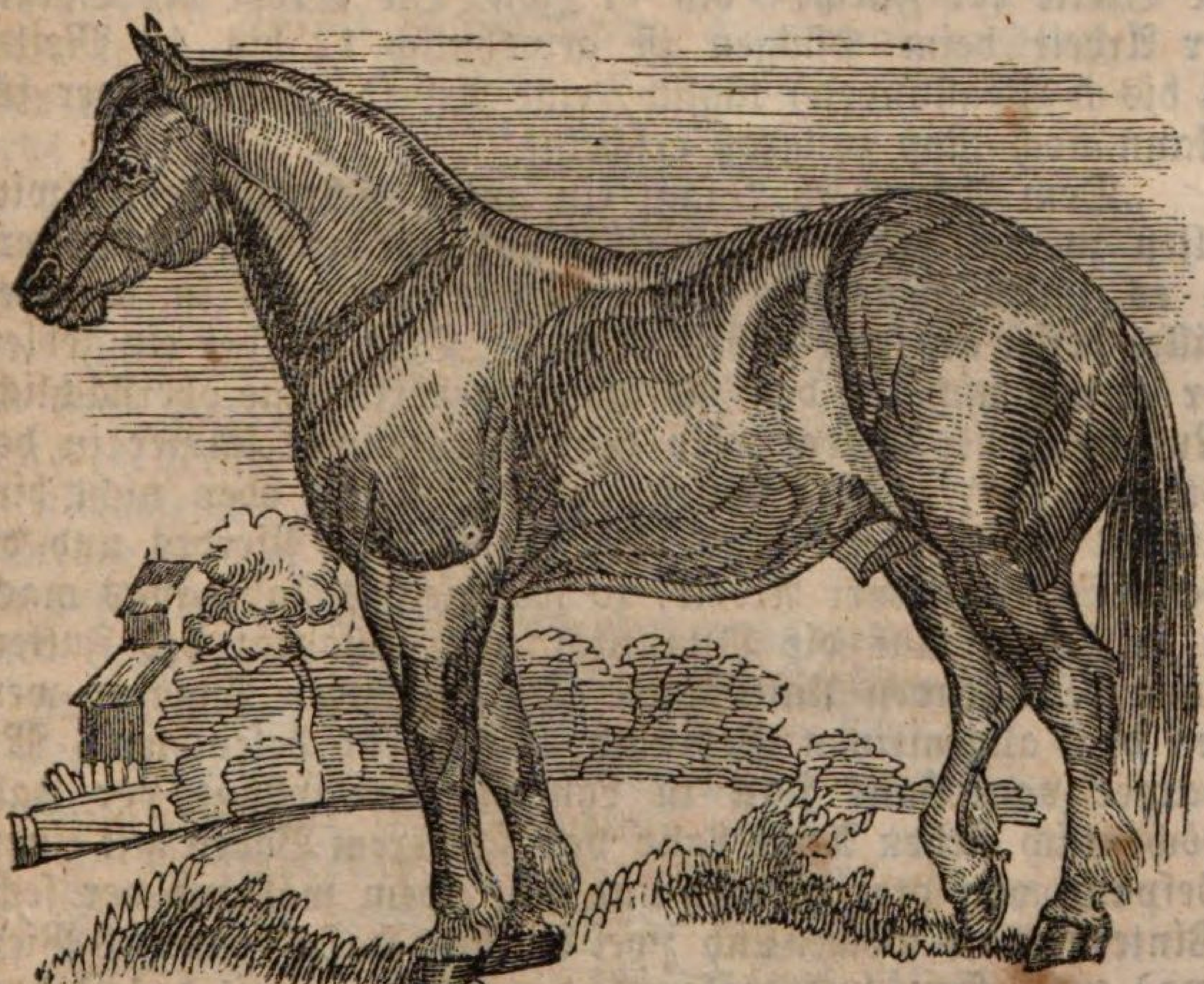

Fig. 25. Englisches schweres Zugpferd.

So riesenartig und massenhaft auch die edeln Zugpferde sind, in deren Besitz die reichen Brauer und Branntweinbrenner Londons ihren Stolz setzen, so ist es erstaunlich, zu bemerken, wie gehorsam und fromm sie sind. Die Stimme des Pferdelenkers ist hinreichend, sie in Ordnung zu bringen oder zu lenken, und oft zeigen sie einen merkwürdigen Verstand.

Die gewöhnlichen, schweren Zugpferde unseres Landes und die, welche zu landwirthschaftlichen Zwecken verwendet werden, sind kleiner, leichter und thätiger als die riesenhaften Zugpferde, die wir so eben beschrieben haben, und sind, je nach dem Grade ihrer Vorzüge und nach der Summe der Dienstleistungen, deren sie fähig sind, verschieden. Ein gutes, schweres Zugpferd arbeitet 8 bis 10 Stunden täglich sechs Tage in der Woche mit einer Schnelligkeit von 2½ bis 3½ Meile (1 bis 1½ Stunde) per Stunde und zieht dabei außer dem Karren oder Wagen, der 7 bis 8 Centner schwer ist, eine Last von 24 Centnern (Maximum). Was an Arbeitszeit oder Last mehr gefordert wird, ist eine Barbarei. Beim Pflügen hängt die Schwierigkeit der Arbeit von der Geschwindigkeit des Schrittes, der Beschaffenheit des Bodens und der Breite der Furche ab. Im Allgemeinen beläuft sich die Geschwindigkeit auf 1½ bis 2 Meilen per Stunde und die Breite der Furche 8 bis 11 Zoll. Die Größe der Distanz der Arbeit beim Pflügen ist gewöhnlich 12 bis 16 Meilen (4 bis 5 Wegstunden) täglich, eine Arbeit, welche weder für Mann noch Roß zu groß erscheint.

„Dem Ackerpferd,“ sagt ein guter Schriftsteller, „wird selten zu viel Arbeit zugemuthet und auf großen Landgütern ist es im Allgemeinen gut gefüttert, vielleicht in manchen Fällen besser als seine Arbeit verdient. Dies ist aber ein Fehler, der gerade nicht zu den schlimmen gehört. Eine oberflächliche Musterung der Thiere wird dem Eigenthümer immer in den Stand setzen, zu bestimmen, ob sie zu gut oder nicht hinreichend gefüttert werden. Die Größe des Pferdes und die Beschaffenheit seiner Arbeit, so wie die des Jahrgangs macht in Beziehung auf die Quantität und Qualität des Futters einen bedeutenden Unterschied. Die folgenden Angaben werden den allgemeinen Gebrauch hinreichend beleuchten: Mr. Harper von Bank Hall in Lancastershire pflügt per Jahr wöchentlich sieben Acres Land von schwerem Boden mit einem Gespann von drei Pferden und gibt jedem während der sechs Wintermonate wöchentlich zwei Bushels Hafer (etwa 20 Vierling) nebst Heu und während der übrigen Zeit des Jahres einen Bushel Haber nebst Grünfutter. Mr. Ellman von

Glynde in Sussex füttert zwei Bushels Hafer mit Erbsenstroh und sehr wenig Heu während der Winterwochen; im Sommer aber einen Bushel Hafer nebst Grünfutter. In der Behandlung der Pferde bei diesen beiden Landwirthen ist wenig Unterschied und dies kommt wahrscheinlich von den sich ziemlich gleichenden Verhältnissen auf beiden Gütern her. Der oberste Grundsatz in der Fütterung der Ackerpferde besteht darin, diese Thiere im Verhältniß zu ihrer Arbeit eher besser zu füttern und ihnen gutes und gedeihliches Futter zu geben, dabei ihnen aber niemals mehr als vier bis fünf Stunden Arbeit zuzumuthen, ohne ihnen, wenn entfernt vom Stall mit Hülfe des Futtersackes, ein Futter zu reichen.

Früher gab es in England eine eigenthümliche Race Packpferde, welche dazu benützt wurde, dem Binnenhandel zu dienen. Seit der Verbesserung der Landstraßen aber ist diese Race beinahe ganz verschwunden und kommt nur noch in manchen unebenen und bergigen Distrikten vor. Wir haben sie in Derbyshire angetroffen. Diese Pferde von geringer Größe, aber dauerhaft und thätig, pflegten unterwegs eins hinter dem andern zu gehen und wurden durch das vorderste angeführt, das mit Schellen versehen war, so daß in dem Dunkel der Nacht oder in den dichten Nebeln, welche sich oft am Gebirge lagern, die Truppe befähigt war, ihrem erfahrenen Führer nachzufolgen, oder wenn zerstreut, sich wieder in der alten Ordnung zu sammeln. In Derbyshire oder besser im Peakdistrikt dieser Grafschaft tragen die Packpferde Kalk und Sand; man trifft sie aber auch dort weniger häufig an als früher. Dennoch sahen wir bei unserem letzten Besuche in Burton einige Reihen Packpferde, welche die rauhen Wege in der Nachbarschaft dieses Ortes begingen. Diese Pferde sind ohne Ausnahme kuheßig gestellt, und man kann hieraus schließen, daß sie die Ueberreste einer alten, unverbesserten Race sind. Als Beweis für den dereinstigen allgemeinen Gebrauch des Packpferdes sprechen die an der Straße einsam gelegenen Schenken und Wirthshäuser, welche in verschiedenen Theilen des ebengenannten Distriktes vorkommen und an der Thüre einen privilegirten Schild führen. Zu Turnham Green in der Nähe von London z. B. ist eine alte Schenke mit dem Namen „zum Packpferde,“ wodurch einem die Zeit ins Gedächtniß gerufen wird, als die Straße um die Hauptstadt, für Räderfuhrwerke unbrauchbar, von Cavalkaden beladener Pferde begangen wurden, welche die Päckereien der Kaufleute trugen (vgl. Shakspeare Heinrich IV. Thl. 1. Akt 2).

Wir haben bereits davon gesprochen, daß seit einer sehr

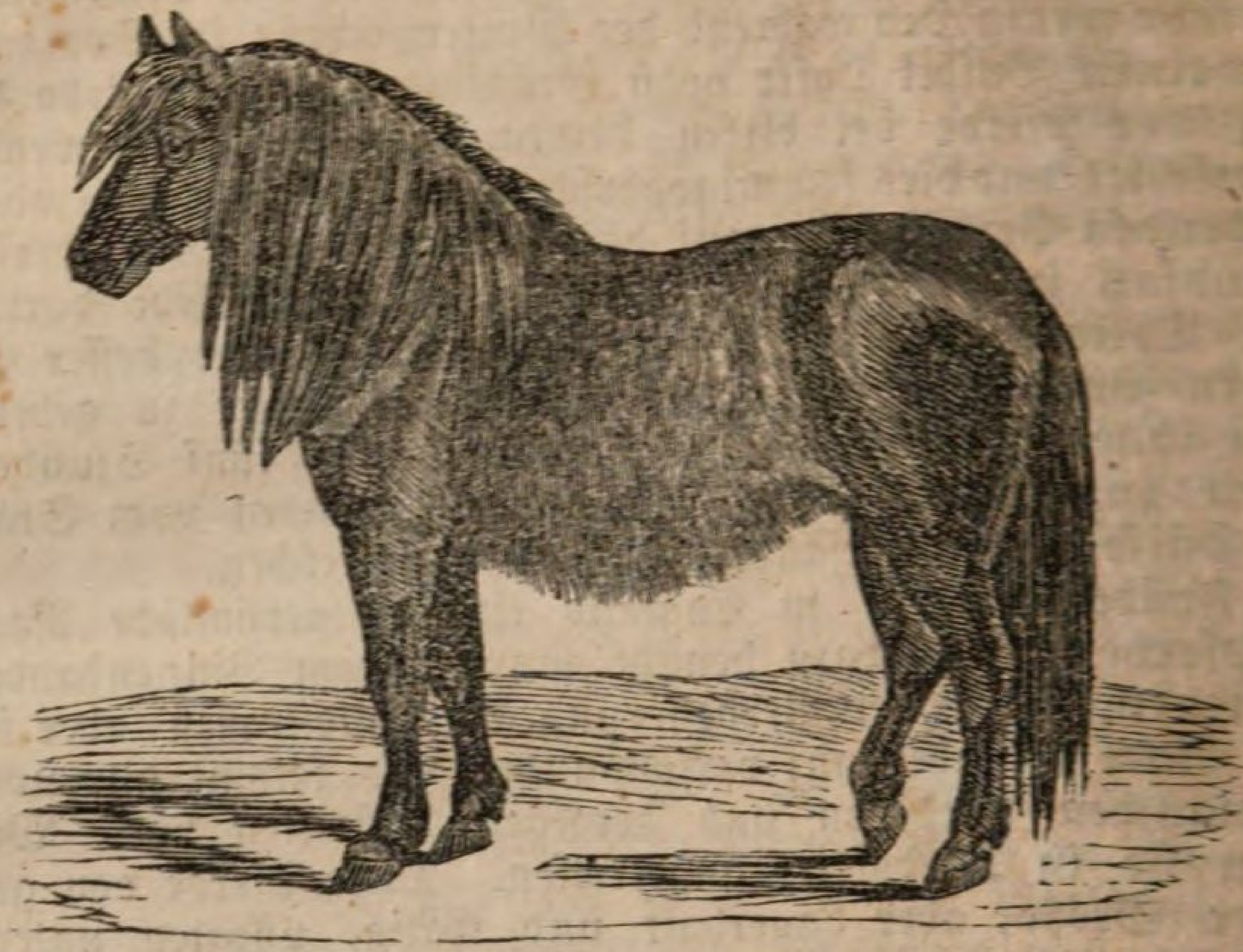

Fig. 26. Wälischer Pony.

frühen und unbestimmten Periode in Großbritannien eine sehr dauerhafte Ponyrace existirte. Dieser Art waren die Kriegspferde der Britannier zu der Zeit der römischen Invasion; und von dieser Zeit an bis auf diesen Tag haben sich verschiedene Ponyschläge im Königreich erhalten, deren einige durch ihr Feuer und ihre Schönheit ausgezeichnet sind. Es ist jedoch zu bemerken, daß gebirgige, wilde und unfruchtbare Distrikte ihre eigentliche Erzeugungsstätte sind, daher zeichnen sich Wales, die Shetland- und Orkneyinseln, die Insel Man, Dartmoor und der Newforest durch ihre Ponies vortheilhaft aus.

Der wälische Pony kann als Typus dieser Race gelten; er ist eben so feurig und thätig als schön, mit kleinem Kopf, ausdrucksvollen Augen, kurzen, scharfen Ohren, scharfem Widerrist, aber von tiefem und runden Körper, gedrungenen Gelenken, flachen Füßen und kleinen, runden Hüfen; dies sind die Charaktere der besten Race. Diese winzigen Pferde haben in ihren Bewegungen große Freiheit und Lebhaftigkeit, es fehlt ihnen nicht im geringsten an Ausdauer und übertreffen hierin in gebirgigen Gegenden Klepper von weit größerer Statur; in der That ist ihre Stärke weit größer als man dem ersten Anblicke nach schließen sollte.

Der Pony von den Orkney- und Shetlandinseln ist noch kleiner als der von Wales, aber zuweilen recht nett. Zwar ist sein Widerrist flach und niedrig, allein die Glieder sind fest in den Gelenken und die Stärke und das Feuer dieser kleinen Thiere ist erstaunlich. Sir Walter Scotts Schilderung von diesen Ponies in seinem Romane: „der Pirat," ist sehr bezeichnend, und sie sind in der That in diesen neblichen Eilanden nur halb gezähmt.

In Schottland ist eine sehr dauerhafte Ponyrace allgemein im Gebrauch. Dandie Diemont, sein Pony Dumple und seine Hunde Senf und Pfeffer sind eine wohl allen unseren Lesern bekannte Gruppe.

Ein Mitarbeiter des Pennymagazins gibt uns folgende interessante Beobachtungen über die halbwilden Ponies, welche in dem Distrikte Newforest gezüchtet werden: „Hier finden wir das Pferd wieder beinahe zum Naturzustande zurückgekehrt und es besitzt auch daher in seinen kleinen Dimensionen und unter seinem haarigen Aeußern einen Grad von Feuer und Stärke, den wir vergebens an Pferden suchen, welche nach gewissen Principien gezüchtet wurden, um entweder Schönheit oder Symmetrie, oder Fähigkeit zu momentaner Schnelle auf Kosten bleibenderer und schätzbarerer Eigenschaften herauszureizen. Das Pferd vom Newforest ist in der That ein wahres Studium für einen, der die natürliche Entwicklung dieses nützlichsten aller Thiere genau kennen lernen und sich darüber unterrichten will, bis zu welchem Grade selbst bei dem vorsichtigsten und erfolgreichsten Züchten gewisse natürliche Eigenschaften sich verlieren.

„Man sieht bei dem Pferde von Newforest in Beziehung auf Züchtung weder auf Größe noch Symmetrie, noch irgend einen besonderen Charakter, sondern überläßt der allgemeinen Entwicklung alle Eigenschaften des Pferdes, gute oder schlimme, wie sie der Mensch ansieht. Diese Pferde gehören den Grenznachbarn des Forstes, welche Hutrechte haben, oder den daselbst wohnenden kleinen Bauern. Die Newforestpferde läßt man, ehe sie für den Markt tauglich sind, so gut für sich selber sorgen als sie mögen, und obgleich sie ihre Eigenthümer haben, so bekümmern sich diese nicht um ihre Nahrung, noch um deren Obdach. Im Sommer entwickeln diese Pferde jenen Instinkt, von welchem die Zähmung des Pferdes abhängt, indem sie sich in bedeutende Heerden zusammenthun, und da sie zu dieser Jahreszeit immer Ueberfluß an Futter haben und daher munter und lustig sind, so gewähren sie, wenn sie in Freiheit und voll eines Vergnügens, von dem das gezähmte Pferd nichts weiß, im Walde sich umhertreiben,

einen überaus angenehmen Anblick. Im Winter, wo die Aermlichkeit der Weide sie zwingt, mehr vereinzelt zu gehen, halten sie sich im Allgemeinen im tiefen Dickicht auf und suchen sich, was sie an dürren Blättern, Rinden u. s. w. finden, als Nahrung zusammen, alsdann werden sie außerordentlich unansehnlich und haarig, allein die Reinheit ihrer Glieder und die Flüchtigkeit ihrer Bewegungen ist nicht um ein Jota verändert. In den sumpfigen Gegenden des Waldes stehen sie, wenn der Winter ziemlich rauh ist, viel aus, weil das verdorrte Gras überschwemmt und mit einer Eisdecke bedeckt wird; wenn sie aber nach den höher gelegenen und mehr trockenen Moorgründen gelangen können, wo keine Bäume wachsen, so finden sie eine reichlichere Winternahrung an dem Ginster (ulex), mit welchem diese überall bedeckt sind, wo der Boden nicht gerade aus dem allermagersten Klippensande besteht. In der Behandlung dieses Futters, das, wenn zubereitet, selbst für gezähmte Pferde sehr gesund ist, entwickeln sie — wenn man diesen Ausdruck bei Thieren gebrauchen darf — einige Wissenschaft; sie machen sich an das Verzehren des Ginsters nicht so lange dieser aufrecht steht, sondern zerstampfen ihn zuerst mit dem Vorderfuß und fressen ihn nach diesem Vorgang nicht nur ohne Schaden, sondern offenbar sehr gern. Dieses Benehmen kann den Menschen belehren und ist auch von diesem schon als gute Lehre aufgenommen worden; denn in manchen Distrikten, wo es viel Ginster gibt, wird er in Mühlen oder auf andere Weise gebrochen und gerieben, in welchem Zustande er für die Pferde ein vorzügliches Winterfutter abgibt.

„Im Allgemeinen werden die Newforestpferde in einem zu zarten Alter eingefangen und man möchte sagen zur Sklavenarbeit verhandelt. Es scheint ein Naturgesetz zu sein, daß diese Thiere, wenn sich selbst überlassen, weit längere Zeit nöthig haben, um zur Reife zu gelangen, als wenn sie durch künstliche Mittel zu einer frühen Reife genöthigt werden. Dieses eigenthümliche Verhalten thut aber weder der Brauchbarkeit dieser Thiere noch ihrer Dienstzeit Eintrag, denn läßt man diese Pferde bis zum siebenten oder achten Jahre freilaufen, so sind um diese Zeit ihre Körperverhältnisse consolidirt und sie vermögen weit mehr und strengere Arbeit zu leisten, als die künstlich aufgezogenen Pferde. Zwar ist es, wenn man sie so lange frei laufen läßt, schwer, sie zu fangen und in den meisten Fällen noch schwerer, sie anzugewöhnen, allein sind sie dies einmal, so haben sie einen hohen Werth, indem sie große Ausdauer, Schnelligkeit und Sicherheit im Gangwerk zeigen, dabei aber selten oder nie

Krankheiten unterworfen sind. In ihrem Betragen haben sie einige Aehnlichkeit mit dem wilden Pferde von Südamerika, von dem uns Head in seinen Bemerkungen über die Pampas eine so lebhafte Schilderung gegeben hat; da aber das Klima von Newforest von dem der Ebenen Südamerika's sich wesentlich unterscheidet, so sind diese Pferde, sowohl was Stärke als was Feuer betrifft, vorzüglicher. Die Clowns, deren Geschäft es ist, die Newforestpferde einzufangen, bedienen sich hiezu oft der Schlinge, etwa in der Art, wie die Gauchos in Südamerika, allein diese Schlinge, so wie die Art, wie sie sich derselben bedienen, ist roher und unbehülflicher als der amerikanische Lasso.

„Nach den gewöhnlichen Begriffen derer, welche Freunde des Pony sind, ist das Newforestpferd keinesweges schön, allein es ist nicht wenig malerisch und paßt zu dem Charakter des Distriktes, in dem es lebt, vollkommen. Sein Schweif und seine Mähne sind immer dicht und wallend und während der Wintermonate trägt es einen haarigen Pelz; wird es aber zum Hausdienste eingebracht, gut gefüttert und vor dem Wetter geschützt, so wird seine Haut glatt, während Mähne und Schweif bleiben wie sie sind. Vielleicht eines der tadelnswerthesten Körperverhältnisse ist die Länge seines Körpers im Verhältniß zu der seiner Beine, allein trotzdem hat es einen starken Rücken, und obgleich sein Kopf etwas schwer ist, hat es doch einen starken Hals und trägt diesen gut."

Wir betrachten diese Ponies als die Abkömmlinge der alten brittischen Race; daß sie aber besser seien als das wilde oder verwilderte Pferd von Südamerika, wie dieser Schriftsteller annimmt, kann nicht zugegeben werden. Wir können hier die Betrachtung aller, unter einander sehr verkreuzter, brittischen Pferderacen nicht im Detail verfolgen und eine genauere Erwähnung der verschiedenen außerordentlichen Gestaltungen des Rennpferdes, des Jagdpferdes und Kleppers, von welchem die Magazine der Sports voll sind, ist mehr für den, der sich ausschließlich dem Rennwesen widmet, als für den Zoologen wichtig; wir haben es aber mit der Naturgeschichte dieses edeln und außerordentlich nützlichen Thieres zu thun.

Von den Bewegungen des Pferdes im Allgemeinen und dem Knochenbau desselben war bereits die Rede; hier betrachten wir die Gangarten insbesondere, da sie von großer Wichtigkeit für den Gebrauch sind. *

* Hier theilt nun der Verfaßer eine kleine Abhandlung aus dem Pennymagazin über diesen Gegenstand mit, welche dermaßen falsch ist, daß wir sie nicht wiedergeben können und es gar wundersam

Das Pferd nützt einzig und allein durch seine Bewegung, weßhalb diese die Diensttauglichkeit desselben vorzugsweise bedingt. Obgleich sich zuweilen Pferde von nicht ganz regelmäßigem Körperbaue gut, mit Kraft, Gewandtheit und Ausdauer bewegen, so hängt doch im Allgemeinen die gute regelmäßige Bewegung hauptsächlich von einem regelmäßigen Körperbaue und von richtiger Stellung ab. Ungetrübte Ausführung der Bewegung durch leichte Beweglichkeit der Gelenke und günstige Erfolge derselben im Raume und in der Zeit begründen die Gewandtheit der Bewegung, so daß Kraft, Gewandtheit und Ausdauer als die vorzüglichsten Eigenschaften der Bewegung für die Diensttauglichkeit eines Pferdes gelten.

Die Art der Bewegung im Raume und der Zeit zeigt Verschiedenheiten in der Ausführung, Schnelligkeit und dem Kraftaufwande und begründet hiedurch die Unterschiede der Gangarten, welche man in natürliche und künstliche abtheilt, erstere als solche, welche das Pferd auch in seinem Naturzustande, sich selbst überlassen, annimmt, letztere als solche, welche das Pferd erst unter dem Gebote des Menschen, durch die Dressur sich angewöhnt. Zu den natürlichen Gangarten zählt man den Schritt, den Trab und den Galopp. Alle diese Gangarten geschehen durch die Bewegungen der Gliedmaßen an dem Körper, der von ihm bald ruhiger, bald unruhiger getragen wird. Bei der Bewegung jeder einzelnen Gliedmaße sind vier Zeitpunkte zu unterscheiden, als: 1) Beugung der einzelnen Glieder und hiedurch Entfernung des Fußes von seinem Stande, Boden, Antritt der Bewegung; 2) Erhebung des Fußes vom Boden und Schweben desselben in der Höhe; 3) Strecken des erhabenen Fußes und Raumgreifen desselben, und 4) Niedersetzen des vorgreifenden Fußes und Stützen des vorgeschobenen Körpers. Jede Gangart zeigt diese Bewegung der einzelnen Glieder der Füße und unterscheidet sich nur von der andern, durch die gleichzeitige oder erst in besondern Zeitabschnitten erfolgende Bewegung der Füße. Alle diese Bewegungen gehen in einer gewissen Reihenfolge vor sich, um Bewegung und Stützung des Körpers zum Frommen der Sicherheit des Ganges geschehen zu lassen.

finden, wie ein Schriftsteller, der sich sonst als seinem Gegenstand völlig gewachsen zeigt, eine solche Abhandlung geben konnte; um aber den deutschen Leser zu entschädigen, theilen wir aus der „Anleitung zur Kenntniß des Aeußeren des Pferdes von Baumeister," einem anerkannt ausgezeichneten Werk, das Hierhergehörige über die Gangarten im Auszuge mit. Anm. d. Uebers.

Der *Schritt* ist eine mäßige Fortbewegung des Pferdes, wobei die vier Füße kreuzweise in bestimmten Zwischenräumen nach einander bewegt werden und man deutlich vier von einander unterscheidbare Hufschläge in gleichmäßigen Zeitabschnitten auf einander vernehmen kann, so daß wenn z. B. der *rechte* Vorderfuß im ersten Zeitpunkte der Bewegung gebeugt und vom Boden entfernt und im zweiten in die Höhe gehoben wird, der *linke* Hinterfuß sich im ersten Zeitpunkte der Bewegung beugt und vom Boden entfernt, der *rechte* Vorderfuß im dritten Zeitpunkte der Bewegung vorgestreckt wird und Raum greift, während der *linke* Hinterfuß im zweiten Zeitpunkte seiner Bewegung in die Höhe gehoben wird, und endlich der *rechte* Vorderfuß mit dem Hufe auf dem Boden auftritt und den ersten Hufschlag vernehmen läßt, während der *linke* Hinterfuß im dritten Zeitraume seiner Bewegung vorgestreckt wird und Raum greift; in dieser Lage wird nun der ganze Körper, auf dem *rechten* Vorderfuß gestützt, vorwärts geschoben und derselbe unter den Leib gestellt, so daß der *linke* Vorderfuß in den ersten Zeitpunkt seiner Bewegung versetzt wird, so wie dies erfolgt ist, wird der vorgegriffene *linke* Hinterfuß im vierten Zeitpunkte seiner Bewegung auf den Boden gesetzt, und der zweite Hufschlag vernehmbar, sofort wird der *linke* Vorderfnß in die Höhe gehoben, der *rechte* Hinterfuß gebogen und vom Boden entfernt, ferner der *linke* Vorderfuß vorgestreckt, der *rechte* Hinterfuß in die Höhe gehoben, endlich der *linke* Hinterfuß auf den Boden gesetzt und der dritte Hufschlag vernehmbar, der *rechte* Vorderfuß wird wieder in den ersten Zeitpunkt seiner Bewegung, Beugung und Entfernung vom Boden versetzt, der *rechte* Hinterfuß aber auf den Boden gesetzt und der vierte Hufschlag vernehmbar u. s. f. Diese Aufeinanderfolge geht aber gemeiniglich so schnell, daß man nur bei einiger Uebung die einzelnen Zeitpunkte der Bewegung der Füße wahrnehmen kann, und man daher in der Ansicht über Folge der Füße bei der Gangart des Schrittes sehr getäuscht werden kann. Am besten läßt es sich übrigens wahrnehmen, wenn man bloß die Füße *einer* Seite ins Auge faßt, wobei man sieht, daß z. B. der linke Vorderfuß vorgestreckt ist, während der linke Hinterfuß nach rückwärts gestellt ist, und der rechte Vorderfuß gleichzeitig nach rückwärts unter den Leib gestellt ist, während der rechte Hinterfuß nach vorwärts gestreckt wird; so wie nun der linke Vorderfuß auf den Boden gesetzt wird, beugt sich der rechte Vorderfuß und verläßt mit den Trachten den Boden, sogleich darauf wird während des Vorschie-

bens des Körpers der rechte Hinterfuß, dicht hinter dem Fußtritte des den Boden verlassenden rechten Vorderfußes auf den Boden gesetzt, der linke Vorderfuß unter den Leib gestellt und der linke Hinterfuß vom Boden enfernt wahrgenommen. Die richtige Betrachtung des Schrittes ist um so wichtiger, als manche abweichende Ansichten darüber bestehen, und die Beurtheilung des Schrittes für die Dienstbestimmung eines Pferdes von solch entscheidendem Einflusse ist. Der Raum, den das Pferd beim Schritte mit den Füßen überschreitet, beträgt nach einer allgemeinen Annahme ungefähr die Höhe seiner Füße, nämlich an den Vorderfüßen vom Ellbogen bis zum Boden, an den Hinterfüßen von der Leiste bis zum Boden.

Der Trab oder Trott ist eine schnellere Art der Fortbewegung, wobei die Zeitpunkte der Beugung, Erhebung, Streckung und des Niedersetzens einander so schnell folgen, daß zwei Füße kreuzweise fast gleichzeitig gehoben werden und durch die rasche Folge der andern Füße schon ein Moment bemerkbar wird, in welchem kein Fuß auf die Erde aufgesetzt ist; bei dieser Gangart bemerkt man nur zwei Hufschläge. In der Regel wird beim Trabe so weit Raum gegriffen, als die doppelte Länge des Fußes, vom Ellbogen bis zum Boden, oder von der Leiste bis zum Boden beträgt, so daß der Hinterfnß dicht hinter den Fußstapfen des Vorderfußes eintritt; bei dem gestreckten Trabe greift aber das Pferd weitern Raum, dreimal die oben erwähnte Fußlänge, so daß der Hinterfuß den Fußstapfen des Vorderfußes überschreitet.

Der Galopp ist die schnellste aber auch angreifendste Art der Fortbewegung und besteht eigentlich in Bogensprüngen, die je nachdem sie ausgedehnt oder abgekürzt werden die verschiedenen Arten dieses Ganges begründen. Er wird so ausgeführt, daß die Füße einer Seite weiter vorgesetzt werden, als die der andern Seite, weßhalb der Galopp, je nach der vorgreifenden Seite benannt, als rechts und links bezeichnet wird. Zu dem Galopp beim Reiten wird das Pferd etwas schief nach der vorgreifenden Seite gestellt, durch Aufrichten des Kopfes und Halses, Verkürzen der Zügel und Anlegen der Waden zusammengedrängt, versammelt, und zum Springen angetrieben. Das Ansprengen zum Galopp aus der Stelle, oder vom Stand der Ruhe, ist nur beim vollkommen gerittenen Pferde ausführbar. Schon das Ansprengen des Pferdes zum Galopp aus dem Schritte setzt einen höheren Grad der Dressur voraus, am liebsten sprengen die Pferde aus dem Trabe in den Galopp an, was geübte Reiter sehr

gut zu benützen verstehen. Bei dem durch Dressur zum rechts Galoppiren gebrachten Pferde erhebt sich sodann der rechte Vorderfuß und gleich darauf der linke Vorder- und der rechte Hinterfuß; während auf solche Weise das Pferd mit dem Vordertheile erhoben ist, ruht die Last des Körpers auf dem zurückbleibenden linken Hinterfuße, der fest und satt auf dem Boden gestellt ist und im Fessel durchtritt: durch das Erheben des linken Hinterfußes wird der Körper nach vorwärts geschleudert, der linke Vorderfuß und der rechte Hinterfuß werden sofort auf den Boden gesetzt und lassen den ersten Hufschlag vernehmen; unmittelbar darauf wird auch der rechte Vorderfuß auf den Boden gesetzt und bildet den zweiten Hufschlag, und endlich folgt, während die Vorderfüße schon wieder erhoben werden, auch der linke Hinterfuß und läßt den vierten Hufschlag vernehmen. Beim links Galoppiren, das von rohen undressirten Pferden am liebsten ausgeführt wird, erscheint diese Folge umgekehrt. Zuweilen läßt man auch diese Folge geflissentlich wechseln, um den durch Ueberlastung am meisten angegriffenen zurückbleibenden Hinterfuß vor zu starker Abnutzung zu schonen. Wo aber diese Folge der Füße nicht in der angegebenen Ordnung geschieht, ist der Galopp unregelmäßig, f a l s c h. Beim gewöhnlichen Galoppe überdeckt das Pferd mit seinen gestreckten Füßen gegen zwei Pferdelängen, bei beschleunigten Galopparten mehr, bei verhaltenem Galoppe weniger, beim regelmäßigen Galoppe greifen aber die Vorderfüße so viel Raum als die Hinterfüße, und letztere treten nur weniges über die Fußstapfen der Vorderfüße hinaus; nur beim gestreckten Galoppe überschreiten die Hinterfüße die Fußstapfen der Vorderfüße beträchtlicher. Der S c h u l g a l o p p oder R e d o p p unterscheidet sich von dem gewöhnlichen hauptsächlich dadurch, daß er abgekürzter und erhabener ist; wenn dabei das Pferd vom Reiter in die richtige Stellung gebracht und angetrieben wird, so erfolgt zuerst das Vor- und Niedersetzen des linken Hinterfußes und gleich darauf des rechten Hinterfußes, hierauf erheben sich die Vorderfüße, greifen vor, während dessen der Körper vorwärts getrieben wird; zuerst wird der linke Vorderfuß auf den Boden gesetzt und läßt den ersten Hufschlag vernehmen, alsdann wird der rechte Vorderfuß niedergesetzt und bildet den zweiten stärkern Hufschlag; sodann greift der rechte Hinterfuß vor und läßt den dritten Hufschlag ertönen und endlich greift auch der linke Hinterfuß vor und bildet den vierten Hufschlag; da auch bei dem Schulgalopp rechts und links gewechselt wird, so erfolgt die eben angegebene Ordnung beim links Galoppiren umgekehrt. Die vier hier hör-

baren Hufschläge folgen um so schneller auf einander, je räumender und erhabener der Galopp ist. Beim Schulgaloppe treten die Hinterfüße in der Regel hinter die Fußstapfen der Vorderfüße, daher überdeckt das Pferd hiebei bloß eine Pferdelänge Raum; die Carriere oder der Rennlauf, ist die rascheste und schnellste Bewegung des Pferdes und besteht in einer Reihe von Sprüngen, um mit ganz ausgestrecktem Körper und Füßen möglichst viel Raum zu greifen. Selten wird er sogleich aus dem Stand der Ruhe, sondern erst aus andern sich allmählig steigernden Gangarten, namentlich aus dem Galopp, angetreten, bei ihm werden die Hinterfüße fast gleich neben einander weit unter den Leib gestellt, hiedurch der Körper nach vorwärts gedrängt, während die gleichfalls nebeneinandergestellten Vorderfüße erhoben und vorgestreckt werden, um drei bis vier Pferdslängen überschreitend, Raum zu greifen, hierauf werden die Vorderfüße fast gleichzeitig auf den Boden gesetzt, die Hinterfüße zum Vorgreifen angezogen und so wieder zu einem weitern Sprunge ausgeholt, so daß diese Gangart in einem fortwährenden abwechselnden Zusammenraffen und Auseinandertreiben der Gliedmaßen besteht und bei dem fast gleichzeitigen Niedersetzen der Vordergliedmaßen oder der Hintergliedmaßen bloß zwei Hufschläge vernehmen läßt; hiebei erscheint aber der Körper des Pferdes nicht erhaben, sondern niedriger als bei jeder Gangart, Kopf und Hals möglichst ausgestreckt und das ganze Pferd mehr am Boden gestreckt. Durch diese Gangart wird in möglichst kurzer Zeit beträchtlicher Raum überschritten, allein das Pferd hält ihn nur kurze Zeit aus.

Der Paß ist eine eigenthümliche Art der Fortbewegung, wobei zwei Füße einer Seite vorgesetzt werden und mit denen der andern Seite abwechseln; da die Körperschwere hiebei von einer Seite auf die andere geworfen werden muß, so bekommt der Gang hiedurch ein wankendes Aussehen und wird, weil er nicht schön, nicht sicher, nicht auf jeder Bodenbeschaffenheit anwendbar und nicht üblich ist, nicht gerne gesehen und sogar zu den fehlerhaften Gangarten gezählt. Als Arten des Passes bezeichnet man den Halbpaß, Antritt, Dreischlag, dieselben sind dem Passe ähnliche Gangarten, wobei jedoch die Füße nicht bloß auf einer Seite gehoben und vorgesetzt, sondern in großer Unordnung, bald übers Kreuz, bald bloß auf einer Seite bewegt werden, daß man drei Hufschläge in kurzen Zeitabschnitten, den vierten aber erst spät nachfolgend vernimmt. Diese fehlerhaften Gangarten zeigen sich besonders bei solchen Pferden, welche

im Schritte sehr übereilt werden und vermöge Mängeln und Gebrechen der Füße und dergl. keine richtige Folge im Gange einhalten können. Manche Pferde verfallen in diese Gangarten erst wenn sie ermüdet sind und zur Eile angetrieben werden, oder wenn sie neben Pferden zu laufen haben, denen sie im Schritte nicht gleich kommen können und zu solchem Abwechseln von Schritt und Trab ihre Zuflucht zu nehmen gezwungen sind. Eine andere Abart des Passes ist der fliegende Paß oder der Mittelgalopp, der darin besteht, daß das Pferd mit den vordern Füßen trabt und mit den Hinterfüßen nachgaloppirt, oder umgekehrt, mit den Vorderfüßen trabt u. s. w. Diese eben so fehlerhafte als häßliche Gangart wird besonders von Pferden mit Mängeln und Gebrechen ihrer Füße behaftet angenommen und benachtheiligt noch insbesondere durch eine beträchtliche Abnutzung der Füße.

Siebentes Kapitel.

Vom Esel und Maulthier.

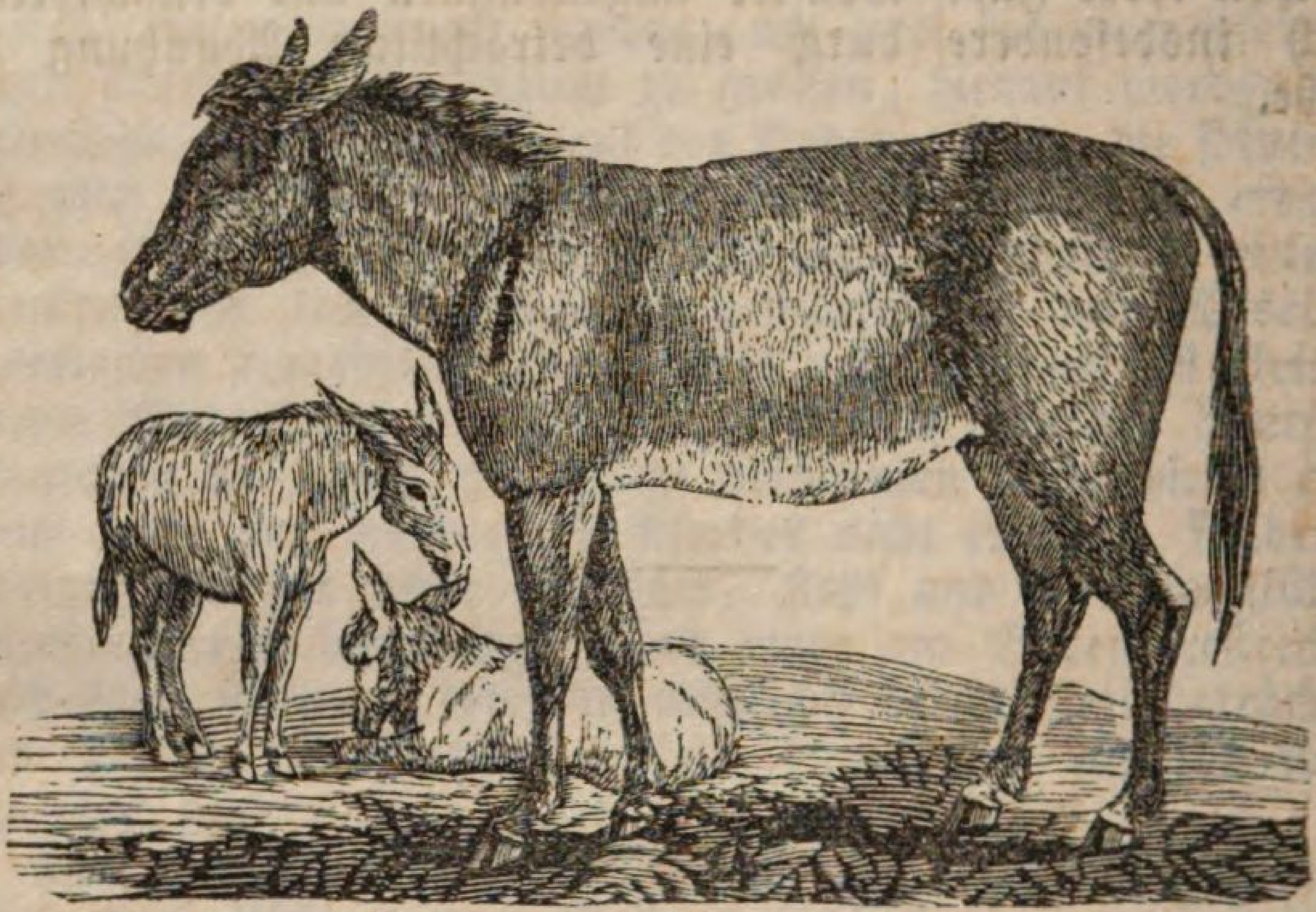

Fig. 27. Zahmer Esel.

Nachdem wir das Pferd im Zustande seiner Unterwerfung unter den Menschen betrachtet haben, wollen wir unsere Blicke zu seinem niedereren Mitbruder, dem Esel, wenden. In unserem Lande wenigstens wird dieses geduldige und dienstwillige Thier beinahe allgemein mit Verachtung, ja selbst mit Grausamkeit behandelt; es wird zurückgesetzt und minder geschätzt als sein wahrer Werth ist, dennoch aber ist er für den armen Häusler ein Thier von nicht geringer Wichtigkeit. Wir stimmen zwar mit Bell überein, wenn er von ihm sagt, er sei „eigensinnig und störrisch," — „unermüdlich und aus=

dauernd bei der Arbeit," — „der Sklave des Menschen" und „versunken in verworfene und hoffnungslose Knechtschaft," — aber nicht damit — „er habe einen sehr beschränkten Verstand." — Wer je das lebhafte Eselsfüllen mit seinem malerischen Kopf und dunkeln, glänzenden Augen beobachtet hat, wie es übersprudelnd von freudiger Lust um das Mutterthier umherspringt, ehe „des Unglücks Bitterkeit den Muth ihm brach" und Schläge und Mangel seine Thatkraft vernichtet hat — wie kann, wer je eine solche Scene, die des Pinsels eines Landheer würdig wäre, recht beobachtet hat, noch sagen, Mangel an Verstand sei diesem Thiere angeboren? Wer wird noch, wenn er sah, wie die Eselin ihr Junges gegen die Angriffe eines Hundes vertheidigt, indem sie nach diesem mit den Vorderfüßen zu hauen und ihn mit den Zähnen zu packen sucht, diesem Thiere den Fehler der Gefühllosigkeit aufbürden? In der That gibt auch der so eben angeführte talentvolle Schriftsteller zu, daß diese so verachteten Thiere zuweilen einen weit edleren Charakter annehmen, als man ihnen gewöhnlich zuschreibt, und sagt: „Das merkwürdigste Beispiel dieser Art, das zu meiner eigenen Kenntniß gelangte, ist das eines Esels, welcher meinem Großvater gehörte, der Krankheits und Alters halber das Reiten zu Pferde aufgeben mußte und sich daher an die leichtere Bewegung und den mäßigeren Schritt dieses Thieres hielt. General — so hieß der Esel — war von ungewöhnlicher Größe, wenigstens im Vergleich mit den in unserem Lande gebräuchlichen Eseln. Seine Gangart war leicht und frei, aber von beispielloser Schnelligkeit, da er, ehe ihn mein Großvater erhielt, manche Fuchsjagd mitgemacht hatte. Man hatte oft auf ihn gewettet und Esel von ungewöhnlicher Kraft und Schnelligkeit mit ihm rennen lassen, allein es kam ihm keiner gleich. Zugleich war er gelehrig und fromm, und nachdem er seinen Herrn überlebt, zu dessen Bequemlichkeit er in der letzten Zeit wesentlich beigetragen hatte, verbrachte er den Rest seines Lebens in Ruhe und Müßigkeit und wurde mit gebührenden Ehrenbezeugungen in seiner kleinen Koppel begraben."

Beispiele von großer Gelehrigkeit, verbunden mit beträchtlichem Feuer, sind in Beziehung auf den Esel uns bekannt geworden. Wir wissen z. B. daß dieses Thier oftmals Thüren oder Gatter aufmacht oder entriegelt, um zu seinen Genossen zu kommen, wobei es viele Geschicklichkeit und Beharrlichkeit zeigt. Auch wenn der Esel sich beim Tüdern in seine Haltstricke verwirrt, weiß er sich mit außerordentlicher Geschicklichkeit wieder frei zu machen; dies alles sind keine Eigenschaften von Dummheit oder Gefühllosigkeit, und wir

können im Gegentheil dieses vorsichtige und gescheite Betragen bei vorkommenden Schwierigkeiten als das Resultat der Klugheit und geistiger Spürkraft ansehen. Man bedenke dabei, daß das Gehirn des Esels beziehungsweise größer ist, als das des Pferdes, wenn wir uns recht erinnern im Verhältniß von 8 zu 5.

Das Gedächtniß des Esels ist sehr stark und er vergißt selten oder nie einen, wenn auch noch so verwickelten Weg, den er einmal gemacht hat; man weiß, daß dieses Thier schon große Wege über die mühsamsten Pfade und nach langer Zeit zurückgelegt hat, um seine Heimath wiederzufinden; daher zeigt er Anhänglichkeit an seinen Wohnort oder bestimmte Personen nicht weniger, als eine Verbinduug von Gedächtniß, Umsicht und Kühnheit. Der Esel bewegt sich nicht von der Stelle, wenn man ihm die Augen verhüllt, und dieser Umstand steht sehr im Einklang mit den Gefühlen eines Thieres, welches von Natur dazu bestimmt ist, unregelmäßige und bergige Pfade zu durchschreiten, wo ein gutes Gesicht für die Verbürgung eines sicheren Schrittes durchaus nothwendig ist. Wiederum, wird dieses Thier überladen, so hängt es den Kopf, läßt seine langen Ohren hängen und nimmt jenen trüb-apathischen Ausdruck an, den man, wiewohl irrthümlich als einen Charakterzug der Dummheit angesehen hat. Er kann in der That mit einer schweren Last verhältnißmäßig sehr weit gehen, allein er muß seinen bestimmten, gemäßigten Schritt haben, da er — in der Regel — unfähig ist, plötzliche und rasche Bewegungen zu machen, und läßt sich bloß durch eine unverzeihliche und grausame Züchtigung zu einer Mehrleistung zwingen. In dieser Beziehung unterscheidet er sich außerordentlich vom Pferd, dessen edle Untergebung unter den Willen des Menschen, wie man dies zu nennen pflegt, es häufig dazu bringt, seine Kräfte so weit anzugreifen, bis es todt darniederliegt. Welche Art des Betragens die größere Bewunderung von Seiten des Menschen verdient, unterliegt keinem Zweifel, welche aber mehr von wirklicher Weisheit und Klugheit an sich hat, das ist freilich eine andere Frage.

In so weit aber streiten wir gegen die Richtigkeit der allgemein herrschenden Vorurtheile, welche gegen dieses ausdauernde und nützliche Thier in England und der ganzen nördlichen Hälfte von Europa unterhalten wird, dessen Werth man aber in andern Ländern sehr gut zu würdigen weiß. England und das nördliche Europa überhaupt, bietet indessen keinen geeigneten Wohnsitz für den Esel dar, denn weder das Klima noch die Produkte des Bodens passen hier recht

für seine Constitution; deßhalb ist er auch da entartet und entwickelt jene Eigenschaften, welche ihn im westlichen Asien seit undenklichen Zeiten und auch noch jetzt zu einem höchst geschätzten Hausthiere machen, nur in einem sehr geringen Grade. In der That hat sich auch der Esel von seinem ursprünglichen Geburtslande viel langsamer nach andern Gegenden verbreitet, als die übrigen Hausthiere. Aristoteles bemerkt, zu seiner Zeit seien weder in Pontus noch in Scythien, noch in dem Lande der Celten (Frankreich und Deutschland) Esel gewesen, und bis zu den Zeiten der Königin Elisabeth war der Esel in England außerordentlich selten oder fehlte gänzlich. * Trotz dem ward aber der Esel gezähmt, und zwar, wie man allen Grund hat zu glauben, weit früher als das Pferd; er wird bei der Aufzählung der Reichthümer der Patriarchen mit erwähnt, und selbst als das Pferd bei den Israeliten und anderen syrischen Nationen schon im Gebrauche war, blieb dennoch der Esel das gewöhnliche Reitthier — das Thier für das Civilleben, im Gegensatze zu dem Pferd, welches fast ausschließlich zum Kriegsdienst angewendet wurde. Was die Frage über den Ursprung des zahmen Esels betrifft, so leiten ihn die meisten Schriftsteller vom wilden Esel, Onager oder Kulan, ab; es ist aber nicht unwahrscheinlich, daß andere Gattungen, welche sich mit dieser vermischten, dazu beigetragen haben, die Modifikationen zu constituiren, welche der Esel offenbar seit einer sehr frühen Zeitperiode gezeigt hat. Indessen hat der Esel niemals die Anzeichen verloren, welche darthun, daß die Originalrace von der Natur dazu bestimmt war, in trockenen, rauhen Gebirgsgegenden zu leben, wo keine üppige, mit einer saftreichen Vegetation versehene, feuchte Ebenen vorkommen. Seine Hüfe unterscheiden sich wesentlich von denen des Pferdes, denn sie sind lang, mit sehr concaven Sohlen, sehr scharfen Tragrändern, eingezogenen Wänden und daher außerordentlich gut dazu geschaffen, um mit Sicherheit jene glatten, steinigen uud abschüssigen Höhenpfade zu betreten, für welche, wie die Erfahrung hinlänglich bewiesen hat, der mehr runde und flache Huf des Pferdes nicht gut paßt. In den Schultern ist er verhältnißmäßig niedriger und in der Kruppe höher als das Pferd, und daher kann dieses Thier eine Last, welche mehr auf der Kruppe oder auf den Hüften liegt, besser tragen, als wenn diese hinter dem Widerrist auf die Rückenwirbel drückt. Auch ist

* Zu den Zeiten Ethelred's war der Esel zwar in England bekannt, aber selten und theuer und scheint mit der Zeit ganz abhanden gekommen zu sein.

offenbar beim Besteigen und namentlich beim Herabsteigen steiler Pfade für ein Lastthier, das auf der Kruppe angebrachte Gewicht weniger beschwerlich fortzubringen.

Der Esel wälzt sich außerordentlich gern im Staube trockener Landstraßen oder auf sandigen Plätzen, und beurkundet hiemit seine uralte Abkunft aus der Wüste; er zieht die trockene und stachlige Distel und rauhe, grobe Kräuter saftiger Weide vor, kann viel Durst ertragen, denn er trinkt wenig und nippt beim Trinken nur von der Oberfläche des Wassers weg, die er bloß mit den Lippen berührt. Feuchtigkeit oder Moorgründe sind ihm ein sehr unangenehmer Aufenthalt, und er weicht sogar den kleinen Pfützen einer beregneten Landstraße aus. Sein Fell ist hart und trocken, und selten, ja man kann sagen nie, sieht man seine Haut von Schweiß triefen. Seine Haut ist bei weitem unempfindlicher, als die des Pferdes, und daher taugt für ihn ein kleiner Stachel, mit Maß angewendet besser als Antreibungsmittel denn die Peitsche; der Prügel aber, dessen Schläge den Muskeln und Knochen wehe thun, ist, auf dieses Thier angewendet, die gemeinste Thierquälerei.

Etwa mit vier Jahren wird der Esel reif und lebt ziemlich lang, da er ein Alter von mehr als dreißig Jahren erreicht. In Brettel's Beschreibung der Insel Wight, wird einer erwähnt, welcher an dem tiefen Ziehbrunnen des Castells Carisbrooke 52 Jahre lang täglich im Tretrad arbeitete, und bei vollkommener Gesundheit und in der Fülle seiner Kraft starb, da er zufällig über die Vorwerke des Castells hinunter fiel. Einer seiner Nachfolger war ein Pensionär des Herzogs von Gloucester, des Onkels Georgs III., der ihm ein Jahrgehalt von einem Pfenniglaib täglich aussetzte, den er viele Jahre lang genoß. Es gibt noch viele Beispiel von hohem Alter beim Esel. Die Eselin geht elf Monate mit ihrem Jungen trächtig und bringt selten mehr als ein Fohlen zur Welt.

Die Eselsmilch, welche sehr viel Zucker enthält, ist schon seit alten Zeiten für Leute empfohlen worden, welche eine schwächliche Gesundheit haben, oder an der Schwindsucht leiden, und zwar zweifelsohne mit wohlthätiger Wirkung, da sie von Mägen verdaut werden kann, welche die fettere Kuhmilch nicht ertragen können. Nach Parmentier und Desyeux bringen wir die verschiedenen Milchen unserer pflanzenfressenden Hausthiere unter folgende Rubriken:

Butter.	Käse.	Zucker.	Molken.
1. Schaf.	1. Ziege.	1. Eselin.	1. Eselin.
2. Kuh.	2. Schaf.	2. Stute.	2. Stute.
3. Ziege.	3. Kuh.	3. Kuh.	3. Kuh.
4. Eselin.	4. Eselin.	4. Ziege.	4. Ziege.
5. Stute.	5. Stute.	5. Schaf.	5. Schaf.

Der Esel ist wenigen Krankheiten unterworfen und seine Haut wird nicht von parasitischen Insekten geplagt.

Wir haben gesagt, der Esel sei schon seit alten Zeiten in der Levante als Reitthier gebraucht worden. Dort ist er aber nicht das entartete und mißhandelte Geschöpf, wie bei uns, sondern wird sorgfältig gezüchtet und aufgezogen und oft mit glänzenden Decken geschmückt. Sein Auftreten ist frei und lebhaft, seine Gestalt schön und seine Glieder stark und sehnig. Fürsten und Edle, Richter und Priester pflegten ihn zu reiten, und ein talentvoller Schriftsteller sagt in der Pictorial Bible: „Wir haben selbst Esel gesehen, auf welchen zu reiten sich weder Fürsten noch Edle schämen durften.“ Wir könnten sehr zahlreiche Stellen aus der Schrift anführen, um die uralte Zähmung des Esels, seine allgemeine Anwendung und hohen Werth näher zu beleuchten, allein das Folgende wird den Leser hinreichend hierauf aufmerksam machen. Im Buche der Richter lesen wir von weißen Eseln, welche offenbar von den Edeln, den Priestern oder Richtern Israels gebraucht wurden; diese Thiere waren nicht bloß durch ihre Farbe ausgezeichnet, sondern sie wurden wegen ihrer Größe und schönem Körperverhältnisse hochgeschätzt. Man sieht noch bis auf diesen Tag in Syrien weiße Esel, und zwar nicht so gar selten; diese werden auch wie in früheren Tagen höher geschätzt und bezahlt als die anderen. In einer Note zu dieser Stelle bemerkt der gelehrte Herausgeber unter Anderem folgendes hieher Bezügliche: „Sie (die weißen Esel) sind in jeder Beziehung die schönsten ihrer Gattung, und ihre Eigenthümer sind auf deren Besitz stolzer als auf den anderen Esel; auch bezahlt man sie mit weit höheren Preisen, und die Eselverleiher verlangen von denen, welche Esel reiten wollen, einen weit höhern Preis, wenn weiße, als wenn gewöhnliche begehrt werden. Die größere Achtung, in welcher sie stehen, spricht sich auch darin aus, daß sie besser ausgestattet und dekorirt werden; und wenn man durch die Straßen geht, kann man nicht umhin sie aus der großen Menge von Mietheseln, die ausgeboten werden, sogleich herauszukennen. Die schlechtesten Schabracken für sie sind von lustigerer Farbe, und sie haben mehr und bessere Rollen und kleine Glocken,

auch sind die metallenen Ornamente an ihnen glänzender hergeputzt. Außer dem allem werden ihnen aber die weißen Haare mit allerlei rothen Flecken und Streifen fantastisch ausgeschmückt, eine Farbe, welche von der Hennapflanze herkommt, und von den Einwohnern des westlichen Asiens häufig gebraucht wird, um die Mähne und Schweife ihrer Schimmel, sowie ihre eigenen Bärte damit zu bemalen."

Esel von reiner weißer Farbe sieht man zuweilen in England, diese sind aber als Albinos zu betrachten; noch häufiger kommen sie aber in Spanien vor, wo auch scheckige Esel von großer Statur (große graue wolkenartige Flecken auf weißem Grund) noch häufiger sind. Diese Zeichnung erinnert an Sancho Pansa's „Grauen."

Lord Essex hat vor einigen Jahren zu Watford in Essex einige schöne, in der Art gescheckte Esel besessen, und erhielt aus demselben ein weißes Fohlen, welches um das Jahr 1828 in den Besitz des Herrn Herring kam. Es war kein echter Albino, denn seine Regenbogenhaut war kastanienbraun; seine Haut dagegen war im Allgemeinen rein und sehr schön weiß, ohne Aalstreifen oder Kreuzstreifen an den Schultern, indessen hatte er doch um das Maul, an der Schweifrübe und am Widerrist einige wenige dunkle Flecken, welche nebst der Färbung der Regenbogenhaut zeigten, daß er nicht völlig ohne Färbung war. Dabei besaß er aber sehr schöne Körperverhältnisse und war groß und stark. Wir bemerken hier, daß wir uns erinnern, in unserer Jugendzeit im Parke eines bei Bewdley in Worcestershire begüterten Landedelmanns vier sehr große und rein weiße spanische Maulthiere gesehen zu haben.

Während wir von der weißen Farbe einiger Eselracen und der gescheckten Färbung einiger anderer reden, müssen wir bemerken, daß eine Varietät mit zebraartigen Streifen auf den Gliedern, bis zu den Hüfen hinab, nicht selten hier und da vorkommt, und zuweilen kann man einen doppelten Kreuzstreifen über das Widerrist wahrnehmen. Welcher Ursache die zebraartigen Abzeichen an den Gliedern (welche wir sehr scharf ausgeprägt bei Maulthieren vorfinden) zuzuschreiben sind, läßt sich nicht leicht sagen. War vielleicht jemals in Asien eine wilde gestreifte Eselgattung, oder kommen diese Abzeichen vielleicht von einer, vielleicht in früherer Zeit stattgefundenen Kreuzung, mit einem der zebraartigen Thiere aus Afrika? Dies läßt sich nicht entscheiden, aber wir haben die Beobachtung gemacht, daß also gezeichnete Esel und Maulthiere größer und stärker sind als die gewöhnlichen. Nach Lord Valentin gibt es zu Mekka zwei Eselracen, von denen

die eine an den Füßen schwarze Bänder hat, wie das Zebra. Höchst wahrscheinlich herrscht eine ähnliche Race in jeder Gegend mehr oder weniger vor, wo viel Eselzucht ist.

Da der Esel ursprünglich im westlichen Asien zu Hause ist, so dürfen wir natürlich erwarten, ihn dort auf der höchsten Stufe der Vervollkommnung zu finden; auch werden unsere Erwartungen hierin nicht getäuscht. Zwar zeichnet sich auch dort nicht jede Eselrace durch Größe und Stärke aus, ja wir wissen sogar, daß in Syrien eine kleine, aber feingebaute und feurige Eselrace angetroffen wird, welche wegen ihrer angenehmen Gangart von den syrischen Damen vorzugsweise gern geritten werden. In Indien, wo der Esel sehr vernachläßigt wird, ist er dagegen von sehr geringer Qualität; im westlichen Hindostan sind diese Thiere nicht größer als ein großer Newfoundländerhund. Sie werden bei den Heerden dazu gebraucht, um kleine Ladungen von Salz oder Korn zu tragen, oder von den Töpfern zum Fortschleppen des Thones benützt, und werden, gleichwie in Europa, immer bei den Gipsmüllern angetroffen.

Hiemit stimmen die Angaben des Kapitän Williamson überein, welcher den Esel im brittischen Indien als eine dem Mißbrauch und der Mißhandlung ausgesetztes und daher entartetes und herabgekommenes Thier bezeichnet. Er schildert diese armen Thiere als außerordentlich klein, da sie im Allgemeinen nicht mehr als zwanzig bis dreißig Zoll messen und sehr abschüssig im Kreuze sind. Dennoch aber besitzen sie viele Stärke und tragen auf ihrem Kreuz einen schweren Sack voll Backsteinen 2c. Er wird allgemein von den Wäschern gebraucht, um deren Wäsche zu tragen. Diese Volkskaste, deren Beschäftigung sich ohne Unterschied vom Vater auf den Sohn forterbt, hat allein das Privilegium, Esel zu reiten; jeder einer anderen Kaste Angehörige würde ohne weiteres degradirt, wenn er einen Esel bestiege.

In Arabien zeigt der Esel — als echter Nachfolger des Pferdes die beste Race — viel Feuer und schöne Körperformen, daher besitzen auch alle Länder, nach welchen die arabische Race in direkter Linie ausgeführt wurde, wie einige Theile von Persien, Syrien, Spanien 2c., Esel, welche gar keinen unwürdigen Standpunkt einnehmen. Manche Schriftsteller, und unter diesen auch Chardin, beschreiben den arabischen Esel als ein in der That elegantes Thier. Sein Fell ist weich und rein, sein Kopf wird stolz und hoch getragen, die Glieder sind rein, gut gestaltet, muskulös und zeigen im Schritt oder Galopp viel Anmuth. Die arabischen Esel werden nur zum Reitdienst gebraucht, und in bedeutender Anzahl nach Persien

und Syrien gebracht. Die von der schönsten Zucht werden mit beträchtlichen Preisen bezahlt (Chardin spricht von vierhundert Livres, allein gibt dabei nicht an, wie viel der Livre im westlichen Asien gilt, was vielleicht wenige Groschen ist); man lehrt sie einen guten Paß gehen, und sie werden gewöhnlich von reicheren Leuten gebraucht, welche sie mit prächtigen Decken ausschmücken.

Außer der bereits erwähnten kleineren Race gibt es nach Dr. Russel in Syrien drei wohl zu unterscheidende Racen. Die erste stammt vom arabischen Esel ab und wird ausschließlich zum Reiten gebraucht; Thiere von dieser Race sind meistens im Besitz der Mittelklassen, der Sheiks oder der Geistlichen, so wie älterer Leute aus den wohlhabenden Klassen. Sie werden mit derselben Sorgfalt gepflegt und gefüttert wie die Pferde, und ihre Zäume sind nicht selten mit Muscheln ꝛc. aufgeputzt; der Sattel wird mit feinen Teppichen belegt. Sie sind thätig, feurig, von ziemlicher Größe und sehr lenksam. Die Steigbügel für die Esel werden auf europäische Weise gemacht, und nicht in der breiten pantoffelartigen Weise wie bei den Pferden. Esel von diesem edeln Stamm kommen viel nach Persien, wo sie sehr hochgeschätzt werden. Nach Morier sieht man die Mollahs oder Gerichtspersonen allgemein auf Maulthieren reiten, allein sie halten es durchaus nicht für unwürdig, sich hiezu weißer Esel zu bedienen; dies erinnert an Richter 5, 10.

Die zweite syrische Race ist ein untersetztes kräftiges Thier, das zu jedem Dienst gebraucht wird, zu dem man überhaupt Esel braucht; indessen braucht man sie auch am Pflug, und man begegnet täglich großen Karavanen derselben, welche Lebensmittel vom Land nach der Stadt bringen.

Die dritte in Syrien gebräuchliche Eselrace ist unter dem Namen des Esels von Damaskus bekannt, weil sie in dieser Stadt sehr häufig ist. Sie zeichnet sich durch einen besonders langen Leib und sehr lange Ohren aus. Diese Esel sind größer als die gemeine Race, und ihre Haut ist geschmeidiger und von dunklerer Farbe. Die Bäcker von Damaskus bedienen sich ihrer, um Mehl und Holz zu transportiren. „Man setzt sich beim Reiten gewöhnlich auf die Kruppe, und dann hat ein solcher Reiter, von hinten gesehen, Aehnlichkeit mit einem Centauren.“

Ein Schriftsteller über Persien sagt von den dortigen Eseln, sie seien mit Ausnahme derer, welche von den arabischen abstammen, keineswegs durch Schönheit ausgezeichnet, und wenn gleich stark und großer Anstrengung gewachsen, nicht viel besser als die europäischen, wiewohl wegen der

humaneren Behandlung, die ihnen zu Theil wird, leichter zu behandeln. Arme Reisende haben gewöhnlich einen Esel, der ihnen ihr Gepäck tragen muß. „Er bleibt von selbst bei den Maulthieren, Pferden und Eseln, welche zur Karavane gehören und erfordert nicht viel Beaufsichtigung. Wenn sein Herr durch das Gehen müde geworden ist, so ruht er auf dem Rücken des Esels aus, will er aber dies thun, so springt er am besten plötzlich auf den Rücken des Thiers, denn wenn der Esel etwas davon vorher merkt, so geht er davon, und es ist dann oft schwer, ihn wieder einzufangen. Man reitet sie gewöhnlich ohne Zügel oder Halfter, und leitet sie nur dadurch, daß man ihnen mit einem Stock auf den Hals klopft, so daß, wenn der Reiter wünscht, sein Esel soll mehr links gehen, er ihn auf die rechte Seite des Halses klopft und umgekehrt." Derselbe Schriftsteller sagt, es sei in Persien sehr gewöhnlich, den Eseln die Naslöcher aufzuschlitzen, was sehr sonderbar aussehe; es geschieht dies in der (lächerlichen) Absicht, ihnen das Athmen zu erleichtern.

In Europa ist kein Land so berühmt wegen seiner Eselzucht als Spanien. Diese Thiere sind von großem Körperbau und sehr harmonischen Verhältnissen, und manche derselben werden daher außerordentlich hoch im Preise gehalten. Ein sehr wichtiger Grund zu Erhaltung dieser schönen Race in ihrer höchsten Vollkommenheit ist die Maulthierzucht, denn diese Thiere sind in den gebirgigen Gegenden von außerordentlicher Wichtigkeit und werden daher in der pyrenäischen Halbinsel sowohl zum Reiten wie als Saumthiere hochgeschätzt. Die niederen und mittleren Volksklassen wenden gewöhnlich den Esel zum Reiten, zu landwirthschaftlichen und sonstigen Arbeiten an, und dieser bildet, was Größe, Gangart und Action betrifft, einen schroffen Gegensatz gegen das überarbeitete, schlechtgenährte und mißbrauchte Thier unseres Landes dar. Zwar wurden zu verschiedenen Zeiten spanische Esel mit großen Kosten nach England gebracht; allein so viel wir sehen, hat unsere zuvor einheimische Race durch diese Einfuhr nichts gewonnen, und zwar nicht deßhalb, weil man nicht durch vernünftige Kreuzung zu einem richtigen Resultat hätte kommen können, sondern weil der Esel größtentheils das Eigenthum des Armen und Unwissenden ist, und daher der Wunsch und die Mittel fehlen, um eine Raceverbesserung durchzuführen. In Beziehung auf das Pferd ist es völlig umgekehrt.

Italien besitzt eine Eselrace, welche der spanischen nicht oder nur wenig nachsteht. Es ist wahrscheinlich, daß diese von einer schon seit dem grauen Alterthum einheimischen

Race abstammt, denn diese Thiere wurden von den Römern sehr geschätzt und einzelne Individuen zuweilen mit großen Summen bezahlt. Die Esel Griechenlands standen im Alterthum sehr im Ansehn, die heutige Race aber ist von sehr geringer Qualität. In einigen Theilen Frankreichs (Poitou und Mirabelais) kommt auch eine edle Eselrace vor. Sardinien besitzt sehr viele, aber nicht so schöne Esel als Spanien oder Italien. Im Norden von Europa kennt man den Esel wenig. Linné sagt, er sei zu seiner Zeit in Schweden selten gewesen und nur in den Parken des Adels gehalten worden. In Amerika ist der Esel gleich dem Pferde nun sehr gemein, und zwar besonders in Peru und Paraguay, wo er in großer Zahl gehalten wird, um sich einen Stapel von Maulthieren zu erhalten, denn diese braucht man in den Minendistrikten sehr nothwendig, wo sie das dort einheimische Llama, das Lastthier der alten Peruaner, das Kameel der Gebirge der neuen Welt, außer Gebrauch gebracht haben.

Ohne Zweifel wurde der Esel durch die Spanier in Südamerika eingeführt; sie sind dort gleich dem Pferde verwildert und haben sich in solchen Massen vermehrt, daß man, wie z. B. in dem Königreich Quito, eine Menge derselben haben kann, wenn man nur das Einfangen bezahlt. Sie werden von den Eingeborenen gejagt und mit dem Lasso gefangen. Sie sind flüchtig und thätig, wodurch sie ihre spanische Abstammung beurkunden; ihre Vermehrung aber ist so rasch von statten gegangen, daß sie dem cultivirten Lande oft schädlich werden.

Humboldt berichtet uns, im sechzehnten Jahrhundert seien auf der Insel Fortaventura die Esel so häufig gewesen, daß man sie, um die Ernte sicher zu stellen, gejagt und zu Tausenden erlegt habe. Derselbe Schriftsteller erwähnt auch die außerordentliche Art, wie sie sich Labung verschaffen, wenn sie in den trockenen Ebenen weiden, wo es kein Wasser gibt, Ihr feiner Geruchssinn gibt ihnen zu erkennen, daß in der Melonendistel (Cactus melocactus) eine beträchtliche Quantität Feuchtigkeit enthalten ist, und vermöge ihres Instinkts finden sie die beste Art heraus, von dieser merkwürdigen Pflanzencisterne das Wasser zu erhalten. Ehe sie einen Versuch machen, die Pflanze anzubeißen, versuchen sie mit ihren Hüfen die scharfen Stacheln, womit sie bedeckt ist, umzulegen oder abzubrechen, und kommen im Allgemeinen darin zu ihrem Zwecke, obgleich manche bei dieser Operation lahm oder verwundet werden. Dieser ganze Vorgang zeigt nichts von der angebornen Dummheit, welche man gewöhnlich dem Esel als wesentlichen Charakterzug beilegt.

Das Produkt eines Eselhengstes und einer Stute heißt **Maulthier**, das eines Hengstes und einer Eselin dagegen **Maulesel**. Maulesel sind selten und von geringem Werth, da sie klein sind und ihnen gute Körperverhältnisse und Stärke abgehen. Das Maulthier dagegen ist ein sehr schätzbares und nützliches Thier, und wird in den gebirgigen Gegenden des südlichen Europa allgemein als Lastthier gebraucht.

Fig. 28. Maulthier.

Die erste bekannte Nachricht vom Maulthier findet man im ersten Buch Mosis 36, 24: „Das ist der Ana, der in der Wüsten Maulpferde erfand, da er seines Vaters Zibeons Esel hütete." Ueber diese Stelle sind aber die Gelehrten verschiedener Ansicht. Nach den Rabbinen und andern gelehrten Commentatoren war hienach Ana der erste, der den Esel mit der Stute kreuzte; Andere dagegen glauben, unter dem Worte Yemim, das diese mit **Maulthier** übersetzen, seien gigantische Kriegsleute verstanden, und dies ist auch Bocharts Meinung. Die syrische Uebersetzung und St. Hieronymus geben dieses Wort mit **warmen Quellen**, und das mag wohl von allen Auslegungen die richtigste sein. Um als Zoolog zu sprechen, so müssen wir sagen, daß — mag auch das hebräische Wort bedeuten was es will — Maulthiere nicht gemeint sein können, da nach allen Nachforschungen

hierüber das Pferd in so früher Zeit in Palästina gänzlich unbekannt war. Nehmen wir aber auf diese Stelle, als von wenig Gewicht, auch keine Rücksicht, so ist doch zu bemerken, daß lange vor der christlichen Zeitrechnung das Maulthier bekannt war. Zu Davids Zeiten und wahrscheinlich viel früher wurde das Maulthier zum Reiten und Lasttragen gebraucht. So heißt es 1. Chronika 13, 40: „Die brachten Brod auf Eseln, Kameelen, Mäulern und Rindern;" David hatte Maulthiere zum Reiten, und ein Maulthier war es, auf welchem Absalon ritt, als er aus der Schlacht floh, an deren Ende er sein Leben verlor (2. Sam. 18, 9). Togarmah handelte mit Maulthieren und Pferden (Hes. 28, 14). Im Buche Esther 8, 14 heißt es: „Und die reitenden Boten (des Königs von Persien) auf den Mäulern ritten aus schnell und eilend."

Gegenwärtig gibt es in der Levante viele Maulthierzuchten, die wegen ihrer schönen Thiere berühmt sind.

Fig. 29. Maulthier aus der Levante.

In Syrien werden die am höchsten geschätzt, die von Eselhengsten mit arabischen Stuten erzeugt wurden, denn sie zeichnen sich durch Wohlgestalt und feuriges Temperament aus und werden unter allen am höchsten bezahlt.

„Die Maulthiere von besserer Race, welche schwere Lasten tragen können, werden bei den Karavanen gebraucht, die

gemeineren aber sind bei Mühlen und Wasserrädern von großem Nutzen. Beide werden mit weniger Kosten unterhalten als Pferde, sind dabei sicherer auf den Füßen und taugen besser dazu, unwegsame Gebirgspässe zu überschreiten. Der Binnenhandel zwischen den Seestädten und den Gebirgen wird hauptsächlich durch Maulthierkaravanen besorgt, allein sie gehen selbst nach Erzerum, Konstantinopel und anderen entfernteren Städten. Bei diesen Karavanen reiten die Reisenden männlichen Geschlechtes auf wenig beladenen Maulthieren (denn diese tragen meistens bloß das Gepäck der Reiter), die Frauen aber reiten entweder auf dieselbe Weise (indem sie gleich den Männern rittlings sitzen), oder sie sitzen in einem hölzernen Korb, der Muhaffy heißt, und auf einer Seite des Thieres hängt, auf der anderen aber durch einen andern Reisenden oder durch Gepäck balancirt wird. Personen höheren Ranges aber reisen in Sänften, welche je von zwei Maulthieren getragen werden. Im Inneren der Städte und zu kurzen Ausflügen nach den Villen in der Umgegend, werden allgemein Esel vorgezogen und die Maulthiere mit dem Gepäck beladen. Burckhardt gibt an, daß die Maulthierzucht von Baalbek sehr geschätzt sei, und daß es darunter Individuen gebe, welche mit 30 bis 35 Pfund Sterl. bezahlt werden, was in diesem Lande eine große Summe ist." — (Phys. Hist. Palestine.)

Lane sagt in einer Anmerkung zum siebten Kapitel der 1001 Nacht: „Die von Maulthieren getragene Sänfte habe im Allgemeinen Aehnlichkeit mit einem Palankin, und werde gewöhnlich durch vier dieser Thiere getragen, deren zwei vorn und zwei hinten gehen, oder auch bloß durch zwei. Wenn Maulthiere fehlen, so benützt man auch zur Fortschaffung dieser Sänften Kameele oder Pferde. Diese Sänften werden Takht-rawan oder auch Mihaffeh genannt."

Ein sehr unterhaltender Schriftsteller über Persien theilt uns mit, die Maulthiere dieses Landes seien nicht sehr groß, haben aber eine erstaunliche Kraft und Ausdauer. Sie legen auf ihren Märschen über steinige und steile Gebirgsstraßen Tag für Tag einen Weg von 25 bis 50 englischen Meilen zurück, und zwar mit einer Belastung von 300 Pfund. Dabei brauchen sie mehr Futter als die Pferde, die Maulthiertreiber nehmen ihnen aber nur zur Zeit, da sie sie putzen und striegeln, die Packsättel ab. Wenn sie finden, daß das Maulthier einen Druckschaden bekommen hat, so schneiden sie an der Stelle, wo der Packsattel den wunden Theil drückt, ein Stück aus der Fütterung, und legen ihn dann wieder auf, denn sie wissen aus Erfahrung, daß solche Druckschäden,

obgleich sie häufig unter dem Sattel heilen, doch gern wieder aufbrechen, wenn nichts geschieht.

Im südlichen Europa war das Maulthier schon seit alten Zeiten sehr geschätzt. Die römischen vornehmen Damen hatten, von Maulthieren gezogene Equipagen, wie aus den Medaillons der Julia und Agrippina erhellt. In Spanien werden die Wägen von Leuten hohen Ranges noch gegenwärtig durch prächtig aufgeputzte Maulthiere gezogen, und in früheren Zeiten ritten die höchsten Hidalgos, wenn es nicht zur Schlacht ging, auf diesen Thieren. So heißt es in den Cidromanzen (siebente Romanze):

Diego Lainez ritt zum guten
König, ihm die Hand zu küssen.
Dreimalhundert edle hohe
Rittersöhne mit sich führend.

Und mit diesen ritt Rodrigo
Spaniens Held, der starke, kühne,
Alle reiten sie auf Mäulern,
Nur der Cid auf Pferdes Rücken.

Alle gehn in Gold und Seide,
Er mit Waffen ausgerüstet,
Alle Degen an der Seite,
Er ein Schwert im goldnen Gürtel.

Alle andre Friedensstäbe,
Er die mächt'ge Lanze führend,
Alle duft'ge Handschuh' tragend,
Er von rauhem Erz umhüllte 2c.

In Spanien und Portugal wurden allgemein Maulthiere gebraucht, und einige derselben sind sehr groß und schön, sie erreichen eine Größe von 15 bis 16 Faust und werden oft mit mehr als 50 Pfund Sterling bezahlt. Das Maulthier wird dort nicht bloß zum Reiten, sondern auch zum Zug angewendet, aber sein Hauptgebrauch ist der als Saumthier, wo der Binnenhandel durch ganze Karavanen derselben besorgt wird. Sie zeichnen sich bei diesem Geschäft durch Sicherheit des Ganges und richtigen Instinkt aus. Mit großer Vorsicht und kalter Entschlossenheit gehen sie längs dem Rande der furchtbarsten Abgründe hin, wo ein einziger Fehltritt den gewissen Tod bringt. Sie finden den Weg auf einem im Zickzack aufwärts führenden Pfad, und verfolgen ihn, er mag so rauh sein als er will, mit unermüdlicher Ausdauer abwärts. Zuweilen kommt es vor, daß sie über einen Abhang von ungewöhnlicher Steilheit hinunter müssen,

und da zeigen alsdann die Maulthiere eine Entschlossenheit und Besonnenheit ohne gleichen; sie strecken die Vorderfüße weit vorwärts, bringen die Hinterfüße unter den Körper, und gehen also Schritt vor Schritt hinab, wobei sie, sich in dieser Stellung im Gleichgewicht haltend, langsam über die felsige Oberfläche des Abhanges hingleiten und eine sichere Stelle zu gewinnen suchen. Wer über die Gebirgspässe auf einem gut abgerichteten Maulthier reiten will, der muß sich fest und aufrecht im Sattel halten und sich ganz dem Thiere überlassen; er darf es weder anhalten noch antreiben, und dann kann er bei Engpässen, wo auf der einen Seite ungeheuere Felsmassen, auf der anderen aber furchtbare Abgründe den Weg begrenzen, selbst wenn er das Vertrauen auf seine Festigkeit verliert, auf die des Maulthiers rechnen.

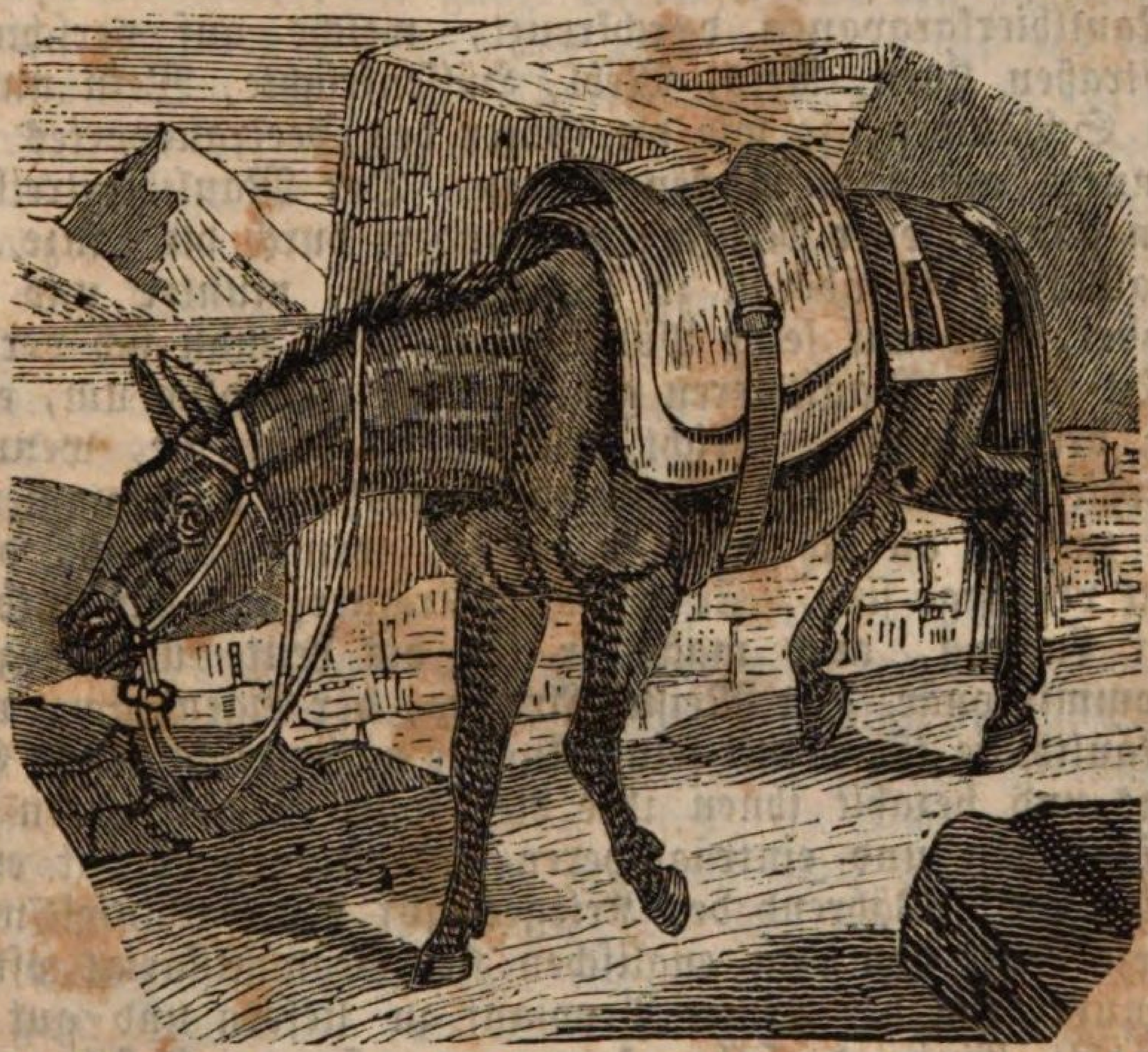

Fig. 30. Beladenes spanisches Maulthier.

Man darf sich nicht darüber wundern, daß in Spanien der ganze Binnenhandel durch Maulthiere besorgt wird. Die wenigen großen Städte dieses Landes sind weit von einander entfernt, die Communikationsmittel zwischen denselben langsam und unsicher, und überdem ist das Land uneben und von hohen Gebirgszügen durchkreuzt; es gibt wenige erträgliche Kunst-

straßen, keine Kanäle und keine Binnenschifffahrt. Daher sind diese geduldigen und sicheren Lastthiere von größerer allgemeiner Wichtigkeit und zweckmäßiger als die Pferde. Wegen dieses Systemes des Karavanenthumes ist ein großer Theil der Güter beständig in den Händen der Leute, denen die Sorge für dieselben übertragen ist. Diese heißen Arrieros oder Maulthiertreiber und sind als abgehärtete und treue Leute bekannt.

Der Verfasser des Artikels über die Arbeiter Europa's im Pennymagazin gibt uns hierüber folgende Nachricht: „Die spanischen Arrieros oder Maulthiertreiber machen einen eben so zahlreichen als merkwürdigen Theil der Bevölkerung Spaniens aus. Man zieht dort die Maulthiere als sicherer auf den Füßen und ausdauernder denn die Pferde zum Wagendienste vor. Außerdem wird aber Spanien beständig von Maulthierkaravanen durchkreuzt, welche auf verschiedenen Straßen Korn, Reis, Mehl, Hülsenfrüchte, Wein und Oel in Schläuchen, so wie die Güter des Seetransportes in das Innere auf dem Rücken tragen. Der Maulthiertreiber ist ein ganz eigener Mensch; er wandert durch die ganze, große Halbinsel, ist überall zu Hause, froh, munter und ehrlich dabei, und auf seine Pünktlichkeit kann man sich verlassen. Mit seinen Maulthieren geht er sehr freundlich um, er ruft sie beim Namen, spricht mit ihnen, zankt sie, wenn sie's verdienen, und sorgt, wenn im Wirthshaus angekommen, für sie zuerst; an sich denkt er zuletzt, wenn er weiß, daß sie gut verpflegt sind. Er selbst ist Krämer und hat Antheil an der Ladung, auch macht er für die Leute unterwegs den Commissionär. Der Meister-Arriero, der Eigenthümer mehrer Maulthiere ist, schickt seine Knechte nach verschiedenen Seiten aus und bezahlt ihnen ihre Reisekosten so wie ihren Lohn; wichtigeren und einträglicheren Expeditionen wohnt er aber selbst an. Während des Krieges auf der Halbinsel wurden diese Leute von dem englischen Kriegscommissariat oft dazu benutzt, um der Armee Proviant zu liefern und gut dafür bezahlt. Einige derselben kamen vom Herzen Kastiliens, das damals durch die Franzosen occupirt war, an die Grenzen Portugals, wo die Engländer in Garnison lagen, und auf diesem Wege wußten sie den französischen Posten und Streifwachen geschickt zu entgehen. Mitten in der Todtenstille der Nacht ist damals mancher englische Wachposten durch den entfernten Gesang der spanischen Maulthiertreiber ergötzt worden, welche ihre Romanzen vom „guten Land Valencia, dem Paradies von Spanien," sangen, oder von der „unbezwinglichen Stadt Zaragoza, welche die Franzosen nie er-

obern sollten," und von ihrer Schutzherrin „unser lieben Frauen del Pilar," während das Klingeln der Schellen der Maulthiere eine originelle Begleitung zu diesem Gesange bildete."

> Wie jubelt nun der lust'ge Maulthiertreiber
> Lieb', Ritterschaft, Ergebung ist sein Sang,
> Ist er auf Reisen noch der Zeitvertreiber
> Wie sonst mit dem wildlust'gen Glockenklang?
> Nein! „Viva el Rey!" ruft er in hast'gem Drang.
> Childe Harold.

Eine ähnliche Schilderung von dem spanischen Maulthiertreiber gibt Washington Irving: „Der Maulthiertreiber ist der allgemeine Mittelsmann für den Binnenhandel und hat das Privilegium, die ganze Halbinsel von den Pyrenäen und den asturischen Gebirgen bis zu den Alpujarras von der Sierra de Ronda bis zu den Thoren von Gibraltar zu durchwandern. Er lebt mäßig und hart, seine Alforja oder sein Quersack von grober Leinwand enthält all seinen Proviant; eine Lederflasche, die an seinem Sattelknopf hängt, enthält Wein oder Wasser, um ihm auf seinen Reisen über kahle Gebirge und durstige Ebenen Labsal zu gewähren. Eine Maulthierdecke, die er auf den Boden legt, ist sein Bett bei Nacht und ein Packsattel sein Kopfkissen. Seine gedrungene aber mit feingebildeten Gliedern versehene, gelenkige Gestalt läßt Kraft vermuthen, seine Complexion ist schwarz und sonnverbrannt, sein Auge zeigt Entschlossenheit, hat aber einen ruhigen Ausdruck, wenn er nicht von Leidenschaft entflammt wird; sein Betragen ist frei, männlich und höflich, und er begegnet einem nie ohne eine gewichtig hervorgebrachte Begrüßung, wie: Dios guarde à usted, va usted con Dios caballero! (Gott sei mit euch, geht mit Gott Chevalier!)." Dieser Art sind also jene Leute, die sich seit undenklichen Zeiten wegen des Gebrauches, sich in Spanien der Maulthiere zum Transport von Kaufmannsgütern zu bedienen, zu einer wichtigen Klasse der Bevölkerung erhoben haben. Der Maulthiertreiber mit seiner Karavane von Maulthieren und dem „wildlustigen Glockenklang" ist eine der bezeichnendsten Staffagen für die spanische Landschaft. In einer früheren Periode, ehe es gute für den Gebrauch von Wägen passende Landstraßen gab, waren die wilderen Gegenden von England auf ähnliche Weise durch die Packpferde und deren Treiber belebt."

In den Minendistrikten von Südamerika werden die Maulthiere in großer Ausdehnung gebraucht und daher

in ungeheurer Anzahl daselbst gezüchtet. Als die Spanier zuerst nach Peru und Chili kamen, fanden sie das Llama dort gezahmt und als Saumthier benützt, wobei auch dessen Fleisch und Wolle vielfach gesucht war. Für Amerika war dieses Thier in jener Zeit das Surrogat für das Pferd, den Esel und das Kameel der alten Welt. Sein Fleisch wurde gegessen, sein Fell in Leder verwandelt und seine Wolle versponnen und zu Tüchern verwoben. Eine der Arbeiten, zu welchen das Llama gebraucht wurde, war die, von den Minen in den Gebirgen das Golderz herabzuschaffen. Seine gewöhnliche Last war 80 bis 100 Pfund und im Durchschnitt legte es mit dieser Last über die schroffen Gebirgspässe eine Strecke von 12 bis 15 englischen Meilen per Tag zurück. Gleich dem Kameel legt sich dieses Thier nieder und läßt sich um keinen Preis zum Aufstehen bewegen, wenn es überladen ist, auch läßt es sich durchaus nicht über das gewohnte Maß antreiben. Gregor von Bolivar schätzt die Anzahl der zu seiner Zeit allein in den Minen von Potosi zur Fortschaffung des Golderzes gebrauchten Llamas auf dreimalhunderttausend, und vier Millionen derselben wurden zur Speise geschlachtet. Auf das Llama folgte nun das Maulthier und wird dort wie in Spanien sehr werth gehalten. Baron Humboldt schildert die Klugheit und Sicherheit des Maulthieres unter nicht unbedeutenden Verhältnissen auf eine so anziehende Weise, daß wir nicht umhin können, einen kurzen Auszug aus seiner Erzählung hier mitzutheilen. „Die Thäler von Guanaguana und Caripe sind durch eine Art von Damm oder einen kalkigen Bergrücken geschieden, welcher unter dem Namen der Cuchilla de Guanaguana wohlbekannt ist. An einigen Stellen ist der Pfad in der That nur 14 bis 15 Zoll breit und der Grat des Berges, welchem entlang der Weg geht, mit einem kurzen, außerordentlich glatten Rasen bedeckt. Auf jeder Seite sind sehr abschüssige Abhänge, und ein Reisender, der ausgleitete, könnte etwa 7 bis 800 Fuß tief hinabstürzen. Die Maulthiere des Landes aber sind so sicher auf den Beinen, daß man völlig auf sie vertrauen kann. In ihrem Betragen haben sie mit denen der Schweiz und der Pyrenäen die größte Aehnlichkeit, und je wilder die Gegend ist, desto mehr gewinnt der Instinkt dieser Thiere an Klugheit und Scharfsinn. Wenn die Maulthiere Gefahr bemerken, so halten sie und wenden die Köpfe rechts und links; die Bewegung ihrer Ohren scheint anzudeuten, daß sie darüber nachdenken, zu was sie sich entschließen sollen. Ihre Entschließung ist langsam, aber stets sicher, wenn sie frei sind, d. h. wenn sie nicht durch die Unklugheit des Reiters angetrieben oder

verwirrt werden. Auf diesen furchtbaren Gebirgswegen der Anden entwickelt sich die Intelligenz der Pferde und Lastthiere auf eine erstaunliche Weise; ich habe die Gebirgsbewohner daher sagen hören: ich will Ihnen nicht das Maulthier geben, das den sichersten Tritt hat, sondern das, welches sich am verständigsten erweist. Dieser dem Munde des Volkes entnommene Ausdruck schlägt das System von belebten Maschinen vielleicht besser nieder als alle Argumente der spekulativen Philosophie."

In einem andern Theile seiner anziehenden Erzählung beschreibt derselbe philosophische Schriftsteller mit weit größerem Eingehen in das Detail die Gefahren eines weit schwierigeren Gebirgspasses, welcher in den Provinzen Venezuela und Cumana vorkommt und dem wegen seines furchtbaren Charakters die Missionäre den Titel das Fegefeuer gegeben haben: „Beim Herabsteigen durch diesen Paß mußte Alles den Maulthieren überlassen werden; beim Hinuntergehen brachten sie die Hinterbeine ganz nahe an die vorderen und ließen dieselben, indem sie die Kruppe einzogen, herabgleiten, der Reiter lief dabei keine Gefahr, wenn er nicht den Zügel anzog und dem Thier in seinen Bewegungen die völligste Freiheit ließ." Ferner sagt er: „Nachdem wir durch einen dichten Wald gekommen waren, stiegen wir ohne Unterbrechung sieben Stunden lang abwärts, und es ist schwer, sich einen Begriff von diesem fürchterlichen Abhang zu machen; er ist ein wahrer Treppenweg in einer Art von Wasserrunze, in welcher während der Regenzeit sich furchtbare Gießbäche von Fels zu Fels stürzen. Die Stufen sind 2 bis 3 Fuß hoch und die unglücklichen Lastthiere müssen, nachdem sie zuvor mit den Augen die Distanz bemessen haben, um ihre Last zwischen Baumstämmen hindurch zu bringen, von einem Felsen zum andern springen. Wir bemerkten oft, daß sie aus Besorgniß, einen falschen Sprung zu thun, einige Minuten hielten, um den Boden zu untersuchen und dann alle vier Füße gleich wilden Ziegen zusammenbrachten. Wenn das Thier nicht den nächsten Steinblock erreicht, so sinkt es mit halbem Leibe in jenen weichen, ockerartigen Thon, der die Zwischenräume zwischen den Felsblöcken ausfüllt. Wo Felsblöcke fehlen, müssen ungeheure Wurzeln den Füßen der Menschen und Thiere als Stützpunkt dienen; diese sind oft gegen 20 Zoll dick und gehören oft Bäumen an, welche weit über dem Grunde stehen, wo sie sich befinden. Die Creolen haben so viel Vertrauen auf die Geschicklichkeit und den glücklichen Instinkt der Maulthiere, daß sie während dieser langen und gefährlichen Reise bergab im Sattel bleiben."

Während in Spanien, Portugal, Italien, im südlichen Frankreich und in Südamerika Maulthiere in ungeheurer Anzahl aufgezogen werden, werden dagegen in England, Deutschland und dem nördlichen Frankreich wenige gezüchtet, und im nördlichen Europa sind sie so gut als unbekannt. Was Großbritannien betrifft, so wird offenbar durch den Zustand der Kunststraßen und die schrankenlose Leichtigkeit der Verbindung zwischen den entferntesten Orten mittelst Räderfuhrwerken, Kanälen und schiffbaren Flüssen der Gebrauch des Maulthieres sehr in Frage gestellt. Trotzdem aber könnte es unter gewissen Verhältnissen mit Vortheil zu manchen agronomischen Zwecken besonders in hüglichen Distrikten angewendet werden, und man könnte zwischen englischen Halbblutstuten und spanischen Eselhengsten einen großen und kräftigen Schlag hervorbringen. Schöne und sehr starke Maulthiere sind, wie uns bekannt ist, zuweilen bei uns gezüchtet werden, und wir sahen vor kurzem ein Gespann solcher Thiere von der Größe gewöhnlicher schwerer Zugpferde, welche, weil schmächtiger, verhältnißmäßig größer erschienen. Ein schönes und feuriges Maulthier von brauner Farbe mit zebraartigen Streifen an den Beinen war und ist vielleicht noch im Besitz eines der ersten Fleischer zu Hammersmith; wir haben dieses Thier oft wegen seiner Action und Gelehrigkeit bewundert.

Die Naturforscher haben als allgemein gültige Regel angenommen, daß hybride Thiere, d. h. die Nachkommen von Elternthieren von verschiedener Gattung (Species), unfähig sind, ihr Geschlecht fortzupflanzen, und dies ist auch bis zu einem gewissen Grade wahr; mit der Ausnahme nämlich, daß zuweilen diese hybriden Geschöpfe mit dem einen oder dem andern der Gattung ihrer Eltern angehörigen Thieren Junge erzeugen können. Die Alten erwähnen einer in Phrygien, Syrien, Kappadocien und Afrika vorkommenden Maulthiergattung, welche fruchtbar gewesen sein soll, wie Aristoteles, Varro, Columella und Plinius, allein man kann nicht wohl auf diese Autoritäten hin unbedingt glauben. *

* Dieser Vorwurf gegen die Alten, welche sonst in ihren Angaben mehr Vertrauen verdienen als ihnen von neueren Gelehrten oft zu Theil wird, beruht vielleicht auf einem Irrthum, insofern der Ausdruck ημιονος als Maulthier übersetzt wird; vielleicht ist dieser **hemionus** der Alten nichts Anderes als der Dschiggetai, der wohl zu irgend einer Zeit in seltenen Fällen kann gezähmt existirt haben; wenn man bedenkt, welchen Wechselfällen solche Versuche in kriegerischen Zeiten ausgesetzt sind, so ist es nicht zu verwundern, daß es an näheren Notizen hierüber mangelt; die Alten aber, welche es immer als ein Wunderzeichen notirten, wenn ein Maulthier fohlte, werden diese Angabe nicht in den Tag hinein aufgeschrieben haben, daher uns diese Vermuthung sehr wahrscheinlich vorkommt. Anm. d. Uebers.

Bewick sagt: „Man hat nicht so gar selten gesehen, daß Maulthiere, namentlich in warmen Ländern, Junge zur Welt brachten, und selbst in England und Schottland fehlt es nicht an Beispielen dieser Art, obgleich sie selten sind. Indessen wäre aber eine Reihe von Versuchen erforderlich, um zu beweisen, daß Maulthiere mit einander zeugen und eine zeugungsfähige Gattung hervorbringen können."

Was uns betrifft, so glauben wir, daß zwar das Maulthier schlechterdings unfähig ist, seine Gattung fortzusetzen, wobei wir jedoch gern zugeben, daß die Maulthierstute mit dem Pferdehengste in manchen Fällen ein Fohlen hervorbringen kann, so wie daß der Maulthierhengst dies mit der Pferdestute vermag, aber am ehesten noch in südlichen Gegenden, wo das Klima hierzu das Seinige beiträgt. Bell sagt: „Man weiß, daß das Maulthier zuweilen mit dem Pferde oder dem Esel Junge gezeugt hat, Fälle dieser Art sind aber außerordentlich selten, und dienen dazu, den so eben aufgestellten Satz zu erhärten, daß man von keinem Falle weiß, wo zwei Maulthiere mit einander ein Junges erzeugten." Dieser Stelle fügt er in der Anmerkung bei: „Die folgende Thatsache beweist ohne Zweifel die wenigstens einseitige Zeugungsfähigkeit hybrider Thiere: eine kleine Stute wurde mit einem weißen Eselhengst und einem männlichen Maulthiere zwischen dem Zebra und dem Esel (Thiere, welche dem Pferdegeschlechte näher stehen als dem Eselgeschlechte) in eine Koppel im Garten der zoologischen Gesellschaft gebracht. Sie bekam ein Fohlen, welches an den Füßen genau ausgeprägte Querstreifen besaß und daher war es wahrscheinlich das Produkt des Maulthieres.* Vor einigen Jahren sahen wir in Cheshire ein feingliedriges schönes Thier, welches augenscheinlich zwischen dem Maulthier und Pferde stand, und man versicherte uns, es sei ein von einer Pferdestute und einem Maulthierhengst erzeugtes Fohlen, wobei die Umstände der Erzeugung der Art gewesen seien, daß das Thier nicht auf andere Weise habe entstehen können.

In Beziehung auf physischen Charakter scheint das Maulthier mehr von den Eigenschaften des Esels zu haben, als von denen des Pferdes. In Beziehung auf Größe ist es dem letzteren ähnlich, sein Hals ist lang, aber nicht gebogen, seine Glieder sind lang aber schmächtig, seine Farbe meistens

* Diese ganze Geschichte beweist nichts, denn das Fohlen konnte auch von dem Esel erzeugt sein, und die Stute die zebraartigen Streifen abgesehen haben, von welchem Absehen bei den Thieren zahlreiche Beispiele vorhanden sind. Anm. d. Uebersetzers.

dunkel, mehr oder weniger ins Braune stechend; aber sein Kopf ist groß, die Ohren lang, die Mähne aufrecht, der Schweif schlecht behaart, das Hintertheil abgeschliffen; auf dem Rücken ein dunkler Aalstreif und ein Kreuzstreif über die Schulter, zuweilen zebraartige Streifen an den Extremitäten und die Hornwarzen bloß an den Vorderfüßen; in diesen letzteren Punkten ist es dem Esel ähnlich. Seine schmalen eselartigen eingezogenen Hüfe deuten die Befähigung des Gebrauches auf steilen Gebirgen an; es ist geduldiger, ausdauernder, überlegender und gewandter als das Pferd, dabei aber weniger ungestüm, weniger feurig und kühn. Unter gewissen Verhältnissen übertrifft es das Pferd an Nützlichkeit, unter anderen ist es dagegen entschieden geringer als dieses edle Thier. Dem Spanier in seinen Gebirgszügen den Einwohnern von Peru und Chili, in den Anden ist es über alles wichtig und dürfte wegen seiner Härte mit Vortheil in Australien, Vandiemensland und Neuseeland gezüchtet werden.

Die folgenden hybriden Thiere oder Maulthiere zwischen den verschiedenen Gattungen der einhufigen oder Pferdefamilie wurden theils im Garten der zoologischen Gesellschaft zu London, theils bei den Inhabern der verschiedenen Menagerien gezeugt und aufgezogen:

1. Maulthiere zwischen dem Zebra Burchell's (Hengst) und Esel (Stute.)
2. „ „ „ gemeinen Zebra (Hengst) und Esel (Stute).
3. „ „ „ Dschiggetai (Hengst) und Esel (Stute); flüchtig und schön.
4. „ „ „ Zebra und Pony von Exmoor; das Maulthier war an den Beinen sehr wenig gestreift.
5. „ „ „ Zebra und Dschiggetai.

In manchen Fällen wurden diese Maulthiere folgsam gemacht und wurden sehr dienstfähige Thiere, welche erstaunliche Muskelstärke äußerten.

Vor einigen Jahren wurde ein Maulthier zwischen einem Zebra Burchells und einer Eselin das zu Windsor auf einem der Landgüter Georgs IV. gefallen war, und das der zoologischen Gesellschaft geschenkt wurde, im Alter von zwei Jahren, nebst einem Maulthier vom gemeinen Zebra und einer Eselin, welches auch zu Windsor gefallen war, eingefahren,

um einen der Gesellschaft angehörigen leichten Wagen zu ziehen. Das Einfahren dieser Thiere war mit nicht geringer Schwierigkeit verknüpft, indem deren Temperament — und namentlich das des letzteren — sich wild und unbändig zeigte, so daß Fremde, welche sich zu nahe an sie machten, in Gefahr waren, gebissen oder geschlagen zu werden, denn so beantworteten sie jede Vertraulichkeit, die man sich gegen sie herausnahm. In Beziehung auf Größe waren diese beiden Maulthiere einander nahezu gleich, und hielten die Mitte zwischen dem Esel und Zebra; allein die Zeichnung des Abkömmlings vom echten Zebra, wahren zahlreicher und bestimmter als die seines Kameraden. Die Grundfarbe war dunkelfahl und die Streifen am Hals und Leib zahlreich und dunkel, wiewohl nicht scharf begrenzt. Das Antlitz, das Maul und der vordere Theil des Halses waren dunkelbraun, die Ohren mit weißen Rändern und schwarzbraunen Flecken, die Mähne aber theils weiß, theils braun, allein die Farben wechselten nicht regelmäßig mit einander ab. Bei dem vom Zebra Burchels abstammenden Maulthier war die allgemeine Grundfarbe hellisabellfarb, leicht ins Röthliche stechend; das Gesicht war vorzugsweise hellbraun, die Ohren mit weißen Rändern und Flecken versehen, auch die Mähne in dieser Art gefleckt; am Hals und Körper waren die Streifen undeutlich und verwaschen, gegen die äußere Seite der Glieder bis zu den Köthen hinab aber deutlicher; die dunkelsten und am besten begrenzten Linien, waren der Aalstreif über den Rücken und der Kreuzstreif an den Schultern; die innere Seite der Glieder war weiß.

In den Jahren 1832, 1833 und noch später wurden diese Thiere in den belebten Straßen von London umhergefahren, sie waren sehr stark, von sicherem und schnellem Gange und gehorchten dem Zügel vollkommen. In den letzten Jahren sah man sie nur noch im Garten der zoologischen Gesellschaft arbeiten, und vor kurzer Zeit sahen wir noch ein Maulthier, das offenbar vom Zebra Burchels und dem Esel abstammte dazu verwenden, eine eiserne Gartenwalze über das Gras zu treiben. Es schien außerordentlich gelehrig und brachte die Walze mit großer Geschicklichkeit um den Rand der Gartenbeete herum.

Es kann hiernach kein Zweifel darüber sein, daß man Maulthiere zwischen Thieren von der Zebragruppe und dem Esel oder der Stute sehr leicht züchten oder angewöhnen könnte; die zwischen dem Quagga und der Stute würde (wie das oben erwähnte Maulthier des Earl von Morton hinlänglich beweist) groß und stark ausfallen.

Was die zur Zebra- oder Hippotigergruppe gehörigen Thiere anbelangt, so ist ihre Zähmung, obgleich sie großen Eigensinn zeigen, keinesweges unmöglich. Wenn wir uns nicht täuschen, so wurde vor einigen Jahren von einem berühmten Pferdebändiger, ein Paar ächter Zebras gezähmt und eingefahren, und Lord Morton pflegte in einem kleinen Wagen durch die Straßen und Parke in und um London, mit ein Paar Quaggas zu fahren. So lange aber das edlere Thier, das Pferd uns zu Gebote steht, ist es nicht wahrscheinlich, daß irgend ein der Hippotigergruppe Afrika's angehöriges Thier allgemein gebraucht oder — wenigstens in Europa und Asien — der Erzeugung von zebraartigen Maulthieren irgend Aufmerksamkeit geschenkt werden wird. Nichtsdestoweniger möchte ein Maulthier zwischen dem asiatischen Dschiggetai und dem Esel von Werth sein, in wie weit ein solches aber fähig wäre, seine Gattung fortzusetzen, müßte noch erwiesen werden. Selbst vom Standpunkte der Zoologie aus wäre es der Mühe werth, in dieser Richtung Versuche anzustellen; auch fehlen die Mittel hierzu weder in England noch in Frankreich.

Fig. 31. Zebra und Pferd.

Anhang.

Die Krankheiten des Pferdes.

Aus einer Abhandlung in dem Magazin der Kenntnisse (Store of Knowledge)

von

William Youatt.

Von den Krankheiten des Pferdes.

Die hauptsächlichsten Krankheiten des Pferdes stehen in innigster Verbindung mit seinem Blutsystem. Wegen des Zustandes von habitueller Aufregung, in welchem dieses Thier gehalten wird, um es zu Vollführung seiner Arbeit fähig zu machen, wird die Action des Herzens und der Blutgefäße bei ihm oft enorm gesteigert. Die Lebenssäfte werden zu rasch umgetrieben, und zwar geschieht dies entweder in dem ganzen Körper im Allgemeinen oder in einem besonderen Theile desselben, und hieraus entsteht in dem betroffenen Theil entweder allgemein oder besondere Congestion, beziehungsweise Entzündung, wodurch die Funktionen irgend eines Organes oder der ganzen Maschine äußerst gestört werden.

Congestion. Angenommen, ein junges Pferd wird zum erstenmale aufgestallt, man füttert es etwas kräftig, und was ist nun die Folge hiervon? Es bekommt Anschwellungen an den Füßen oder Entzündungen der Gelenke, vielleicht Lungenentzündung. Angenommen, ein Pferd habe eine bessere Nahrung genossen als seine Arbeit verlangt und nun werde es bis zur Erschöpfung seiner Kräfte im Galopp geritten; dann wird sein Nervensystem im höchsten Grade aufgeregt, sein Herz schlägt mit furchtbarer Schnelligkeit, sein Blut wird rascher in die Lungen eingepumpt als es wieder zum Herzen zurückkehren kann, die Blutgefäße werden überfüllt, ermattet und gänzlich machtlos, das Blut, das in

seinem Umlaufe aufgehalten wird, bekommt eine syrupartige Beschaffenheit, und die Folge hievon ist baldiger Tod. Wir haben bloß ein Mittel, den Kranken zu retten, die unverweilt und reichlich angebrachte Aderlässe, und nur ein Mittel, dem Wiederkehren dieses gefährlichen Zustandes vorzubeugen, indem wir Sorge tragen, daß nicht durch zu starke Fütterung eine Anhäufung des Blutes entstehe, und dem Thiere dabei zweckmäßige Bewegung verschaffen, wodurch die Gefäße des Circulationssystemes in eine rasche und wirksame Thätigkeit versetzt werden, wenn man ihnen eine außerordentliche Anstrengung zumuthet. Die Ursache und das angegebene Hülfsmittel sind klar genug.

Auf der anderen Seite hat das Gehirn Funktionen der wichtigsten Art zu vollführen und es strömt durch dasselbe mehr Blut als durch jeden anderen Theil des Körpers von gleicher Größe. Um aber dieses Organ davor zu bewahren, daß es durch einen zu großen Andrang des Blutes in seiner Thätigkeit gehemmt werde, sind dessen Gefäße zwar zahlreich, aber klein und machen in ihrem Verlaufe viele Krümmungen. Ist ein Pferd stark herangefüttert und sehr blutreich, und wird es auf einmal einer plötzlichen und starken Bewegung ausgesetzt, so wird der Umlauf des Blutes in jeder Richtung beschleunigt, und zwar unter anderen Theilen auch gegen das Gehirn getrieben. Die Gefäße, welche sich theils auf der Oberfläche dieses Organes zerästeln, theils in dasselbe eindringen, werden vollkommen ausgedehnt und mit Blut überfüllt. Vielleicht bersten sie und das ergossene Blut drückt auf das Gehirn, es übt alsdann auf den Ursprung der Nerven, welche dem Gefühl und der Bewegung vorstehen, einen Druck aus und das Thier sinkt sogleich ohnmächtig zu Boden. Eine plötzliche und reichliche Blutentziehung, oder mit anderen Worten, eine Verminderung des Druckes, kann den Kranken allein retten. Dies ist die Natur, die Ursache und die Behandlung des Schlagflusses.

Zuweilen nimmt diese Krankheit eine andere Gestalt an. Das Pferd hat nicht mehr gethan als sein gewöhnliches Tagwerk, oder ist vielleicht nicht aus dem Stall gekommen. Man findet, daß es den Kopf hängt und daß sein Gesicht gestört ist. Es wankt umher, es fällt und liegt halb unbewußt am Boden, oder aber es haut und schlägt heftig und gefährlich um sich. Hier findet dieselbe Blutcongestion gegen den Kopf, derselbe Druck auf die Ursprünge der Nerven statt, aber als Folge einer anderen Ursache. Das Thier hatte nämlich die Gewohnheit angenommen, seinen Magen zu

überladen, oder es hatte den Tag vorher zu lange fasten müssen, fiel nachher gierig über sein Futter her und fraß so lange, bis sein Magen vollständig ausgedehnt und unfähig war, die in ihm enthaltenen Futterstoffe fortzuschaffen. Da der Magen nun also ausgedehnt ist, so werden dessen Blutgefäße zusammengedrückt und der Blutumlauf durch dieselben ist entweder nicht oder schwer möglich. Das Blut strömt aber nun verhältnißmäßig mehr dem Herzen zu und wird in vermehrter Quantität nach anderen Organen und somit auch nach dem Gehirn getrieben; daher findet an diesem Orte die so eben beschriebene Congestion statt, das Thier wird schläferig, unbewußt und stirbt, wenn nicht schnelle Hülfe erfolgt. Auch dies ist Schlagfluß, allein man nennt denselben Magenkoller, denn die Ursache ist ungehörige Fütterung. Richtige Eintheilung der Arbeitsstunden und die Einführung des Futtersackes, wenn die Thiere nicht zu Hause gefüttert werden können, haben das Vorkommen dieses Uebels sehr gemindert. Die Mittel sind klar: zur Ader lassen, Purgiren und Entfernung des Mageninhaltes durch eine für diesen Zweck taugliche Magenpumpe.

Auch Congestionen anderer Art kommen zuweilen vor. Es ist nicht ungewöhnlich, daß Anschoppungen von Blut in dem sehr complicirten Gefäßsysteme der Leber stattfinden, welche zu Verdauungsfehlern aller Art, zur Entstehung von Wasserfüßen u. s. w. Veranlassung geben.

Die **Entzündung** ist der Congestion entgegengesetzt, insofern sie in einem aktiven Zustand der Capillargefäße der Arterien besteht. Das Blut läuft durch dieselben alsdann mit weit größerer Schnelligkeit als im gesunden Zustande, weil das Nervensystem, dessen Einfluß auf das Blutsystem erregt ist, den Umlauf excitirt.

Die Entzündung ist entweder lokal oder verbreitet; d. h. entweder auf ein Organ oder einem besonderen Theil eines Organes beschränkt, oder aber auf die benachbarten, ja über den ganzen Körper ausgedehnt. Im letzteren Falle heißt sie **Fieber**. Fieber ist allgemeine oder auf die Constitution übertragene Entzündung und wird dann sympathetisch oder symptomatisch genannt, wenn man es auf eine Lokalaffektion oder örtliche Ursache beziehen kann, idiopatisch aber, wenn dies nicht der Fall ist. Wahrscheinlich hat jedes Fieber seine örtliche Ursache, nur haben wir nicht genug Kenntniß von den feineren Hergängen in der thierischen Oekonomie, um diese Ursache auszumitteln.

Man kann die Entzündung in ihrer Beziehung zu den verschiedenen Häuten betrachten, welche sie befällt.

Die Schleimhäute kleiden alle diejenigen Höhlen des Körpers aus, welche mit der Außenwelt durch Oeffnungen in Verbindung stehen. Entzündung der Maulschleimhaut kommt häufig vor. Der Zungenkarbunkel ist eine blasenartige Geschwulst, welche längs der Seite der Zunge vorkommt. Seine Ursache ist unbekannt. Er muß in großer Ausdehnung und tief scarificirt werden und zugleich ist eine eröffnende Arznei anzuwenden. Die Froschgeschwulst ist eine Entzündung des Gaumens dicht hinter den Vorderzähnen des Vorderkiefers, man kann oberflächliche Einschnitte anbringen oder eine eröffnende Arznei anwenden, man sollte aber niemals durch Anwendung des Glüheisens die Empfindlichkeit des Maules zerstören. Geschwüre und Wunden in der Maulhöhle von verschiedenen Ursachen werden am besten mit verdünnter Myrrhentinktur oder einer schwachen Alaunlösung behandelt.

Fremde Körper im Schlunde werden gewöhnlich durch die Sonde entfernt, deren man sich gemeiniglich bei der Blähsucht des Rindes bedient, oder man macht den Schlundschnitt und zieht den fremden Körper aus.

Auf den Schleimhäuten äußern besonders die Gifte ihre Wirkung. Die Eibe ist das häufigste Pflanzengift. Das Pferd kann nach deren Genuß durch rechtzeitiges Einschütten von gleichen Theilen Essig und Wasser gerettet werden, nachdem man das Gift mittelst der Magenpumpe möglichst entfernt hatte. Für Arsenik oder ätzenden Quecksilbersublimat gibt es nicht leicht ein Gegengift.

Krampfkolik entsteht nur zu häufig durch Erkältung, einen kalten Trunk oder den Genuß zu vielen Grünfutters. Das Pferd muß herumgeführt und über den ganzen Leib stark abgerieben werden; zugleich gebe man ihm eine Mischung von zwei Unzen Terpentinöl, einer Unze Laudanum, einer Unze Salpeternaphtha in warmem Wasser oder Bier. Hört der Krampf nicht bald auf, so muß dem Pferd zur Ader gelassen und eine Aloepille gegeben werden, auf welche man Aloeklystiere mit warmem Wasser folgen läßt. Wenn dieser krankhafte Zustand der Gedärme lang anhält, so kann er Introsusception oder Ineinanderschiebung derselben zur Folge haben, was tödtlich ist.

Allzuheftiges Purgiren folgt oft auf die Anwendung einer zu starken und ungehörigen Gabe von Abführungsmitteln. Den Schmerz, der hiedurch entsteht, gibt

das Thier durch den peinlichen Ausdruck seines ganzen Verhaltens und häufiges Umschauen gegen die Flanken zu erkennen. Hier muß man so viel als möglich Stärkemehl oder Arrowrootmehl durch Einschütten und Klystiere beibringen, und wenn binnen 12 Stunden hierauf nicht Besserung erfolgt, so gebe man in einem schleimigen Vehikel Kalk, Catechu und Opium.

Eingeweidewürmer thun, wenn sie nicht in sehr großer Quantität vorhanden sind, keinen bedeutenden Schaden. Um Spuhlwürmer zu vertreiben, gebe man dem Pferde eine halbe Stunde vor dem Morgenfutter eine kleine Gabe von Brechweinstein mit etwas Ingwer, gegen Ascariden aber sind Klystiere von Leinöl oder Aloe anzuwenden.

Auch die Respirationsorgane sind mit einer Schleimhaut ausgekleidet. Der Katarrh oder Entzündung des oberen Theiles der Luftwege sollte nie lange außer Acht gelassen werden. Einige Kleienschlappe oder etwas Arznei werden ihn gewöhnlich entfernen. Wenn vernachlässigt, wird er sehr hartnäckig und hat andere Krankheiten zur Folge. Der Kehlkopf kann der Hauptsitz der Entzündung werden. Kehlkopfentzündung zeigt sich durch die äußerste Beschwerde im Athemholen an und ist mit einem eigenthümlichen, röchelnden Geräusch verbunden, zugleich zeigt sich von diesen der Kehlkopf angeschwollen und beim Anfühlen sehr empfindlich. In solchem Falle muß man die Luftröhre öffnen. Zuweilen sind die Verästelungen der Luftröhre vor oder an ihrem Lungenende der Sitz der Entzündung und dann haben wir Bronchitis vor uns. Diese ist durch schnelles und hartes Athmen und ein eigenthümlich zischendes Geräusch nebst Aushusten von Schleim charakterisirt. Hier muß man sehr entschiedene Maßregeln ergreifen und sich an einen erfahrenen Praktiker wenden. Die Hülfe eines solchen ist auch bei der Influenza nothwendig, welche als epizootisches, katarrhalisches Leiden unter verschiedenen Formen auftritt und durch ihre nervösen Symptome, abgesehen von der Entzündung, außerordentlich gefährlich wird.

Aus einem Husten kann Lungenentzündung entstehen, es kann sich diese gefährliche Krankheit aber auch ohne Vorboten entwickeln und in 12 bis 24 Stunden tödtlich sein. Die bezeichnenden Erscheinungen sind hauptsächlich Todeskälte der Extremitäten, Aufblasen der Nüstern, Röthe der Nasenschleimhaut, große Angst und Beklemmung, beständiges Blicken nach der Seite und Unmöglichkeit, sich zu bewegen. Eine erfolgreiche Behandlung eines solchen Falles

kann nur durch eben so schnell als kühn angewendete entschiedene Maßregeln gelingen. Das erste ist eine sehr reichliche Aderlässe; sobald der erste Sturm der Entzündung gebrochen ist, wende man Gegenreize an, auf diese müssen niederschlagende Mittel folgen, aber bei alledem kann der von Glück sagen, wer einen Kranken rettet, bei welchem die Zeichen der Lungenentzündung entschieden vorhanden sind.

Unter den Folgen dieser schweren Lungenaffektionen ist besonders der chronische Husten zu bemerken, welcher zwar nicht immer die Dienstfähigkeit des Pferdes sehr beeinträchtigt, aber es zu Zeiten von erneuertem Katarrh sehr beschwert und nur zu oft in Hartschnaufigkeit ausartet, welche das Pferd zu raschen Bewegungen mehr oder minder unfähig macht und zuweilen in Dampf übergeht. Selten läßt eine dieser Krankheiten eine wirksame Behandlung zu. Verengerung in irgend einem Theile der Respirationsorgane führt ein eigenthümliches Geräusch beim Athmen herbei und pflegt beinahe in jedem Falle anderer Natur zu sein; dies ist der sehr schwer heilbare pfeifende Dampf.

Der Rotz ist die zerstörendste aller Krankheiten, denen das Pferd ausgesetzt ist, und entsteht in Folge vom Einathmen der Atmosphäre unreiner Ställe; in diese Krankheit, welche sehr ansteckend ist, gehen fast alle chronische Krankheiten zuletzt über. Die vorherrschenden Symptome des Rotzes sind: geringer aber klebriger, meist einseitiger Ausfluß aus der Nase, Anschwellung und Verhärtung der Ganaschendrüsen und gegen das Ende bösartige Entzündung des am meisten ergriffenen Nasenflügels. Man darf nie außer Acht lassen, daß diese Krankheit im höchsten Grad ansteckend ist und daß sie auf alle Pferde, welche mit einem rotzigen oder dessen Stall und Utensilien in Berührung kommen, leicht übergeht. Dem Rotze nahe verwandt ist der Wurm, der in Knoten und Geschwüren in der Haut besteht, die nicht minder ansteckend und gefährlich sind; beide sind unheilbar.

Auch die Harnwerkzeuge und Geschlechsorgane sind mit Schleimhäuten ausgekleidet. Das Pferd bekommt durch den Genuß mulstrichen Hafers, oder heißgewordenen Heues, oder von Erkältung und Vernässung der Lendengegend leicht Nierenentzündung. Aderlässen, Purganzen und Gegenreize auf den Lenden sind die geeigneten Mittel. Der Lauterstall ist schwer zu behandeln; die zuerst stattfindende Entzündung muß gebrochen werden und dann gebe man Opium, Catechu und die Bärentraube. Blasenentzündung wird am besten durch schleimige Tränke jeder Art gehoben. Bla-

senhalsentzündung, welche sich durch häufigen und schmerzvollen Absatz geringer Quantitäten von Harn beurkundet, läßt sich bloß durch Aderlässen und Opium bekämpfen. Bei der Stute läßt sich der Catether zu Abzapfung des Harns leicht appliciren, soll dies aber beim Hengst oder Wallachen geschehen, so ist die Hülfe eines erfahrnen Thierarztes nothwendig. Blasensteine sind durch den Praktiker unschwer zu entdecken und mittelst der Operation zu entfernen. Schlauchgeschwüre behandelt man mit Seifenwasser.

Auch die Bindehaut des Auges gehört zu den Schleimhäuten, daher wir hier die Augenkrankheiten erwähnen. Eine krätzartige Flechte am Rande des Augenliedes wird mit verdünnter salpetersaurer Quecksilbersalbe geheilt. Warzen werden mit der Scheere abgeschnitten und deren Wurzeln mit Höllenstein gebrannt. Gewöhnliche Augenentzündung gibt sich meistens bald auf die Anwendung kalter Umschläge; allein es gibt eine gewisse heimtückische Augenentzündung, welche leicht von selbst heilt, allein bald darauf wiederkehrt und mit grauer Staarbildung, d. h. Blindheit, endet; sie wandert von einem Auge auf das andere. Die gewöhnliche Ursache ist anererbte Disposition, daher man in der Auswahl der Zuchtthiere sehr vorsichtig sein muß. Wie diese so genannte Mondblindheit zuerst entstand, weiß man so wenig, als man ein Mittel dagegen kennt. Schönblindheit oder schwarzer Staar besteht in Lähmung des Sehnervs, wobei das Auge ungetrübt bleibt; daher der Name; sie ist unheilbar.

Die serösen Membranen sind von der größten Wichtigkeit. Das Gehirn, das Rückenmark, sammt den Nervenursprüngen, sind von ihnen umgeben; desgleichen das Herz, die Lungen, der Darmkanal und die Organe, welche die Zeugungsflüssigkeit absondern.

Gehirnentzündung. Hierher gehört der rasende Koller; er besteht in einer Entzündung der Gehirnhäute, welche durch zu starke Anstrengung, oder die Ursachen des allgemeinen Fiebers herbeigeführt wird, und hat den Charakter des wildesten Deliriums. Nur die profuseste Aderlässe, tüchtiges Purgiren und scharfe Einreibungen auf den Kopf lassen einigen Erfolg hoffen. Der Starrkrampf oder die Maulsperre ist ein beständiger Krampf aller willkürlichen Muskeln, und namentlich der Halsmuskeln, Rückenmuskeln und Kopfmuskeln; er rührt von Verletzung irgend einer Nervenfaser her, deren Reiz sich bis zum Ursprung der Nerven fortpflanzt, so daß das Gehirn dadurch afficirt

wird, und dieser allgemeine ununterbrochene Krampf die Folge davon ist. Aderlassen, Purgiren, Blasenziehen längs des Rückgrates, Opium in enormen Gaben sind die Mittel, welche einigen günstigen Effekt hoffen lassen. Epilepsie ist beim Pferde selten, und wird noch seltener geheilt. Sie kehrt zu unbestimmten Zeiten wieder. Lähmung ist Aufhebung des Nerveneinflusses; sie ist meist auf die hinteren Gliedmaßen, zuweilen bloß auf eine beschränkt. Aderlassen, Purgiren, Spießglanzmittel, Blasenziehen am Rückgrat sind die Mittel, welche zuweilen helfen, oft aber auch fehlschlagen. Wuth in Folge des Bisses vom wüthenden Hund ist immer tödtlich; man versetze den gebissenen Theil durch Aetzmittel in tüchtige Eiterung, um den Ausbruch der Krankheit zu verhüten.

Die Lungenfellentzündung oder Entzündung des serösen Ueberzuges der Lunge und Brusthöhle kommt in der Regel mit Lungenentzündung vor und wird dieser analog behandelt. Das Herz ist ebenfalls von einer serösen Membran, dem Herzbeutel, umgeben, welche eine Flüssigkeit ausscheidet, die in Folge von stattfindenden Entzündungen sich außerordentlich vermehrt, und dadurch die Herzbeutelwassersucht darstellt, wodurch die Bewegung des Herzens nothleidet; diese Krankheit ist schwer rechtzeitig zu entdecken und stets schwer zu heilen.

Die äußere, den Magen und die Gedärme überkleidende Haut oder das Bauchfell ist ebenfalls seröser Natur, es gibt diesen Theilen Festigkeit und Stärke, hält sie zusammeu, befestigt sie an ihrer Stelle, trägt sie und sondert einen wässerigen Dunst ab, damit sie schlüpfrig bleiben und sich nicht an einander reiben. Diese Haut ist der Entzündung sehr unterworfen und diese ersteht allmählig. Der Puls ist schnell, aber klein, die Beine kalt, der Bauch empfindlich; es ist beständiger Schmerz, den jede Bewegung vermehrt, auch sinken die Kräfte rasch und in hohem Grade. Diese Erscheinungen sind der Hauptcharakter der Bauchfellentzündung. Blutlassen, eröffnende Klystiere und ausgedehnte Gegenreize bieten die einzige Hoffnung zur Genesung dar.

Die Zeit der Kastration ist je nach der Race und der Bestimmung des Pferdes verschieden. Bei dem Fohlen des Landwirthes kann man diese Operation machen, wenn das Thier 4 bis 5 Monate alt ist, und selten mißlingt die Operation. Bei anderen Pferden hängt viel von deren Wachsthum und namentlich der Entwicklung der Vorhand ab.

Zwischen den Gelenken, durch welche viele Knochen mit einander in Verbindung stehen, liegen die die Gelenkshöhlen auskleidenden Synorialhäute, welche eine der Bewegung erleichternde Schmiere, die Gelenksschmiere, absondern. Wird eine dieser Häute zerrissen, so fließt die Gelenksschmiere aus, dies nennt man ein geöffnetes Gelenk und die Folge hiervon ist die heftigste Entzündung. Man muß die Oeffnung möglichst schnell verschließen, was am besten mit dem Glüheisen geschieht; hiedurch entsteht heftige Geschwulst in der Gegend des Gelenkes, wodurch dieses ganz oder theilweise verschlossen wird, so daß die Gelenksschmiere nicht mehr abfließen kann. Man könnte vielleicht auch Blasensalbe einreiben, um dieses Effekts sich zu versichern. Hernach wird das Gelenk durch einen passenden Verband so genau als möglich verschlossen; bricht die Gelenkschmiere wieder hervor, so muß man abermals das Glüheisen anwenden.

Der Spat ist eine knöcherne Auftreibung an der inneren Seite des Sprunggelenkes, das durch zahlreiche kleine Knochen gebildet wird, welche mit einander in fester Gelenksverbindung stehen. Er entsteht in Folge von Anstrengung dieses Theiles, wodurch namentlich an den Verbindungsstellen dieser kleinen Knochen eine Entzündung der Beinhaut entsteht, welche sich durch wuchernde blumenkohlartige Knochenauswüchse erschöpft, und ein eigenthümlich zuckendes Lahmgehen, die Spatlähme, verursacht. Diese Geschwulst wird mit Blasensalbe eingerieben, und wenn dies nicht hilft, mit dem schwarzwarmen Eisen gebrannt, was den Zweck hat, der Wucherung ein Ziel zu setzen, und dadurch die Enzündung und das Lahmgehen zu vermindern oder aufzuheben, wodurch das Pferd zu minder anstrengenden Dienstleistungen fähig wird. Die Hasenhacke ist eine Anschwellung des hinteren Theiles des Fersenbeines, etwa 3 bis 4 Zoll unter seiner Spitze, welche durch Verdehnung des daselbst befindlichen Sehnenbandes erzeugt wird. Man gebe dem Kranken die möglichste Ruhe, und wende scharfe Salbe auf die Geschwulst an oder brenne sie. In der Köthengegend, wo die Sehnen durch Druck oder Reibung vielen Schädlichkeiten ausgesetzt sind, existiren zu Unterstützung ihrer Thätigkeit kleine Schleimbeutel. Bei heftigen Anstrengungen, welche dem Pferde oft zugemuthet werden, entzünden und vergrößern sich diese Schleimbeutel und stellen somit die Flußgallen dar. Diese stören das gute Ansehen des Pferdes, sind aber, wenn die Entzündung getilgt ist, und sie nicht sehr groß geworden sind, keine Veranlassung zum Lahm-

gehen. Im letzteren Falle wendet man das Glüheisen mit Erfolg an. Eine ähnliche Galle, die Fersengalle, kommt über dem Sprunggelenk vor, und ist, wenn nicht entzündet, oder sehr groß, von wenig Bedeutung. Bedenklicher dagegen ist die Sprunggelenkgalle, welche durch Erweiterung des Kapselbandes am Sprunggelenk gebildet wird, diese behindert den Gang und schwächt die Bewegung; sie ist nicht oder schwer zu heilen.

Das Zellgewebe, welches die Zwischenräume zwischen den verschiedenen Organen ausfüllt, oder zu ihrer Textur beiträgt, ist der Sitz vieler Krankheiten. Von der schlechten Einrichtung des Kummets oder der Brutalität des Wärters rühren Contusionen am Hinterkopfe des Pferdes her. Die Folge davon ist Entzündung und beträchtliche Anschwellung, die sogenannte Maulwurfsgeschwulst. Bald entsteht nun Eiterbildung, und es entstehen im Innern der Geschwulst weit verbreitete Eitersäcke und Fisteln. Auch das Widerrist wird zuweilen gedrückt, wodurch der Widerristschaden entsteht, in Folge dessen sich durch einen analogen Hergang bis in die Schulter hinabgehend, Eiterfisteln bilden und sogar die Knochen des Widerristes angegriffen werden. Man muß zu Heilung dieser Uebel die Fisteln spalten oder Haarseile durchziehen und durch wundreinigende Salben Heilung bezwecken.

Eitersäcke eigenthümlicher Art findet man in der Ganaschenhöhle junger Pferde. Sie entstehen in Folge von Fieber. Die Geschwülste entstehen langsam, aber wachsen allmählig stark heran, und verbreiten sich durch das ganze benachbarte Zellgewebe, so daß die Ganaschengrube eine geschwollene Masse darbietet. Dies ist die Druse. Es scheint ihr eine Bemühung der Natur als ursächliches Moment zu Grunde zu liegen, um im Körper verborgene Schärfen zu eliminiren; die Behandlung ist daher ebenso einfach als wirksam. Man befördert die Absceßbildung durch warme Kataplasmen und scharfe Salben; bemerkt man hierauf an dem Schwappen, der Geschwulst, die Anwesenheit von Eiter im Innern, so sticht man die Geschwulst mit der Lanzette an, der Eiter ergießt sich und das Thier genest.

Die Haut des Pferdes ist verschiedenen Krankheiten ausgesetzt. Oft erscheinen auf ihr große Pusteln plötzlich, bleiben einige Tage, dann schilfert sich die Oberhaut ab und ein runder kahler schuppenartiger Fleck bleibt zurück. Dies ist die Nesselsucht. Die Ursache ist dunkel, gewöhnlich kann man aber Indigestion annehmen. Eine mäßige Aderlässe wird stets gut sein, dagegen sind Purganzen schädlich; man

gebe ein umstimmendes Mittel aus Salpeter, rohem Spießglanz und Schwefel, was gute Dienste leisten wird. Die Krätze ist wieder eine andere Krankheit; sie ist der Fluch des Stalles, in den sie kommt, denn es wird fast jedes Pferd in ihm davon angesteckt. Eine Salbe von 1 Theil Barbadoestheer und 3 Theilen Leinöl, tüchtig eingerieben, wird äußerlich am besten wirken, während innerlich umstimmende und purgirende Mittel gegeben werden müssen.

Die Füße, und zwar die hinteren mehr als die vorderen, sind bedeutenden und hartnäckigen Anschwellungen häufig ausgesetzt, welche mit großem Schmerz und beträchtlichem Fieber verbunden sind. Es ist dies eine akute Entzündung des Zellgewebes der Füße. Purganzen und harntreibende Mittel, so wie stärkende, wenn man Schwäche bemerkt, sind die geeigneten Mittel. Auch Abreiben und festes Binden der Füße, thut zuweilen gut. In keiner Krankheit werden von Seiten des gemeinen Thierkurirers und Stallknechts so viel Mißgriffe gemacht als in dieser.

Die Mauke besteht in einer krankhaften Sekretion, Hautdrüsen, welche die Haut der Rückseite des Fessels schlüpfrig und geschmeidig zu erhalten haben. Die Hinterfüße schwellen an, es schwitzt aus diesen Drüschen eine Flüssigkeit aus, wodurch die Haare des Fessels gleich Borsten emporstehen, und die Haut ist heiß, verdickt und fettig anzufühlen. Kurz nachher entstehen Querschrunden, welche eine dickliche stinkende Materie absondern und mehr und mehr tiefer werden. Dieser Zustand kann sich über den ganzen Fuß verbreiten; nach und nach wird die Haut entzündet und geschwürig und in ihrer Struktur verändert, es erscheinen warzenartige Auswüchse, Feigwarzen genannt, zwischen welchen aus tiefen Schrunden eine scheußliche Jauche aussickert.

Die Ursache dieses Uebels ist allgemeine Vernachlässigung des Pferdes, namentlich wenn es mit nassen kothigen Füßen im Stalle steht und der Zugluft ausgesetzt wird.

Im ersten Stadium der Mauke sind Kataplasmen von Kleie oder weißen oder gelben Rüben, nebst einem gelinden Abführungsmittel passend. Dann müssen adstringirende Mittel gebraucht werden, wie gepulverter Alaun oder Kupfervitriol, mit ziemlich viel armenischem Bolus gemischt; dies streut man auf die Geschwüre. Feigwarzen oder sogar der Straußfuß, wie das Uebel in seiner größten Ausdehnung genannt wird, sind schwer zu heilen.

Ueberbeine sind Knochenauswüchse an der inneren Seite der Schienbeine, welche von äußeren Schädlichkeiten

oder verborgenen Ursachen herkommen, und nur so lange sie entzündet sind, oder dann, wenn sie in der Nähe der Beugesehne liegen, Lähme verursachen. Man pflegt sie durch Einreiben von Jodsalbe oder Blasensalbe, oder nach Art des Spates durch Brennen unschädlich zu machen. Verstauchungen sind, wenn vernachlässigt, sehr schlimme Vorkommnisse. Ruhe, warme Bähungen, Kataplasmen, oder im schlimmsten Falle Blasensalben, sind die gewöhnlichsten Mittel. Für Flußgallen ist, wenn sie nicht sehr groß oder stark entzündet sind, die scharfe Salbe das beste Mittel. Verstauchung der Köthe erfordert nachdrückliche Anwendung der Blasensalbe; ebenso Verstauchung des Kronbeinhufgelenkes, worauf leicht langwierige Entzündung, und die unter dem Namen Leist bekannte knöcherne Wucherung folgt, die in absolute Steifigkeit ausgeht; wenn man Leist vermuthet, muß man brennen.

Die Hufentzündung oder Rehe besteht darin, daß durch zu große Anstrengung, Erkältung, Vernässung rc. eine Entzündung in den unter dem Hufhorn liegenden und mit diesem eng verbundenen Fleischblättchen entsteht, wodurch das Pferd die furchtbarsten Schmerzen leidet. Diese Krankheit wird an der Hitze der Hüfe und an ihrer Empfindlichlichkeit bei der leisesten Berührung mit dem Hammer leicht erkannt. Man nehme das Eisen ab, schneide am Zehentheil die Sohle bis aufs Leben nieder, lasse die Wunde tüchtig ausbluten, gebe kühlende Arzneien und mache kalte Lettenumschläge mit Salzwasser; wenn sich die Krankheit nicht bessert, so setze man den Umschlägen Salpeter zu und wiederhole das Blutlassen. Dabei gebe man dem Thiere nichts als Kleie oder Grünes.

Der Vollhuf ist die gewöhnliche Folge der Rehe; hiebei wird die Hufsohle flach und sogar conver, und es übt alsdann jeder Tritt einen empfindlichen Druck auf die inneren Huftheile aus; bei diesem Uebel ist keine Rettung zu hoffen, und man kann die blöde Sohle bloß durch einen zweckmäßigen Beschlag schützen; wobei jedoch das Pferd trotz dem oft beinahe werthlos ist.

Der Zwanghuf. Bei diesem wird in Folge schlechter Ernährung der Fuß schmaler und an den Ballen eingezogen, die Sohle wird sehr tief und der Strahl verkümmert. Da nun die Horntheile hiedurch auf die empfindlichsten Theile des inneren Hufes drücken, so wird der Gang schmerzhaft und beschwerlich, was die Dienstfähigkeit stark beeinträchtigt.

Die Hufgelenklähme. Oft zeigen sich Pferde mit gutgebildeten Hüfen lahm; nun findet aber bei jeder Bewegung ein Spiel zwischen den Beugesehnen und dem Strahlbeine statt, welches letztere der ersteren als Gelenkrolle dient. Wird nun durch eine heftige Anstrengung das Strahlbeingelenk gezerrt, so wird das Pferd auf Lebenszeit lahm. Bei dieser Krankheit kann man durch zweckmäßige Mittel Linderung verschaffen, allein nur ein erfahrener Praktiker wird die Kur mit Erfolg leiten können.

Der Hornspalt ist eine mehr oder minder tiefgehende Spalte im Hufhorn in der Richtung von oben nach unten. Er rührt von Sprödigkeit des Hufhornes her und kommt oft von einem einzigen falschen Tritt. Ist der Hornspalt auch nicht bis auf das Leben durchgerissen, so muß er dennoch gut ausgeschnitten und mit Pech verstrichen werden. Hat der Hornspalt die Krone erreicht, so entsteht, wenn nicht mit großer Sachkenntniß operirt wird, leicht eine Hornkluft.

Die Hornkluft ist Trennung des Hufhornes von der Krone; und stellt eine schwer zu heilende Varietät des Hornspaltes dar.

Der Kronentritt entsteht durch Verletzung der Hufkrone durch den Stollen des Nebenfußes, besonders bei Thieren, die die schlechte Gewohnheit haben, zu schildern. Man muß sogleich Hülfe schaffen, damit nicht Huffisteln entstehen.

Die Huffistel ist die Bildung kleiner, zwischen der Hornwand und Fleischwand entstehenden hohlen Gänge, welche durch Vereiterung im Innern des Hufes entstehen und durch die der Eiter nach oben aussickert. Die Heilung derselben, wie jeder tieferen Hufwunde, geht außerordentlich schwer von statten.

Die Steingallen bestehen in einem Drucke des Eisens auf den Sohlenwinkeln, wodurch die unterliegenden Theile entzündet werden und, wenn vernachlässigt, in Eiterung übergehen; die vollständige Heilung derselben erfordert die ganze Kunst eines erfahrenen Thierarztes.

Die Strahlfäule besteht in einer jaucheartigen Absonderung des Fleischstrahles und schlechter Ernährung des Hornstrahles, sie ist, wenn man bald wundereinigende Mittel anwendet und den Schaden ausschneidet, leicht zu heilen, wird aber durch Vernachlässigung bösartig.

Der Strahlkrebs besteht in einer krebsartigen Entartung des Strahles, welche sich bis auf die Hufsohle ausdehnt, er ist selbst in leichteren Graden schwer zu heilen und in höheren Graden unheilbar.

Was nun das Beschläge und die Pflege des Hufes betrifft, * so hat man darauf zu sehen, daß das Hufhorn durch zweckmäßige Huffalben, wie gleiche Theile Theer und Talg zusammengeschmolzen und ähnliche, theils fettige, theils harzartige Mischungen weder zu weich noch zu spröd werde; man gebe von Natur weichen Hüfen eine mehr harzhaltige, von Natur spröden eine mehr fetthaltige Salbe. Reinlichkeit des Hufes, durch stehenlassen auf trockenem Boden oder trockener Streu, ist unerläßlich. Nach starken Touren und den Tag vor dem Beschlagen schlage man den Huf mit Essig und Kuhmist ein, damit er gekühlt und erweicht werde. Der Schmied schneide nicht mehr als nöthig vom Hufe weg, schone die Eckstreben und den Strahl und berasple die Hufwand nicht überflüssig. Das Eisen darf weder zu leicht noch zu schwer, weder zu lang noch zu kurz sein, denn wenn zu leicht, nützt es sich zu bald ab und macht den Beschlag zu früh wieder nöthig, wenn zu schwer, belastet es den Fuß, wenn zu lang veranlaßt es Einhauen, und wenn zu kurz, zu weit oder zu eng, drückt es den Huf. Es darf auch weder zu seicht noch zu tief gelocht sei, denn im ersteren Falle halten die Nägel nicht, im zweiten entsteht leicht Vernaglung; endlich müssen die Nägel im richtigen Verhältniß zu der Größe des Hufes und des Eisens stehen, und dürfen nicht unganz sein, damit keine Verletzung der weichen Theile des Hufes entstehen. Beim Aufpassen darf der Schmied zwar das Eisen schwarzwarm auflegen, damit er an den Brandmarken sieht, wie weit und wo er noch niederzuschneiden hat, allein er darf es nie heißer aufbrennen und länger liegen lassen, als zum Markiren nöthig ist, um sich durch das Brennen die Mühe des Schneidens zu erleichtern. Ist nun das Eisen aufgepaßt und zurechtgerichtet, so muß es abgelöscht und kalt aufgeschlagen werden. Nach dem Aufschlagen müssen die Nägel sorgfältig abgezwickt und in die Hornwand eingenietet werden, damit das Eisen gut halte; zuletzt berasple man die Unebenheiten der hervorstehenden Nägel und etwaiger Aufzüge, damit keine Verletzung hiedurch entstehen kann.

Man sieht hieraus, daß das Geschäft des Schmiedes, wenn es richtig getrieben wird, viele Kenntniß und Gewandt-

* Der Verfasser schildert hier die englischen, von den unseren sehr abweichenden Gebräuche und Ansichten; dies ist für deutsche Leser nutzlos, daher wir nur die allgemeinen Prinzipien mittheilen, da in diesem kleinen Raume doch nicht von Erschöpfung des Gegenstandes die Rede sein kann. Anm. d. Uebers.

heit erfordert, und man wird daher gut thun, sich um die Art, wie die Pferde beschlagen werden, etwas mehr zu bekümmern, als gewöhnlich geschieht, denn durch ein gutes Beschläg können Huffehler verbessert, so wie durch ein schlechtes Hufleiden herbeigeführt werden. Daher hängt die Diensttauglichkeit der Pferde zu einem nicht unbedeutenden Theile von den Schmieden ab.

Inhalt.

	Seite
Erstes Kapitel. Von den fossilen Ueberresten des Pferdes .	3
Zweites Kapitel. Von den wilden Gattungen des Pferdegeschlechtes	15
Drittes Kapitel. Das halbwilde Pferd von Amerika . .	45
Viertes Kapitel. Von dem Pferde des Alterthums . .	71
Fünftes Kapitel. Von der physischen und psychischen Charakteristik des Pferdes	107
Sechstes Kapitel. Von den hauptsächlichsten modernen Pferderacen	131
Siebentes Kapitel. Vom Esel und Maulthier . . .	196
Anhang. Von den Krankheiten des Pferdes	221

Kreisbibliothek Regensburg

BSB Bayerische StaatsBibliothek

MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Martin, William Charles Linnaeus / Duttenhofer, Friedrich M. / Youatt, William

Die Geschichte des Pferdes, sein Ursprung, seine körperliche und psychische Charakteristik, seine Varietäten und Stammverwandten

Stuttgart 1847

Regensburg, Staatliche Bibliothek -- 999/Polym.45(74/90

urn:nbn:de:bvb:12-bsb11112550-5